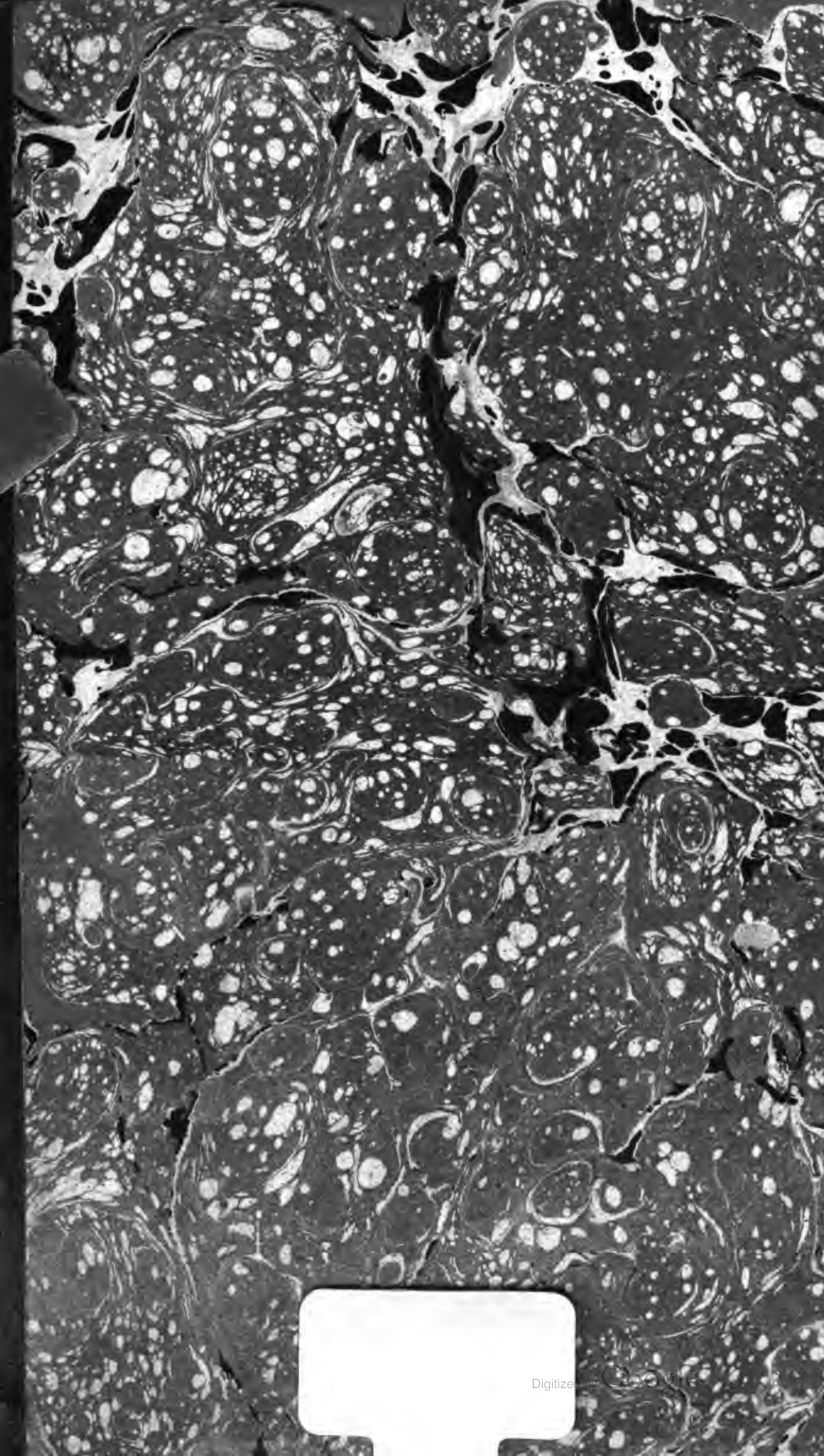
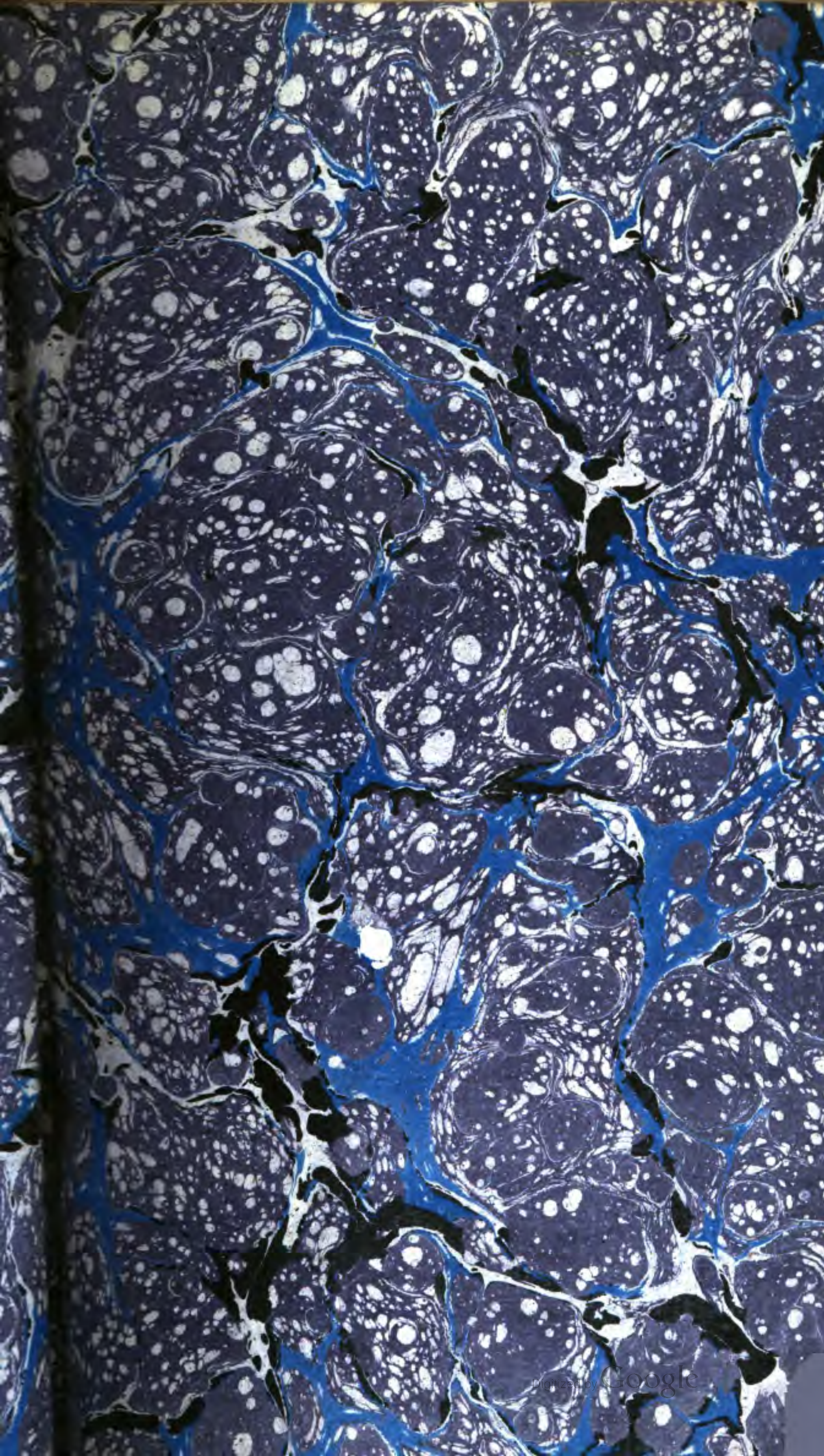

HDI
HW 2QT1 E
Digitized by Google





Feuerbrände 6 [illegible]

Intelligenzblatt hiezu 3 [illegible]

[illegible] 2 [illegible]





C. man hat Ihnen die Fenster eingeworfen —
W. die Ehre war auf Ihrer Seite.

Neue Feuerbrände.

Marginalien

zu der Schrift
Vertraute Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Von demselben Verfasser.

Erster Band.
Erstes bis drittes Heft.

Zweite Auflage.

Mit einem Kupfer.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Neue

Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Erstes Heft.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Inhalt.

Correspondenz.

Schreiben aus Jena.

Schon längst wollte ich Deinen Brief, der mich überraschte, indem er mich an unsere fröhlichen Jugendjahre erinnerte, beantworten und Dir meine Ansicht von der großen Weltbegebenheit mittheilen, die hier unter unsern Augen am 14ten October vorging, wenn ich nicht so sehr beschäftigt gewesen wäre, meine häuslichen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, die nicht wenig gelitten haben.

Ja, lieber Freund, unsere friedlichen Thäler, wo wir vor 20 Jahren so ruhig Hand in Hand spatzieren gingen, und nicht träumten, was jetzt hier entschieden worden ist, waren mit Kriegern angefüllt, deren viele hier begraben liegen; unsere Rebenhügel hallten fürchterlich den Kanonendonner wieder, der diesmal nicht, wie in jener Zeit, das Signal einer allgemeinen, durch die Weinlese veranlaßten, Freude war.

Alle Dir wohl bekannten Oerter: Ziegenhayn, Lichtenhayn, Zwetzen, Dorndorf, Appolde, Kötschau,

das Rauch- und Mühlthal, besonders aber Weimar, von wo wir so manche Nacht so fröhlich nach Hause ritten, waren der Sitz des Schreckens. Erinnerst Du Dich noch wohl Deines Unfalls:

Wie Du, ohne es zu wissen, ein stockblindes Pferd rittest, mit dem Du in den Chausseegraben stürztest, da wir zum ersten Male Belmonte und Constanze in Weimar gesehen hatten?

Dieser nämliche Graben war am 14ten October mit Todten angefüllt. Vor dem 10ten October glaubten wir hier in Jena nicht an die Möglichkeit, daß eine preußische Armee, wie diese, je geschlagen werden könne.

Schöner war nie eine Armee. Es schien, als wenn der preußische Staat den Kern, die Blüthen seiner Gesammtheit an kräftigen Männern bey uns gesammelt hätte, um damit die Welt zu bezwingen. Mehr physische Kraft hat nie eine Armee in sich gefaßt, so lange Krieg geführt worden ist. Die vollendeteste Maschine dieser Art, das vollkommenste Produkt der Natur und Kunst, das Resultat des alten Kriegssystems sollte unter unsern Augen in unsern Thälern untergehen, weil kein Geist diesen Körper belebte. Ja, Freund, das war der Grund alles Unglücks!

Ich bin überzeugt, daß, wenn nur einer von den jüngern preußischen Officieren commandirte, der die neue Form und den Geist des Zeitalters aufgefaßt, und Napoleon einigermaßen begriffen hätte, derselbe mit dieser

Armee Wunder gethan, vielleicht geschlagen, aber nie von der Elbe abgeschnitten worden wäre. Der Herzog von Braunschweig war der Anführer, der König von Preußen, sich selbst nicht vertrauend, hatte ihm das Commando übergeben; von ihm sollte alles ausgehen, es ging aber nichts von ihm aus, als Verwirrung, weder Plan, noch Disposition; Irrthum war an allen Ecken, Mißverständnisse und widersprechende Befehle. Ja die Armee hatte eigentlich gar keine Stellung, es fehlte ihr ein Centrum: denn zwischen der Hohenlohschen und Königlichen Armee war eine Lücke von einigen Stunden. Bey Austerlitz mußte Napoleon das Centrum des Feindes durchbrechen, um zu siegen; das hatte er hier gar nicht nöthig, denn es war keines vorhanden.

Der unwissendste Laye in der Strategie, der es wußte, daß die französische Armee vom 5ten October an unaufhörlich in langen Reihen aus Franken am rechten Saal[illegible]er sich auf Sachsen warf, ihr Auge stets auf die Elbe gerichtet, mußte über die ruhig in Cantonirung bleibende, in einem verwirrten Haufen am linken Saalufer lahm gelegte preußische Armee mitleidig lächeln, die ihre Subsistenzbasis, ihre Magazine, am rechten Saalufer in Naumburg, Merseburg und Halle deshalb niedergelegt zu haben schien, damit der Feind auf seinem Marsch nach der Elbe Lebensmittel fände. Schon war das Tauenziensche Corps geschlagen, das zweyte des Prinzen Louis vernichtet, ohne daß die furchtbare preußische Armee ent-

weder die französischen im Marsch begriffenen Colonnen angegriffen und durchschnitten hätte, um sie zu vernichten, oder doch die Elbe zu erreichen und das Mutterland zu decken. Ja man dachte nicht einmal daran, das Wirtembergsche, 20000 Mann starke, Corps in Eilmärschen nach Naumburg anrücken zu lassen, um diesen Paß und die Defileen von Kösen zu besetzen. Das Corps marschirte ohne Zweck hin und her, von Küstrin nach Berlin, wo man acht Tage lang weilte und im Theater Kriegslieder sang, dem politischen Zinngießer zusah, und den Capuziner in Wallensteins Lager anstaunte, der jedes Militair persiflirt. Von Berlin ging es nach Magdeburg, von hier nach Halle, um gerade zur rechten Zeit dem Feinde in die Hände zu fallen, statt daß von Berlin der nächste Weg nach Naumburg über Wittenberg geht.

Der Herzog von Braunschweig ließ durch Nichts von dem Wahn sich befreyen:

Napoleon werde am Mayn eine defensive Stellung nehmen, hier den Angriff abwarten, besonders da vor dem November die französischen Truppen nicht beysammen seyn würden.

Diese Idee hatten ihm die Minister Gr. Haugwitz und Lucchesini beygebracht, welche dem permanenten großen Kriegsrath beywohnten, der vom Anfange des Octobers bis zum Tage, wo die Armee geschlagen und

aufgelöset wurde, unaufhörlich delibrirte, conferirte, protokollirte, aber nichts decidirte *).

Napoleon und eine Defensive! Sollte man einen Feldherrn und Kabinetsminister nicht gleich zu Hause geschickt haben, der diese Idee nur laut werden lassen konnte?

Endlich war dem Herzog doch die Ueberzeugung geworden: er sey von der Elbe abgeschnitten. Noch konnte er die Armee retten. Er mußte den Saum der Saalgebirge und Kösen besetzen und hier den Angriff erwarten, Naumburg aber zu nehmen suchen, und dem Herzog von Würtemberg entgegenschicken, um in Ellmärschen dem Feinde in den Rücken zu fallen. Man ergriff aber nun die kleinlichste Maaßregel von der Welt:

Man wollte über die Unstruth zurück und so der Elbe sich nähern; man zog sich also hinter die Saalgebirge und besetzte die Pässe nur schwach, das Rauchthal aber gar nicht. In Dorndorf standen z. B. 2 Grenadier-Compagnien von Collin und 40 Pferde.

In der Nacht vom 13ten bemerkten wir in Jena die Aemsigkeit der Franzosen, die Höhen zu ersteigen und sich auf dem Sattel des Gebirges auszubreiten; wir dachten aber in unserm Sinn:

Ihr werdet schön ankommen!

Indem wir voraussetzten, daß hier alles von Preußen besetzt, und mit Kanonen gespickt sey.

*) Sonderbar ist es, daß beyde, der Herzog und Haugwitz, nach der Schlacht blind geworden sind.

Wie erstaunten wir aber am 14ten zu hören:

daß die Franzosen ohne Widerstand das Gebirge erstiegen, sich hier ausgedehnt, Batterien errichtet und die Feinde angegriffen hätten.

Diese kühne Idee des Kaisers ward bey der Nacht und am Morgen unter dem Schutze eines starken Nebels ausgeführt, ehe die Hohenloh'sche Armee ihren Aufmarsch vollbracht hatte; diesen sollten zwey schlesische Kavallerie-Regimenter decken. Sie waren aber beym ersten Anlauf geworfen, und überritten eine Batterie, welche, um sich zu retten, unter Freund und Feind feuern mußte.

Hohenloh retirirte sogleich, indem, wie man sagt, er vorausgesetzt habe: er sey in der linken Flanke umgangen, und vom Holzendorfschen Corps, welches solche decken sollte, abgeschnitten worden.

Das Rüchelsche Corps kam ihm von Weimar aus im Geschwindschritte zu Hülfe. Hohenloh verlangte, Rüchel sollte seinen Rückzug decken, dieser aber commandirte, ohne darauf viel zu achten:

Augen links! Marsch!

Nach einigem glücklichen Erfolg fiel der General, und nun lief alles, was laufen konnte; besonders war die Kavallerie am schnellsten auf der Flucht, und es schien gerade so, als wenn der König sie blos deshalb beritten gemacht hätte, um recht schnell davon zu kommen, und alles in Unordnung zu bringen; denn dieß war ganz der Fall.

Gesetzt, es wäre noch ein Mann von Kopf und Herz aufgestanden, und hätte in dieß Chaos wieder Ordnung und Einheit bringen wollen, es wäre ihm nicht geglückt: denn er wurde von der in Masse fliehenden Kavallerie überritten.

Es wäre möglich (ob zwar unwahrscheinlich) gewesen, daß Rüchel die Franzosen wieder in die Thäler der Saale hinabgeworfen hätte, wenn er nicht fiel; gewiß aber (da er mehr Praktiker und entschlossener wie Hohenloh ist) hätte er an seiner Stelle angegriffen, und nicht wegen einer bloßen Supposition den Rückmarsch angetreten. Wenn alles auf dem Spiele steht, muß man alles daran wagen. So viel von der Schlacht bey Jena.

v. * * n.

Schreiben aus Jena. Fortsetzung.

Der Kanonendonner hatte sich gelegt, die Schlacht war für die Franzosen entschieden. Für Preußen war sie nachtheiliger in ihren Folgen, als in dem Verlust selbst, den die Armee bey Auerstädt und Jena erlitten hatte. Man kann dreist behaupten:

Daß in jedem Menschen die Todesfurcht, zwar bey einem mehr wie bey dem andern, aber doch immer in einem gewissen Grade, vorhanden ist. Frägt man, was es sey, was den Menschen antreibt, dem Tode entgegen zu gehen und in der Gefahr auszuharren? so kann man mit Gewißheit antworten: daß dieß kein Drang des Gemüths, sondern ein vom Verstande erzwungenes Pflicht- und Ehrgefühl sey. Der Mensch erkämpft aber in sich leichter den Sieg der Vernunft über das Gemüth, wenn ein größerer Antheil von Hoffnung in ihm ist; die Todesgefahr sey für ihn nicht so groß, er würde eher am Leben bleiben, als fallen. Daher sehen wir diejenigen Truppen, die öfter hinter einander siegten, kühner in den Kampf gehen, als diejenigen, welche stets geschlagen wurden. Wir sehen die Menschen an die Todesgefahr sich gewöhnen,

und den Veteran gleichgültiger das Schlachtfeld betreten wie den Neuling. Hat endlich jemand Jahre lang im Kriege mitgekämpft, so geht er zuletzt zur Schlacht wie zum Tanz, indem er denkt: du bist immer gut davon gekommen, warum nicht auch heute? Kommt nun noch irgend ein Interesse dazu, welches den Soldaten antreibt, brav zu seyn: als das der Ehre, der Selbstvertheidigung und des Eigenthums, der Beute und der Gefahr des Rückzugs, so ist der Soldat gebildet, um als Maschine seine Schuldigkeit zu thun.

Wenn ich unter diesen Betrachtungen die französischen und preußischen Heere gegen einander übersah, so war mir der Sieg der erstern gar nicht zweifelhaft.

Da stand auf der einen Seite ein einziger Feldherr, der allein die Hunderttausende lenkte und bewegte, in der Vollendung des Mannes. Zehn Jahre lang hat er fast ununterbrochen mit den Truppen aller gebildeten Völker gekämpft; alle ihre Eigenheiten, ihre verschiedenen Arten, den Krieg zu führen, waren ihm bekannt geworden. Als ein geschickter Theoretiker ergriff er den Commandostab, eine zehnjährige Praxis vollendete den Feldherrn. Er vermochte der Armee zu übertragen, was er durch Erfahrung an seinen Feinden in der Kunst schätzen gelernt hatte und seinen Truppen abging. Er kannte genau den Charakter seiner Soldaten, und was ihn für seine Zwecke brauchbar machte. Der Sieg war stets sein treuer Gefährte. Dreyßig gewonnene Schlachten machen gleich-

gültig gegen jede Gefahr. Die unter seinem Commando fechtende Armee hatte unter ihm nie eine Schlacht verloren, das größte Vertrauen knüpfte sie an ihren Führer. Das Ehrgefühl, welches in jedem Franzosen, als Soldat aber doppelt, vorhanden ist, kam hinzu, einen neuen Feind zu besiegen, dessen Heer man vor noch nicht langer Zeit unüberwindlich nannte, und welches vor 14 Jahren Frankreich in seiner Hauptstadt zu besiegen glaubte. Den gemeinsten französischen Soldaten exaltirte der Gedanke, in der preußischen Residenz seine Fahnen aufzupflanzen.

Endlich war in diesem Heere die Kunst, den Krieg zu führen, im höchsten Grade vorhanden.

Auf der andern Seite standen die Preußen, in denen nur noch der Abglanz einer alten Form glänzte, die längst theils verworfen, theils verbessert und durch die neuesten Erfahrungen völlig verändert war. An ihrer Spitze commandirte ein Areopagus, mit sich selbst im Widerspruch, und der Feldherr, der den mehresten Einfluß hatte, war ein Greis, der, ohne die neue Kriegskunst zu kennen und sie begriffen zu haben, ganz an seiner ihm blos bekannten alten verjährten Manier hing, und dadurch mit allen jüngern Generalen, die das Neue kannten und einführen wollten, in die erklärteste Opposition trat.

Die Truppen selbst, ohne je zum größten Theil eine Schlacht mitgemacht zu haben, hatten deshalb weder Selbstvertrauen noch Glauben an ihren Führer, den sie wenig kannten, recht eigentlich seine Mittelmäßigkeit be-

merkten, da so oft widersprechende Befehle ertheilt wurden, und sie, ohne geschlagen zu seyn, in den fruchtbarsten Gegenden Mangel, Hunger und Durst litten, da der Krieg noch nicht angegangen war.

Was bisher die preußische Armee besonders zusammengehalten hatte, das militairische Point d'honneur (im adelichen Officiercorps von Friedrich als eine, aus dem ehemaligen Geiste der Chevallerie ergriffene, und so gut benutzte Idee) war eine ziemlich veraltete Formel geworden, wofür man fast so wenig gab, als für die Cavalierparole des heutigen Adels. Denn so wie diese jetzt so gemein geworden ist, daß man keinen Heller mehr darauf leiht, statt daß das Ehrenwort eines alten deutschen Ritters so viel galt, wie ein Eid und eine Hypothek; eben so sehr ist das: Auf Ehre! verschrieen, weil unsere Officiere damit in allen Schenken, Tabagieen und auf den Wachen um sich warfen.

Im Gefolge dieser Reflexionen war mir der Sieg über die Preußen, wie schon gesagt ist, nicht mehr zweifelhaft. Wie sie aber diese erste Hauptschlacht verloren hatten, da konnte ich mir auch eben so leicht die gänzliche Erschlaffung aller preußischen Tapferkeit im General wie im Gemeinen leicht erklären, und es war gar nichts Auffallendes, daß sie jetzt die Roßbacher Fluchtscenen erneuerten, die sie so oft den Franzosen vorgeworfen haben. Merkwürdig war es mir aber: daß in den Preußen hier

und da im Einzelnen der alte Geist wieder erschien, wie im siebenjährigen Kriege in den Franzosen.

In dem Junker, der bey Halle lieber in der Saale ertrank, als seine Fahne verlieren wollte, erschien das wahre ächte militairische Point d'honneur, so wie es Friedrichs Schaaren im Allgemeinen belebte; und in dem französischen Grenadier, der bey Roßbach mit drey Preußen kämpfte, und Friedrich, der ihn fragte: ob er unüberwindlich sey? antwortete: ja, Sire, wenn Sie mich commandirten, lebte noch der Geist des Türenne.

Doch Du willst lieber die Tagesgeschichte als philosophische Bemerkungen von mir hören.

In Weimar war bey Hofe alles geflohen, und nur die Herzoginn geblieben. Der Kaiser Napoleon wurde von ihr empfangen, logirte in dem Schloß, und wie sie vor ihm mit der Anrede erschien:

Ich wünsche, Sire, daß Sie in meiner Wohnung alles gefunden haben, was Ihnen nach so vieler Anstrengung Erholung gewähren könnte, und ich bin bereit, alles zu leisten, was ich und das Land nach Ihrem Verlangen für die französische Armee aufbringen sollen; erwiderte der Kaiser:

Warum hat der Herzog, Ihr Mann, gegen mich die Waffen ergriffen?

Die Herzoginn antwortet:

Ew. Majestät wissen: Mein Mann war während des Friedens preußischer General; sollte er im Kriege seinen

Posten verlassen? Ich und seine Unterthanen hegten zwar diesen Wunsch: Soll ich, sprach der Herzog, alle militairischen auf die Ehre begründeten Gesetze mit Füßen treten, und mich und mein Geschlecht dadurch schänden?

Er hatte Recht, Madam, entgegnete Napoleon, aber jetzt hat er seine Pflicht gethan, nun komme er zurück, und ich schenke dem Lande den Frieden.

Der Herzog kam, und es wurde ihm und uns der Friede.

v. **n.

Ueber die jetzt allgemeine Herabwürdigung des preußischen Militairs.

Sollte wohl der Verlust der Schlachten an der Saale, und die schnelle Uebergabe der Hauptvesten des Landes allein die Verachtung hervorgebracht haben, welche jetzt das Publikum ungescheut laut und öffentlich dem Militair bezeigt? Ich glaube nicht.

Es mag übrigens diese Zurücksetzung eines ganzen Standes auf Gründen beruhen oder nicht, so wird sie doch auf alle Weise übertrieben, und man thut manchem Individuo unrecht, indem man das Ganze verwirft. Ich glaube, es kann nicht uninteressant seyn, sich zurück zu erinnern, wie das Uebergewicht des Militairs über die übrigen Stände im Preußischen nach und nach entstanden ist.

Unter Georg Wilhelm im dreyßigjährigen Kriege unterhielt der Staat etwa 4000 Mann Soldaten. Ihre Thaten sind bekannt, man würdigte sie damals grade so, wie im siebenjährigen Kriege die Reichstruppen. Der große Churfürst legte seinen feurigen großen Geist in diesen Körper, und das Militair, davon belebt, kämpfte jetzt (die nämliche Brandenburgische Armee, von welcher man

kurz vorher nicht gewußt hatte, ob sie existirte oder nicht) gegen die ersten europäischen Truppen damaliger Zeit und zwar mit Erfolg — gegen die Schweden. Ja, der Churfürst wagte es, sich einem Türenne und seiner Armee gegenüber zu stellen.

Damals verdankte der preußische Staat schon sein Aufblühen seinem Militair, und wenn auch dies seinen ganzen Werth durch seinen Anführer erhalten hatte, so wurde doch der Beyfall des Publikums auch der Schöpfung zu Theil, die von dem Fürsten ausgegangen war, dessen Andenken man in Berlin durch eine Statue ehrte.

Unter Friedrich I. verlohr sich diese Achtung für den Soldatenstand wieder, da dieser Fürst keine Neigung für ihn zeigte, und mehr für einen glänzenden Hof, für Pracht und Dekorationen des erst erworbenen Königs-Throns, als für den Krieg Sinn hatte, deshalb auch ziemlich gleichgültig zusah, wie Karl XII. die Welt in Erstaunen setzte, und den Welteroberer zu spielen anfing.

Wie wenig das Militair damals galt, das beweisen die häufigen Rangordnungen, die erlassen wurden, worin dieser Stand zurückgesetzt, und der Feldmarschall dem Kammerherrn nachstehen mußte.

Bekanntlich war Friedrich Wilhelms I. Charakter ganz dem seines Vaters entgegengesetzt; es war daher nicht auffallend, daß er ein anderes System annahm. Frugalität trat an die Stelle der Verschwendung, glänzende Hoffêten mußten dem Tobackskollegium wei-

chen, das Civil dem Militair. Der Fähndrich sah den Kammerherrn, den man zu entbehren gelernt hatte, nicht mehr über die Schulter an, und ein Potsdamscher Grenadier von 12 Zoll stand im ersten Gliede der Höflinge. Um diese Zeit erlaubte sich der Soldatenstand alles, im Inn- und Auslande; er war völlig gesetzlos, und wer einen großen Soldaten beleidigte, der griff den König selbst an. Was Friedrich Wilhelm nur in der Form schätzte, das wußte Leopold von Dessau für den Zweck auszubilden; denn der Krieg blieb diesem Heere unter seiner Führung nicht fremd, und der Held des angehenden Jahrhunderts, Carl XII. mußte in Stralsund selbst der preußischen Tapferkeit weichen.

Mit den größten Ansprüchen fiel diese in jener Zeit bis zur höchsten Vollkommenheit geformte Maschine in Friedrichs Hände.

Für ihn war sie nicht blos in der Form vorhanden, er wußte sie besser, wie einer seiner Vorfahren, zu ihrem Zweck zu gebrauchen. Welche neue Schöpfung durch seinen Geist in der Armee erschien, was durch sie geleistet wurde, in welcher Vollkommenheit er sie seinem Nachfolger übergab, das brauche ich nicht erst zu wiederholen, wir haben es alle gesehen: daß seit dem siebenjährigen Kriege das Gefühl ihres Werths die Armee belebte, daß der Officierstand sich weit über alle Stände erhaben dachte, daß Friedrich diese Idee nicht schwächte, um den Reiz für das Militair zu erhalten, daß der reichste

Edel-

Edelmann, der deutsche Fürst selbst es für eine Ehre hielt, in dieser Armee zu dienen; daß im Auslande selbst, wo ein preußischer Officier erschien, dies Prädikat Achtung einflößte; daß man in einer preußischen Uniform in der ganzen Welt unangefochten blieb; daß besonders das zweyte Geschlecht diesen Götzen anbetete, und die Tochter eines Millionairs sich selig pries, wenn sie mit einem preußischen Fähndrich das Ehebette besteigen konnte; daß der Officier kühn in jeder Gesellschaft der Ersten des Landes eintrat, wo der Civilist ängstlich und verlegen in tiefster Devotion erschien; daß endlich der Officier jede Beleidigung eines Bürgers sogleich mit dem Tode bestrafte, und Versuche dieser Art wenig geahndet wurden, das alles ist bekannt genug.

Wenn unsre Regenten dieses Emporragen des Militairs über die übrigen Stände gern sahen, wenn sie es begünstigten, hegten und pflegten, wenn sie sich selbst an die Spitze stellten, wenn ein König von Preußen nie anders als in der Militair-Uniform erschien, so lag dies ganz im Systeme der Regierung.

Denn das Militair war für Preußen ganz eigentlich die Stütze des Staats. Nur in diesem Stande lebte der Adel in seinem Geiste, in dem alten Ritterthum, fort; ohne diesen wäre er längst verschollen. Daß diese dem Militair verstatteten Vorzüge auf den Mittelstand drückten, daß dieser sich dadurch gekränkt fühlte, daß besonders das Civile es übel empfand, dem

Militair stets nachstehen zu müssen, da es doch auch Verdienste um den Staat zu haben glaubte, war sehr natürlich; daher suchte sich der Bürgerstand so gern vom Soldatenstande zu eximiren, in welchem er für sich keine Beförderung, keine ehrenvolle Auszeichnung sah, und wo für ihn nur die durch den Corporalstock erzwungene Lust des Dienstes vorhanden war. Daher waren stets Streitigkeiten zwischen den Militair- und Civilbehörden; und wo diese den erstern zum Verdruß nur etwas einleiten konnten, thaten sie es nicht gern?

Deshalb machte die französische Revolution solchen Eindruck auf unsern Mittelstand, da sie den Adel vernichtete, im Militair nach Verdienst beförderte, und durch Nationalgarden Siege über das Militair erfocht.

Da seht Ihr's, Großsprecher! hieß es allgemein, daß der Bürger, den ihr mit dem Namen Philister belegt, auch Schlachten gewinnen kann, und daß ihr nichts über ihn erlangen könnet!

Der Rheinkrieg erhielt noch einigermaßen den Ruf des Militairs aufrecht, wie aber in Pohlen einzelne Gefechte so wenig ehrenvoll für das preußische Heer redeten, wie man die Belagerung Warschau's schmerzvoll aufheben mußte, da sank die bisherige Achtung für diesen Stand. Jemehr nun das Ansehn im Publiko fiel, welches der Officierstand 50 Jahr behauptet hatte; wie das Schuldenmachen bei ihm einriß; wie er häufig durch Verheyrathung mit dem Bürgerstande sich zu familiari-

fern anfing; wie er hin und wieder aufhörte, eine glänzende Rolle zu spielen, und in seiner Blöße da stand; desto mehr wollte er mit Gewalt den alten Anspruch geltend machen; er brüsquirte, bramarbasirte und raisonirte, wo es nur möglich war; man verlachte ihn im Stillen, ging ihm aus dem Wege, schloß ihn von der Gesellschaft aus, wo es füglich geschehen konnte, und suchte sich ganz von ihm los zu machen.

Das Militair fing an diesen Mangel an Achtung zu fühlen, es bemerkte wohl, daß es um sein Uebergewicht geschehen sey, wenn es sich nicht durch einen Krieg von neuem höbe; daher die allgemeine Begierde in der Armee sich mit den Franzosen zu messen. Es war der Todeskampf, den das Militair, um seine alten Rechte zu vertheidigen, an der Saale begann, und der so unglücklich ablief.

Nun ist auch sein Ansehen so lange dahin, bis dereinst ein zweyter Friedrich erscheint, und aus dem Soldaten wieder die erste Stütze des Staats macht.

Wenn nun das so lange gefürchtete Militair vernichtet da liegt, soll man sich darüber wundern, wenn die lange verhaltene Wuth des Mittelstandes und Civils darüber losbricht, und den Werth, den dies Militair hatte, durchaus verworfen wird, die Verläumdung so geschäftig ist, selbst einzelne Züge, die von Tapferkeit zeugen, zu vergiften?

Edel ist dies nicht, aber ganz gewöhnlich!

Mag nun das Militair beschaffen gewesen seyn, wie es will, mögen die Officiere zum größten Theil vorlaut, anmaßend, großsprecherisch und unwissend in ihrem Fach gewesen seyn, so ist es für mich doch eine Wahrheit, daß diese Armee, wie sie war, ganz anders operirt haben würde, wenn ein anderer Feldherr, als der Herzog von Braunschweig, an ihrer Spitze stand.

So wie Leopold von Dessau der erste preußische General unter den Königen war, so wird man den Herzog den letzten nennen. Jener erschuf eine preußische Armee, dieser vernichtete sie. Gern will ich zugeben, daß er es nicht aus Vorsatz that; er sollte aber in seinem Alter, seine Schwäche fühlend, so weise gewesen seyn, ein so großes Spiel nicht mehr zu wagen und kindisch zu endigen.

Unbegreiflich wahr ist es: daß das preußische Militair wahrscheinlich für immer sein Uebergewicht verloren hat, da eine Idee, wenn sie einmal vernichtet ist, nie wieder hergestellt werden kann.

Was wird aber künftig die Lücke ausfüllen? Welche Tendenz wird künftig der preußische Staat haben, den man bisher militairisch nannte? Wird er Ackerbau treiben oder ein Handelsstaat genannt werden? Wird ihm nicht die Rolle vorgezeichnet werden, die er künftig durchzuführen hat? Das alles aufzuklären, muß man der folgenden Zeit überlassen.

v. **n.

Groß-Pohlens Besitznahme war der Untergang Preußens.

Diese Behauptung muß bewiesen werden.

Friedrich II. der die von dem großen Churfürsten begründete, von Friedrich I. dekorirte, von Friedrich Wilhelm I. eingerichtete preußische Staatsmaschine nicht nur vollendete, sondern sogar durch Schlesiens Eroberung von einer mittelmäßigen zu einer Macht vom ersten Range empor hob, acquirirte Westpreußen, und projektirte die erste Theilung Pohlens, um Rußland zufrieden zu stellen, einen Krieg dieses Reichs mit Oestreich, und den Untergang der hohen Pforte zu hindern, wie er selbst in seinen hinterlassenen Werken erzählt. Man hat ihm dies in neueren Zeiten vorgeworfen, weil dadurch zuerst das System des Gleichgewichts unter den europäischen Staaten angetastet worden sey. Dies war aber keineswegs der Fall.

Friedrich kannte zu gut das Princip des russischen Cabinets, sich nach dem Süden auszudehnen, welches von Peter I. aufgestellt, und von allen seinen Nachfolgern adoptirt, von der Kaiserin Catharina aber zum Theil ausgeführt worden ist.

Lange schon wären die Türken aus Europa vertrieben, die Dardanellen frey, wenn England nicht den Arm des russischen Riesen aufgehalten hätte, der die Thore zur Vereinigung des schwarzen und mittelländischen Meeres geöffnet, und einen lebendigen Tauschhandel zwischen den Handelsplätzen beyder Meere bewirkt haben würde.

Preußen konnte nicht gleichgültig bei der Vergrößerung des russischen Reichs auf diesem Punkte seyn, und ein Stück von Pohlen war besser dazu geeignet, den Drang der russischen Kaiserin nach Vergrößerung zu befriedigen, wie Griechenland. Dies konnte um so eher geschehen, als Preußen dadurch außerordentlich gewann; daß es seinen Provinzen ein Arrondissement gab, welches sie vorher nicht hatten; daß es in den Besitz des Ausflusses der Weichsel kam, wodurch es den rohen Producten-Handel Pohlens ganz in seine Gewalt brachte.

Pohlen wurde dadurch in eine Colonie für die angrenzenden preußischen Staaten verwandelt, und so wie Martinique dem Mutterlande Caffee liefern mußte, so erhielt Preußen Getraide, Wolle, Vieh, Häute, Talg, Holz ꝛc. aus Pohlen zu den wohlfeilsten Preisen, da Preußen bei der Sperrung der Weichsel die Nachfrage allein hervorbrachte.

Friedrich, der seine Staatswirthschaft nicht auf Physiokratische, sondern Colbertsche Grundsätze begründete, und militairische sowohl wie Land-Getraide-Magazine anlegte, wodurch er die Preise dirigirte, und die

Armeen wohlfeil verpflegte, erhielt aus Pohlen hinreichendes Getraide und rohen Stoff zur Verarbeitung für seine Fabriken. Hätten ihn diese Vortheile nicht abgehalten, so hätte er gewiß 1772 schon für die gänzliche Auflösung des pohlnischen Reichs gestimmt; und wer würde die drey Mächte abgehalten haben, 1772 auszuführen, was sie 20 Jahr später vollendeten?

Friedrich berechnete aber sehr wohl:

Daß der National-Reichthum Pohlens, und der Antheil, den er für sich davon als Regent in Anspruch zu nehmen vermochte, nur dem Aufwande gleich seyn könne, welchen die Souverainität ihm über dieses incultivirte Land aufbürden würde; indem er zugleich den Vortheil verlor, solches als eine Colonie für seine Staaten gebrauchen, und von der darin herrschenden auf Gesetzlosigkeit begründeten Unordnung profitiren zu können.

Deshalb würde Friedrich nie die völlige Theilung Pohlens zugegeben haben, zu der sein Nachfolger sich unbesonnener Weise hinreißen ließ.

Was hat er dadurch gewonnen? Ein Land, das von Edelleuten in kleine Theilchen aufgelößt ist, worin das Volk als lebendiges Ackerinstrument vegetirt, wie der Ochse an der Krippe gefüttert, und zur Arbeit mit dem Kantschuh angetrieben wird! Ein Land, worin jeder Kunstfleiß und jeder Drang zur Entwickelung verscheucht ist.

Er hat Soldaten gewonnen, die in jedem Kriege mit Rußland oder Frankreich ihre Fahnen verlassen, und Unterthanen, die alsdann den von ihnen erzwungenen Huldigungseid brechen, und in Masse aufstehen werden.

Genähert hat sich Preußen den Grenzen Rußlands und Oestreichs, ohne sie besetzen zu können; verloren hat es alle Vortheile, die ihm die Sperrung der Weichsel brachte. Vernichtet sind seit diesem Augenblick seine Fabriken, mit ihnen die Städte und der dritte Stand; vertheuert sind die Producte erster Nothwendigkeit, kostbarer also wurde die Unterhaltung der Armee. Nichts hat also Preußen gewonnen, als einen leeren Raum, den zu beleben ihm der Athem fehlt.

Pohlen ist also das Grab Preußens, und um dies noch mehr zu versinnlichen, will ich die Einnahme von diesen neuacquirirten Provinzen beyfügen.

Südpreußens Einnahme 1800	2582541 Thlr.
Ausgabe inclusive des Militairs	2903553 —
Minus gegen die Einnahme	321012 Thlr.

Neu-Ostpreußens Einnahme 1796	1,059483 Thlr.
Ausgabe inclusive des Militairs	1,005851 —
Plus	53632 Thlr.

Seit dieser Periode mögen die Revenüen um so viel gestiegen seyn, daß das Minus gedeckt ist.

Ist es wahr, daß in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Art von Abgaben die Grundeigenthümer treffe?

Die Vertheidiger des ökonomischen Systems gründen ihre Meynung auf den Grundsatz, daß die Erde alles producire. Wenn man damit sagen will, daß der Mensch alles dasjenige, worauf er seine Arbeit verwandt, von der Erde ziehe, so ist dieß eine reine Wahrheit; behauptet man aber, daß die Erde alles, was einen Werth hat, producire, so ist dieß — falsch.

Alles dasjenige, was die Erde herbeyschafft, und worauf der Mensch noch keine Arbeit verwandt hat, hat keinen Werth; es kann also kein Gegenstand der Auflage seyn.

Die Arbeit producirt alles das, was unter den Menschen einen Werth hat, und folglich eine Abgabe zu entrichten fähig ist. Unter den gebildeten Nationen liefert die Erde keine freywilligen Produkte mehr; die Arbeit bedeckt, wie in einer rauhen Gegend der Schnee, die ganze Oberfläche der Erde mit Produkten.

Die Erde ist ein Werkzeug, dessen sich die Arbeit bedient; sie muß hier, wie alle übrigen Werkzeuge, die die Industrie der Menschen erfindet, betrachtet werden.

Der Arbeiter bedient sich der Erde, um die ersten nahrhaften Bestandtheile, oder den Urstoff des Wachsthums in Korn umzuwandeln, so wie der Müller sich der Mahlmühle zur Umschaffung des Korns in Mehl, und der Bäcker sich des Backofens zur Verwandlung des Mehls in Brod bedienen. Die Mühle und der Backofen sind Quellen des Einkommens, wie die urbargemachte Erde, welche das Getraide hervorgebracht hat. Dieß drey Quellen wurden durch eine Anhäufung von überflüssiger Arbeit gebildet, oder erworben, und sind durch eine andere überflüssige Arbeit einträglich gemacht worden; es verhält sich eben so mit allen Quellen des Einkommens.

Als ein weiteres Beyspiel denke ich mir eine Kutsche von Pferden gezogen, ein Fahrzeug von dem Strome eines Flusses fortgerissen, und ein Schiff mit vollen Segeln streichend. Dieß sind ebenfalls Quellen des Einkommens, welche die Wirkung, die sie hervorbringen, lediglich der Arbeit der Menschen verdanken, obgleich die physische Wirkung des Transports blos durch die Pferde, der Lauf blos durch den Fluß und die Bewegung durch den Wind veranlaßt wurden; denn wenn man sich z. B. die Arbeit, welche nach und nach auf das Schiff verwendet worden ist, um daraus ein großes Transportschiff zu machen, und alle zur Schifffahrt und zum Schiffbau nothwendigen

Kenntnissen hinwegdenkt; so wird, statt eines Schiffes, nichts anderes übrig bleiben, als in Waldungen gepflanzte Bäume, und der Wind wird ohne alle Bestimmung und Wirkung auf dem Meere wehen und stürmen; dieß ist nun das Resultat einer jeden Arbeit, welche sich mit der Arbeit der Matrosen, durch welche die Bewegung des Schiffes geschieht, vereinigt und anhäuft.

Eben so verhält es sich mit der Arbeit des Pferdes und anderer physischen Wesen, welche an der Stelle des Menschen zu arbeiten scheinen. Der Arbeiter oder Tagelöhner, welcher auf seinem Rücken eine Bürde nach Hause trägt, verrichtet eine natürliche Arbeit, und derjenige, welcher die Bürde einem Pferde auflegt, eine künstliche Arbeit, deren ursprünglicher Werth den Werth des Lastträgers um so mehr übertrifft, als die Wirkung des Transports durch ein Pferd die desselben [illegible] einen Lastträger überwiegt.

Die Arbeit bringt demnach Alles hervor, und dasjenige, was durch die Arbeit der Menschen jedes physische Wesen zu Stande bringt, ist das Produkt der künstlichen Arbeit des Menschen.

Die Erde schaffet, im Zustande der Cultur, alle Produkte herbey; jedoch sind diese, wenn es gleich scheint, als seyen sie aus dem Grund und Boden unmittelbar hervorgewachsen, immer ein Werk der Industrie des Menschen.

Man mag übrigens den Ursprung der irdischen Produkte betrachten, wie man will, die Erde ist, nach der ge-

genwärtigen Lage der Dinge, eine Quelle des Einkommens, welche, wie alle übrigen, lediglich durch Capitalien oder durch überflüssige Arbeit gewonnen wird; folglich sind alle ihre Produkte das Resultat einer Anhäufung von Arbeit, wie die Produkte aller andern Quellen des Einkommens, und unterliegt, wie diese, den nämlichen Gesetzen des Gleichgewichts; es liegt also kein Grund vorhanden, zu behaupten, daß die Auflagen lediglich und ganz allein die Produkte der Erde treffen.

So urtheilt Canard, Professor der Mathematik in Paris.

Im Preußischen ist nur der kleinste Theil der Abgaben auf den Ertrag des Grund und Bodens gelegt, der größte Theil derselben fällt auf die Consumtion. Wie die Grundsteuern bey uns nach und nach entstanden sind, hat Herr von [illegible]lin und andere deutlich gezeigt.

Der Staatschef verlangte; die Stände gewährten auf Kosten eines Dritten; daher die große Ungleichheit in der Repartition. Wenn man den Ursprung der Grundsteuern und deren allmähligen Steigerung aufsucht, so trifft man stets auf die Hauptprinzipe der Feudalität und bemerkt die Grenzen der Souveränität und Territorialhoheit.

Der größte Aufwand, den der Staat nach der Einführung stehender Heere machen mußte, war für den Krieg nothwendig. Die Vasallen, die ehemals mit ihren Hintersassen die Kriegsdienste persönlich verrichteten, stell-

en in neuern Zeiten nur diese, und ließen sie auch durch die Steuern den Sold aufbringen. Sich selbst eximirten sie sowohl für ihre Person, als wegen ihrer Vorwerker, vom Dienst und von der Steuerzahlung. Deshalb ging aber auch der Adel seit diesem Augenblick, da er nur auf öffentliche Kosten existirte, in seinem Luxus unter, und wurde im Preußischen, seitdem Friedrich ihm die Offizierstellen im Militair ausschließend einräumte, dadurch noch in etwas gehalten.

Da, wo neuerlich durch Eroberung Provinzen acquirirt wurden, legte man dem Adel auch Steuern auf (wie in Schlesien, Süd-, West- und Neuostpreußen); jedoch immer in einem geringern Maaßstabe wie den übrigen Ständen.

Man versuchte es allenthalben, wo Grundsteuern eingeführt wurden, den reinen Ertrag auszumitteln, von welchem der Staat Antheile verlangte. Wenn es nun überhaupt sehr schwer ist, den reinen Ertrag eines Grundstücks auszumitteln, so war es auch bey dieser Untersuchung stets der Fall, indem man die Güte des Grundes und Bodens zum Maaßstabe nahm. Es ist aber nicht der Grund und Boden, der den Ertrag im größern und geringern Grade giebt, sondern wenn auch die Quantität desselben darauf einwirkt, so sind doch besonders zwey Dinge vorhanden, von denen er abhängt (mag er fett oder mager seyn): von der Bearbeitung und von den Localverhältnissen. Hat der Boden einen faulen unverstän-

digen Arbeiter; erhöhen Localverhältnisse den Werth sei- ner Erzeugnisse, oder nicht, durch die häufigere Nachfra- ge, (als in der Nähe eines Flusses oder einer Stadt), so steigt oder fällt der Ertrag. Ist der Boden freyes Ei- genthum dessen, der ihn bearbeitet, oder ein Besitz eines pohlnischen Leibeigenen, so hat dies einen wesentlichen Einfluss auf seine Erzeugnisse.

Ohne die hinzugekommene Bearbeitung hat die Grund und Boden keinen Werth, er treibt nur Producte hervor, die selbst der roheste Barbar verschmäht.

Bei jeder Steuereinrichtung soll man auf den Zweck sehen, wofür man die Abgabe bezahlt, oder einen Theil des Ertrags abgiebt. Dies geschieht offenbar für den Schutz, den der Besitzer genießt, einen Theil des Ertrags seiner Arbeit in Ruhe genießen zu können.

Da aber die bisherige Besteurungsart sich lediglich nach der Productionsfähigkeit des Bodens gerichtet hat, ohne auf die Arbeitsfähigkeit des Besitzers zu sehen, da man den abhängigen mehr wie den freyen herangezogen hat, den Bauer mehr, wie den Adel, so war wohl diese Besteurungsart die ungerechteste, die es geben konnte.

Man hätte gerade ein umgekehrtes Verhältniß beob- achten, und den freyen großen Gutsbesitzer höher wie den kleinen eingeschränkten besteuern sollen, da jener tau- send Vortheile genießt, die dieser nicht hat. Jener kann eine vortheilhafte Nachfrage abwarten, statt daß dieser gezwungen ist, heute zu dreschen und Morgen sein Ge-

traide auf den Markt zu fahren, um dafür sonst nöthi-
ge Bedürfnisse einzutauschen.

Man hat einen Fehler begangen, indem man denje-
nigen, der einen kleineren Theil seines Ertrags in Sicher-
heit bringen wollte, für den Schutz sehr viel, den aber,
der einen größern, durch den Staatsverein beschützt, sich
sehr wenig bezahlen ließ, da seine persönlichen Dienste,
die er ehemals umsonst leistete, wegfielen.

Billig war am Ursprunge des Feudal-Systems der
edle Ritter frey von Abgaben, der mit seinem Leben und
mit großer Tapferkeit für den Staat stritt, statt daß die
Kriegsdienste des Leibeigenen wenig bedeuteten. Jetzt
muß aber der Bauer allein gezwungener Weise in den
Krieg gehen und auch größtentheils die Grundabgaben
bezahlen. Ganz fehlerhaft ist es, daß man selbst da,
wo man in neueren Zeiten neue Cataster machte, wie in
Schlesien und Westpreußen, die Contribution in Geld
festsetzte, statt sie in Naturalien leisten zu lassen, wodurch
die Staats-Revenüen mit dem Zeitalter fortgeschritten
wären. Man bedachte gar nicht, daß das Geld den
Augenblick nachher, wo ich es ausgegeben habe, schon
einen andern Werth hat, der Werth der Naturalien
bleibt aber ewig in sich der nämliche, und ändert sich
nur, wenn er mit Gelde verglichen wird.

Daher ist es denn gekommen, daß, da der Staat
eine unendliche Menge von Bedürfnissen an Naturalien
für die Armee hat, solche nach dem falschen Maasstabe

den das Cataster angiebt, von den Grundbesitzern gegen eine Geldvergütigung eingezogen worden, deren Besteurung aus den Getreidepreisen älterer Zeiten hergenommen wird.

Auf alle Fälle könnte ohne neue Ertragsausmittelung jetzt ein gerechterer Contributionsfuß eingeführt werden.

Eine neue Ertragsausmittelung würde, wie immer, große Beschwerden, Präparationen, Durchstechereyen, und bei dem Mangel aller Moralität im Civilstande keine auf Gleichheit begründete Resultate zu Tage fördern.

Man könnte daher den ausgemittelten catastrirten Ertrag einer jeden Provinz, so wie das von derselben festgestellte Quantum aller Abgaben, die man unter den Begriff von Grundsteuern verstehen kann, von neuem feststellen, dagegen aber einen für alle Classen gleichen Divisor festsetzen, die geistlichen Güter zu Domainen erklären, und den auf gleiche Weise repartirten Grundsteuer-Beytrag in Natura einziehen.

Wenn Schlesien z. B. 1,704,932 Thlr. Grundsteuer zahlte, und man 1743 den Roggenpreiß zu 1 Thaler den Breslauer Scheffel angenommen hätte, so könnte der König jetzt 1,704,932 Scheffel Roggen verlangen, und nach diesem Maaßstabe ein Quantum Roggen, Hafer, Heu und Stroh sich liefern lassen. Er würde im Stande seyn, dadurch die Armee zu verpflegen, Land- und Kriegsmagazine zu füllen, und die jetzt so ungleich

drückende

drückende Last der Naturallieferung, des Vorspanns u. a. aufzuheben. Er würde keinen Ausfall gegen das jetzige Contributionsgeld-Quantum, sondern noch ein Plus haben, und die lächerliche Bezahlung dieser Naturol-Bedürfnisse wegfallen, die nur überflüßige Schreiberey und Geldversendung hervorbringt. Freylich würde der Divisor für alle Stände, Domainen, Kämmereyen, Probsteyen und Bauergüter egalisirt werden müssen. Das Land würde im Allgemeinen gar nichts verlieren, denn jeder wüßte bestimmt, was er jährlich zu liefern hätte, statt, daß jetzt diese Lieferung willkührlich ist, und dabey noch eine Menge Unterschleife und Chikanen vorkommen.

Wollte man sagen, die adlichen Güter würden zu sehr herangezogen, und dabey nur der jetzige Besitzer verlieren, die Credit-Systeme irretirt werden, so ist daran etwas Wahres; man bedenke aber: daß die adlichen Güther doch jährlich zu neuen Lasten herangezogen werden, wie neuerlich zur Brodverpflegung des Militairs, und daß es keine Ungerechtigkeit ist, was 100 Jahr ungerecht war, im hundert und ersten Jahr auszugleichen. Lange genug haben die kleinen Güther für die großen bezahlen müssen, lange genug hat der Adel die Vortheile seines Standes genossen, ohne seine adlichen Verbindlichkeiten, wie seine braven Vorfahren zu erfüllen. Die Welt ist jetzt aufgeklärt, und der dritte Stand gebildet genug, um mit Gewalt auf eine gleiche Vertheilung der Abgaben hinzuwirken.

Es kann nicht länger so dauern, oder das ganze Eigenthum wird verletzt.

Krug sagt in seinem Buche über den N. R. 2ten Theil S. 538. „Zwischen den Grundsteuern und den Circu„lationssteuern stehen die Personalsteuern in der „Mitte; sie haben vor den Consumtions- und Gewer„besteuern manchen Vorzug, aber sie scheinen überall „noch weniger Beyfall zu finden, als jene. Bei dem „Namen Kopfgeld erschrickt mancher, der täglich Con„sumtions- und Gewerbesteuer bezahlt, ohne es zu „wissen, und es würde gewiß nicht mit Zufriedenheit „der Steuerpflichtigen geschehen, wenn der Staat die „Cirkulationssteuern in eine Kopfsteuer verwandeln „wollte, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie nach ge„rechtern und billigern Grundsätzen angelegt, und mit „beträchtlich weniger Kosten erhoben werden kann, als „die Consumtions- und Gewerbesteuer.

„Der Widerwille gegen diesen Tausch beruhet auf „einem Vorurtheile, welches leichter aufzudecken als „auszurotten ist, und der Name Kopfgeld oder Kopf„steuer führt die so abschreckende Nebenidee bei sich: „daß ein Mensch darum eine Abgabe an den Staat „bezahlen müsse, weil er einen Kopf hat; ob nun gleich „die Consumtionssteuer mit größerem Rechte (als jene „eine Kopfsteuer) eine Magensteuer genannt werden „könnte, welche man deswegen geben muß, weil man „einen Magen hat, so ist es doch meines Wissens noch

„keiner Regierung eingefallen, eine Abgabe unter die„sem Namen einzuführen; und daß Namen und „Worte in sehr vielen Dingen, und so auch in der „Steuerverfassung, einen großen Eindruck auf die nicht „denkende Menge machen, lehrt die tägliche Erfah„rung.“

Ich glaube aber, man zahlt die Steuern dem Staate dafür, daß man die Früchte der Kopf- und Händearbeit in Ruhe und Sicherheit geniessen könne. Diesen Genuß bestimmt der Geschmack und der Magen in der Quantität und Qualität durch die Consumtion, welche daher der beste Maaßstab der Portion des Beytrags ist, die das Individuum für den Schutz der Genußmittel zu bezahlen hat.

Eine Kopfsteuer, die jeden Kopf auf gleiche Weise trifft, er gehöre einen Krug oder einen Canard, ist so ungerecht, wie eine Grundsteuer, deren Maaßstab nicht die Producte, sondern der Grund und Boden selbst ist, von welchem man einen Morgen Gartenerde einem Morgen Flugsande gleich setzte. Soll diese Kopfsteuer aber nach Qualität der Stände, der großen Guthsbesitzer (Adel) und der kleinen (Bauern), so wie des Bürgerstandes repartirt werden, so hört sie auf, eine Kopfsteuer zu seyn, und wird eine Vermögenssteuer, wobey man aber eine falsche Voraussetzung hegt; denn es giebt auch armen Adel und reiche Bürger.

Sollte diese Abgabe einigermaßen auf Gleichheit begründet seyn, so müssen die Köpfe, so wie der Grund und Boden classificirt, und nach der Productionsfähigkeit besteuert werden. Sie würden dann den Anspruch an der Production bezahlen.

Daß das nicht möglich, und daß es besser ist, das Producirte und dessen Genuß zu besteuern, ist einleuchtend, indem jeder Genießende selbst den Beytrag bestimmt, den er dem Staate zu zahlen hat.

Ein eben so unrichtiger Satz, den Schmalz und Krug aufstellen, ist:

Nur die rohen Erzeugnisse haben einen Werth, die Producte des Kunstfleißes enthalten Nichts. Indem der Fabrikant sein Manufakt abliefert, hat er schon sein Arbeitslohn consumirt, und dem National-Einkommen wächst dadurch nichts hinzu, u. s. w.

Der eichene Klotz also, zum Lehnstuhl für Herrn Schmalz verarbeitet, in welchem er jene Theorien so sinnreich erfunden hat, ist für ihn von größerm Werthe wie dieser?

Man kann diese Sätze eben so gut auf den Ackerbau anwenden, und wenn dem Grund und Boden nicht menschlicher Verstand, und die Hände des Arbeiters hinzukommen, so ist er für das National-Einkommen ein todtes Kapital.

Indem der eigentliche Bearbeiter dieses Grund und Bodens (Tagelöhner, Knechte rc.) ihm seine Früchte entlockt, hat er schon seinen Antheil eben so consumirt, wie der Tuchmacher, wenn sein Gewebe fertig ist. Jener führt den Ueberschuß in die Scheunen des Guthsbesitzers, dieser trägt ihn auf die Packkammer des Unternehmers.

v. ** n.

Preußens naher Verfall nach der Schlacht bey Auerstädt.

Geschrieben am 24sten October 1806 *).

Ohne Prophet zu seyn, kann man leicht voraus sagen, welche Folgen die Schlacht bey Auerstädt für Preußen — für ganz Europa haben wird. Eben so leicht war es vorher zu sagen: daß eine preußische Armee (so brav, wie sie auch seyn mochte) nicht der französischen Tapferkeit, sondern dem großen Geiste, der die französische Armee in allen ihren Individuen wie ein elektrischer Funke durchströmt, unterliegen werde.

Ich bin kein Preuße, mich treibt weder Persönlichkeit, noch Animosität. Ich will blos meine Ansicht der jetzigen politischen Begebenheiten dem Publico zur Prüfung vorlegen. Ich will niemand beleidigen, am wenigsten den wahrhaft moralisch-guten, aber unglücklichen Friedrich Wilhelm III. und seine vortreffliche Gemahlinn, die Krone aller Ehefrauen.

*) Auch jetzt (1807) dürfte dieser Aufsatz noch Interesse gewähren.

Ich habe nicht die Absicht, in diesen Blättern die Personen, welche Preußens Angelegenheiten seit 1792 leiteten, zu tadeln, — zu beschimpfen; es fällt mir nicht ein, Frankreichs bisher befolgtes System herabzuwürdigen, sondern blos zu zeigen: wie auf der einen Seite Preußen seine jetzige Crisis herbeyführte; was der Kaiser der Franzosen in Europa beabsichtigt, und wie Preußen vielleicht noch mit Erfolg seiner nahen Auflösung entgegen arbeiten könnte.

Fern sey von mir jede poetische Ansicht dieses großen Gegenstandes; fern bleibe mir jede Declamation über Vaterlandsliebe und Patriotismus. Alle diese Tiraden, welche selten dem Verstande, öfterer dem Gemüthe entströmen, und auf der Furcht zu beruhen pflegen: daß wir unsern gewohnten Zustand vielleicht mit einem unbehaglicheren vertauschen müssen (wenn uns der reißende Strom einer ganz Europa drohenden Revolution ergreift), verhallen, so bald sie gelesen sind. Jene allgemeine Idee, welche ehemals vorhanden war, andere von gleicher Art zu bekämpfen, ist nicht mehr vorhanden. Eine neue alle ergreifende Idee ins Daseyn zu rufen, um durch ihre Hülfe den Feind zu besiegen, ist unmöglich. Denn nur ein Drang ist in Allen: Genußliebe! diese erfordert Ruhe, haßt den Krieg, fürchtet den Tod und erzeugt Poltrons.

Damals, wie Persien eine Million Sclaven über Griechenland ausbreitete, da widerstand ihren Angriffen das mächtige, alle Griechen belebende Gefühl einer auf

Gesetzen begründeten Freyheit. Es waren dadurch seit vielen Jahren sowohl helle Köpfe als kräftige Gemüther entstanden, deren sehr wenige Tausenden roher ungebildeter Perser leicht widerstehen konnten. Wie die Römer die Welt unterjochten, scheiterten ihre Pläne im nördlichen Deutschland, weil hier rohe kräftige Menschennaturen ganz im Naturstande ein hohes Gefühl von natürlicher Freyheit sich angeeignet hatten, welches sie alle belebte.

Carl V. konnte Deutschland nicht unterjochen, weil der Protestantismus alle Gemüther exaltirte, welche sich Luthers neuer Lehre hingegeben hatten.

Im dreyßigjährigen Kriege focht eine Idee gegen die andere; die katholische Religion schuf den Geist der Ligue, die evangelische den der Protestanten.

Jetzt, da weder Freyheitsgefühl, noch Religion, noch Vaterlandsliebe die Europäer beseelt, der Freyheitsenthusiasm in Frankreich nur vorübergehend war, und nur das Geld der angebetete Götze ist, jetzt werden die Völker nur durch starke Geister regiert und gezügelt, als Instrumente verbraucht. Friedrich! Napoleon! —

Friedrich legte ein Prinzip der Politik zum Grunde. Es war das vom Gleichgewicht der Macht unter den europäischen Staaten. Dadurch wurde der Religionsfanatismus verdrängt, und Friedrich II. war es, der diese Idee hegte und pflegte, und eine lange Reihe von

Jahren hindurch die europäischen Staaten in ihren Schranken hielt.

Schlachten wurden nicht mehr durch die exaltirten Gemüther der Soldaten gewonnen, sondern statt aller sonst allein nur nöthigen persönlichen Bravour wurde nun das Kriegführen zu einer Kunst erhoben und umgeschaffen; deshalb weil Europa durch Friedrichs Heere so viele Siege erfechten sah, hielt man ihn für den größten Meister in dieser Kunst, und seine Armee für die auf das beste und künstlichste zusammengesetzte Maschine, welche man zu dem Zweck des Kriegführens nur gebrauchen konnte. Friedrich starb. Noch kurze Zeit lebte sein Geist und die von ihm geschaffene Idee in dem von ihm gebildeten Minister Hertzberg fort; mit seinem Tode ging aber auch sie zu Grunde, und von diesem Augenblick an hatte Preußen kein richtiges politisches System mehr, sondern alles arbeitete daran, das von einigen hinter einander folgenden Regenten aufgeführte preußische Staatsgebäude nicht absichtlich, sondern aus irrigen Prinzipien zu Grunde zu richten.

Unter allen europäischen Staaten stand Preußen um das Jahr 1792 auf der höchsten Spitze seiner Macht.

Frankreich litt an den Folgen einer schlechten Staatsverfassung, die mehrere Jahrhunderte lang diesen Staat fast gänzlich zu Grunde gerichtet hatte. Es hatte kein Geld, und also keine Armee. An der Spitze der Regierung stand ein schwacher Mann, ohne Genie, ohne Ta-

lente. Holland, dieser für Preußen so wichtige Staat, war 1787 in seinen Händen; es durfte den Willen nur äußern, mit einer Armee von 30000 Mann die Rechte des Statthalters aufrecht erhalten zu wollen, so war keine Macht in Europa, die es hindern durfte. Oestreich und Rußland mit den Türken im Streite, im Innern theils durch Geldmangel und Factionen zerrißen, theils schlecht regiert, waren geschwächt, und man mußte sogar den König von Schweden vor den Thoren von Petersburg erwarten.

England konnte durch keine Armee auf dem Continent Befehle dictiren; nur Preußen war dieß Loos beschieden. Statt im Jahr 1792 durch einen raschen Feldzug sich Böhmens zu bemächtigen, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Pohlen zu setzen, und dadurch der Constitution vom 3ten May desselben Jahrs Consistenz zu geben; statt sich durch die pohlnische Nation eine Vormauer gegen die Russen zu bauen, ging Preußen die bekannte Convention von Reichenbach ein (der erste Beweis eines falschen Systems). Man legte durch diesen Vertrag zu dem zu Pillnitz geschlossenen den Grund. Man löste ein Reich auf, welches, verschwunden aus der Reihe der Staaten, drey Mächte einander näherte, die, nach den Grundsätzen des Gleichgewichtssystems, sich von einander entfernen mußten.

Preußen ladete sich durch diese Acquisition nicht nur den Haß von ganz Europa auf, sondern statt mit der

pohlnischen Nation sich zu verbinden und zu identificiren, legte man sich ein Volk unter dem Titel von Unterthanen an die Seiten, welches in jedem Kriege, den Preußen unglücklich führt, in seinem Rücken wiederholte Insurrectionen erregen und sich endlich wieder losreißen wird. Preußen erklärte durch diesen Schritt öffentlich: daß es die ihm von Friedrich vorgezeichnete Bahn verlassen wolle; daß es fernerhin nicht für die Aufrechthaltung des Gleichgewichts fechten, sondern an der Zerstörung dieses Prinzips arbeiten wolle; daß es kein Völkerrecht achte, und gegebene Garantieen nach Gefallen aufhebe.

Auf seinen Einfluß gestützt, begannen die Pohlen ihre Revolution, und Preußen war diejenige Macht, welche den Theilungsplan gut hieß und daran Theil nahm.

Ueberdieß war Pohlens Theilung zum größten Nachtheil Preußens, sowohl in politischer, als militairisch-finanzistischer Hinsicht, unternommen.

Statt daß Preußen vorher nur eine kleine Defensionslinie gegen Rußland ziehen durfte, erweiterte es diese von Bielsk nach Chenzstochau auf eine unförmliche Weise, und, indem es das Cracausche dem Hause Oestreich überließ, öffnete es dieser Macht das Herz seiner schönsten Provinz (Schlesien).

Pohlen hatte keine Debouchees an der Ostsee, es konnte seine Produkte nicht ausführen, sobald Preußen die Weichsel schloß. Friedrich benutzte diese geographische Lage zur Versorgung seiner unfruchtbaren Pro-

vinzen mit wohlfeilen Lebensmitteln, füllte dadurch seine militairischen und Landmagazine, und verschaffte den Fabrikanten in Schlesien und in den Marken einen Ueberfluß roher Producte, durch deren Veredlung sie ansehnlich gewannen.

Kaum war Südpreußen mit dem Mutterlande vereinigt, als diese Maaßregel aufhörte, und Pohlen (sonst die Kornkammer für Preußen) es für England wurde, mit welchem man die Concurrenz auf den Kornmärkten an der Ostsee nicht aushalten konnte, und daher den Flor inländischer Fabriken mit jedem Jahre abnehmen sah.

Man vermehrte durch Pohlens Besitz nur die Etatsausgaben, keineswegs die Einnahmen. Ganz andere Vortheile gewährte Pohlen als selbstständiger Staat durch Allianz und Verschwisterung. Ein treuer Anhänger Preußens, würde es in einem Kriege mit Rußland und Oestreich dazu gedient haben, Oestreichs Provinzen im Rücken zu bedrohen, und die Besitznahme Ostpreußens durch die Russen unmöglich zu machen, so lang es nicht selbst besiegt war.

In einem Kriege mit Frankreich würde Pohlen die Subsistenzbasis der preußischen Truppen durch Getraide und Vieh ausgemacht, die Armeen durch brave Hülfstruppen verstärkt, und mit junger freywilliger Mannschaft rekrutirt haben. Mit Preußen vereinigt, ist es ein falscher Freund, der immer gefährlicher ist, wie ein erklärter Feind.

Noch schädlicher, wie die Theilung Pohlens, war aber der Pillnitzer Vertrag, nach welchem man den französischen Staat auflösen wollte. Was konnte man im glücklichsten Fall wohl dabey gewinnen? Oestreich würde dann Italien sich unterworfen, Elsaß und Lothringen mit seinen Vorländern vereinigt haben. Wo lagen aber die Provinzen, welche Preußen zweckmäßig in sich aufnehmen konnte?

Dieß Unternehmen war so unpolitisch als gefährlich.

Die französische Nation war deshalb, daß ihre Regierung wegen ihrer eigenthümlichen Schlechtigkeit gefallen und ein Opfer der Nation geworden war, noch nicht um ihre Gesammtkraft gebracht. In Frankreich konnte man nicht so verfahren, wie in Pohlen. Von zwey Seiten durch das Meer, gegen Spanien durch die Pyräneen geschützt, stellte es den alürten drey Reihen Vestungen entgegen, und gebahr eine Nationalkraft, die, durch den damaligen Freyheitsschwindel*) exaltirt, in ihm einen gewaltigen Stützpunkt erhält, welcher als allgemeine Idee sich Allen mitgetheilt hatte.

Pohlen war durch die drey großen Mächte eingepfercht, hatte weder Vestungen, noch eine verhältnißmäßige Armee; nur der Adel war hier für die neue Ordnung der Dinge eingenommen (keineswegs die rohe

*) Dieser wirkte als eine neue allgemeine um das Ganze exaltirende Idee mächtiger, als alles, was man durch Kunst entgegen zu setzen vermochte (stehende Heere),

Masse), oder vielmehr, dieser war es ganz gleich, wer regierte.

Sobald eine Idee, die sich einem ganzen Volke mitgetheilt hat (wie der Freyheitsschwindel der Franzosen), Widerstand findet, so wirkt sie, dadurch gereitzt, noch weit heftiger auf die Gemüther; so geschah es auch in Frankreich: der Rückzug im Jahr 1792 und so viele folgende unglückliche Feldzüge sind die Beweise davon.

Hätte man das Feuer der mitbenannten Phantasie der Franzosen für Freyheit und Gleichheit austoben lassen, es würde im Innern eine Zeitlang gewüthet, und dann bald durch einen Heros ausgelöscht seyn, den die Revolution erzeugt hätte. Da das Gegentheil erfolgte, so setzte es die benachbarten Staaten mit in Brand, und brachte Oestreich und Preußen an den Rand des Abgrundes.

Das größte Unglück, welches durch den Krieg mit Frankreich für Preußen herbeygeführt wurde, war die Habsucht Englands, und, indem dieser Staat sich für die Alliirten und gegen Frankreich erklärte, richtete er beyde, und zwar besonders Preußen, zu Grunde.

Frankreich, durch den Krieg auf dem festen Lande beschäftigt und erschüttert, konnte nicht auch auf dem Meere mit Anstrengung widerstehen, um so weniger, als seine Seemacht vorher schon der englischen untergeordnet war.

Es verlor also seine Handlung und seine Colonien durch die Vernichtung seiner Flotten; es verlor jeden Antheil an der Herrschaft auf dem Meere, trat aus der Handelsconcurrenz heraus, und erleichterte England die Erreichung seines Ziels, der Weltherrschaft, durch die alleinige Besitznehmung des Ozeans. Holland war damals noch im Stande, einigermaßen das Gleichgewicht auf dem Meere zu erhalten; indem es aber auch ohne Noth, ganz wider sein natürliches Interesse, Frankreich den Krieg erklärte, wurde sein Antheil an dem Continent die Beute der Franzosen, seine Seemacht die der Engländer. Mit ihr fiel sein Handel, und seine Marine wurde England zu Theil.

Hatte Preußen einmal Parthie gegen Frankreich genommen, so mußte es auch im Bunde mit Oestreich ausharren und mit Consequenz das große Spiel zu Ende bringen. Es war aber unpolitisch, wenn die preußischen Heere nach dem Rückzuge über den Rhein 1794 ruhig im Osnabrückschen sich lagerten und mit der größten Gleichgültigkeit zusahen, wie Püchegrü Holland eroberte.

Konnte es je einen Zeitpunkt geben, Preußens Macht zweckmäßig zu vergrößern, so war es dieser, wo es seine Armee schnell in Holland einrücken lassen und diesen Staat unter Bedingungen mit sich vereinigen mußte. Diese Bedingungen wären keine andern gewesen, als daß diese Republik durchaus ihre alte Constitution, den Erbstatthalter an der Spitze, behalten; dagegen aber Preußen das

Schutz- und Besatzungsrecht zugestehen und seiner Armee von 30—40000 Mann Unterhalt und Sold geben mußte.

Nimmer würde Püchegrü diesen Staat dann erobert haben; England verlor den Vorwand, sich den holländischen Handel und seine Colonien anzueignen; Preußen aber erhielt dann unermeßlichen Vortheil, daß der fünfte Theil seiner Armee bezahlt wurde; daß es durch den Besitz dieses Staats Frankreichs Seiten bedrohte, seine Macht an den Rhein fesselte, dadurch seine westphälischen Provinzen schützte und es hinderte: daß die Franzosen es sich je einfallen lassen konnten, in das Herz der preußischen Monarchie zu dringen, ehe sie nicht Holland erobert hatten.

Statt dessen aber ließ Preußen es ruhig geschehen, daß Frankreich Holland wegnahm; es wurden seine westphälischen Provinzen den Franzosen Preis gegeben, und die jenseitigen am Rhein fielen bald durch den unglücklichen Baseler Frieden in fremde Hände.

Die Fehler, welche Preußen seit dem Baseler Frieden gemacht hat, sind so gewaltig groß, daß das Trauerspiel bey Auerstädt eine nothwendige Folge davon seyn mußte. Indem man einen unbesonnenen Krieg angefangen und so nachtheilig beendigt hatte, nahm man das Neutralitätssystem an, gleichsam als wenn man einen isolirten Staat Europa's ausgemacht hätte, und so viele Nationalkraft besäße, daß man jeden benachbarten Staat,

er

er möge sich vergrößern oder nicht, unter allen Umständen die Spitze biethen könne.

Frankreich dehnte nun seine Gewalt bald über Belgien und Italien aus; seine Heere durcheilten weite Strecken benachbarter Staaten, und brachten ihre Siege vor die Thore von Wien; nichts konnte Preußen aus seinem Schlaf erwecken. Gleichwie der Besitzer eines hölzernen Hauses in einer Stadt, die rund um ihn her in Flammen steht, ruhig dieser Illumination zusieht, ohne seine Feuerlöschinstrumente in Thätigkeit zu setzen, und nur immer die abgebrannten Baustellen in Besitz zu nehmen trachtet. Eben so war Preußens Politik von 1795 an beschaffen. Wäre dieser Staat 1796 mit 200000 Mann plötzlich auf den Schauplatz getreten und der Jourdanschen Armee in den Rücken gefallen, hätte eine Diversion in Holland und Belgien gemacht, so konnte der für Oestreich so nachtheilige Frieden zu Campo formio nie zu Stande kommen.

War er aber einmal geschlossen, und wollte Oestreich vom neuen für Englands Interesse mehr, wie für das seinige das Schwerdt ziehen, so mußte dieß Preußen hindern, und dadurch England zum Frieden zu nöthigen suchen. Keine Partey nehmend, ließ aber Preußen die günstige Periode, sich in Hollands Besitz zu setzen, abermals vorübergehen; denn wenn entweder die französische Partey ergriffen worden wäre, wie Frankreich 1799 am Rande des Abgrundes war, in so fern Massena bey

Zürch nicht noch einmal es rettete, so würde man wahrscheinlich Preußen französischer Seits Holland eingeräumt haben. Ergriff man die Partey der Alliirten, so war nichts leichter, als durch eine Diversion in Holland sich in den Besitz dieses Landes zu setzen, und alsdann den Frieden zu dictiren. Man benutzte aber weder das Unglück, noch das Glück der Franzosen zu seinem Vortheil. Man ließ es ruhig geschehen, daß Oestreich eine Provinz nach der andern verlor, daß endlich ein Heros, unter allen der größte, zuerst Frankreich durch die Schlacht bey Marengo von seinen Feinden rettete, die Vendee zur Ruhe brachte, dann die Schweitz und Italien unter seinen Schutz nahm, Spanien, so wie Holland, beherrschte, der Regierung durch seine Wahl zum Kaiser eine Einheit gab, wie sie vor ihm nie gehabt hatte.

Endlich kam der Friede von Lüneville und Amiens zu Stande, und man hätte glauben sollen, daß nun Europa einige Zeit von der Plage des Krieges befreyt bleiben dürfte. England, der Tyrann des Ozeans, noch nicht mit den Vortheilen zufrieden, welche ihm sein Handelsdespotism gewährte, griff unter nichtigen Vorwänden von neuem zu den Waffen, damit Frankreich nicht St. Domingo erobern möchte, und nun ließ es Preußen ruhig geschehen, daß Hannover von den Franzosen besetzt und als Feindes Land behandelt wurde. Mitten in das Herz der alten preußischen Provinzen ließ man den Feind eindringen, ohne ihm ein mobiles Heer

entgegenzustellen, ohne Magdeburg in Befestigungsstand zu setzen. Sorglos gab man sich Frankreich hin. Gott weiß, worauf man ohne Garantie baute! Die Streitkräfte, welche Hannover gewährte, und die stets zum Gebrauch für Preußen bereit lagen, wurden für dasselbe mit einem Schlage vernichtet, und man ließ sie ruhig über den Rhein gehen.

Der neue zwischen Frankreich und England ausgebrochene Krieg, schien für beyde Staaten höchst verderblich zu werden. Der Kaiser der Franzosen war im Begriff, oder strebte doch nach dem großen Ziele, England durch eine Landung zu vernichten, seinen Handelsdespotism zu zerstören, und diesem Reiche den Platz unter den Staaten anzuweisen, der ihm gebührt: als die Mächte des festen Landes ihn von neuem durch einen Krieg davon abzogen, der in zwey Monathen beendigt war, und Oestreich von neuem um die schönsten Provinzen brachte. Die Russen, zu weit von ihrer Basis und ihrem Vaterlande entfernt, konnten nicht allein auf dem Kriegsschauplatz stehen bleiben; sie gingen wieder nach Hause.

Napoleon behielt aber seine Armee im deutschen Reiche stehen, und knüpfte das Interesse Bayerns, Wirtembergs und anderer Fürsten an das seinige. Warum ließ man nicht England allein den Kampf beendigen, den es nicht für die gerechte Sache, sondern für ein Handelssystem führt, was doch endlich zusammenstürzen muß? Gesetzt, durch eine Landung wäre der Nationalbankerut

in England, und dadurch das Fundament der englischen (auf der Nationalschuld beruhenden) Grösse vernichtet worden, was wäre es denn für ein Unglück weiter für uns gewesen? Man sagt: dann hätte Frankreich freyes Spiel gehabt, alles zu unterjochen! Ich antworte: darin wird ihm jetzt bis an die Weichsel schwerlich Jemand mehr hinderlich seyn; denn über die Weichsel dehnt sich Rußlandsoperationslinie nicht aus. Dadurch, daß Oestreich Englands Insinuationen Gehör gab, zog es Napoleons Heere stets in seine Provinzen hinab; ja es war stets so, als wenn man ihn, der immer nach Indien — und aus Europa hinausstrebt, am Mantel festgehalten hätte. Wollte man dann aber mit Gewalt Napoleon den Lorbeer entreißen, so konnte man ihn, unterdeß er die Landung versuchte, Diversionen machen. Englands Fall bringt Concurrenz in den Handel und stellt das Gleichgewicht der Seemächte wieder her. Es falle! Wir werden dann nicht mehr und nicht weniger von Frankreich zu leiden haben, wie jetzt.

In dem letztern Feldzuge 1805 spielte Preußen abermals die unpolitischeste Rolle von der Welt. Wollte es (was weiß ich warum?) sein Interesse nicht an das von Frankreich knüpfen, so hätte es doch mit den Waffen in der Hand entweder Rußland und Oestreich vom Kriege abhalten, oder ihre Partey mit Energie nach dem Durchmarsch durch Anspach ergreifen sollen. Zweckmäßiger und vom glücklichsten Erfolge für Preußen wäre es aber ge-

wesen, wenn es Dùroc's Vorschläge annahm, und sich unter der Bedingung der Besitznahme Hollands zum Alliirten Frankreichs erklärte.

Was that aber diese Macht? Man ließ die Truppen an die nördlichen Provinzen marschieren, man besetzte die Länder, deren Neutralität man respectirt wissen wollte, nicht, und wie nun ein Corps von Franzosen sie nur berührte, ließ man die Truppen hundert Meilen weit zurückkommen, um im Bayreutschen und in Sachsen Winterquartiere zu beziehen. Man ließ Russen, Engländer und Schweden nach Hause gehen, man ließ die Oestreicher ruhig schlagen, ihnen ihre Provinzen abtreten, und, ohne darauf zu sehen, daß die ganze französische Armee noch im Herzen von Deutschland verweilte, demobilisirte man das preußische zum Schutz des nördlichen Deutschlands aufgestellte Heer.

Wollte man den französischen Einfluß vom deutschen Boden entfernen, wollte man die verletzte Neutralität rächen, so mußte man im October gleich die westphälische Inspection, mit den Hessen vereint, in Eilmärschen nach Holland schicken, welches von Truppen entblößt war; hier mußten auf der Seeseite Russen, Engländer und Schweden landen, und so die Flanken und den Rücken der französischen Armee in Bayern bedroht werden. Sobald die ganze Armee nachher ankam, konnte man gerade auf Würzburg marschieren, und so Napoleons Kräfte schwächen, der bey Brün beschäftigt war.

Man ließ sich aber mit dem Besitz Hannovers genügen, nachdem die Franzosen die Blüthen des Nationalreichthums dieses Landes abgepflückt hatten. Dadurch zog man sich die Wegnahme der Schiffe durch die Engländer, und einen Theaterkrieg mit Schweden zu, der weiter nichts der Welt documentirte, als daß Preußen keinen Willen habe. Man trat alle Provinzen, und sogar den letzten festen Punkt am Rhein (Wesel) dagegen ab, auf welches gelehnt, die Preußen in Holland mit Erfolg zu siegen hoffen durften. Wie mußte aber Europa erstaunen, wenn Preußen jetzt (1806) auf einmal die Waffen ergreift, sich allein Frankreich widersetzt und seine Armee schlachtfertig aufstellt.

Ist wohl ein einziger Grund zu diesem Kriege vorhanden gewesen, der nicht schon 1805 da war? War es aber politisch-richtig, daß Preußen Frankreich 1806 den Krieg erklären mußte, so war es 1805 noch weit zuträglicher, da die Heere der andern Mächte unter den Waffen standen. Im vorigen Jahre waren die Russen in Hannover und in Schlesien, jetzt werden sie erst erwartet. Voriges Jahr konnte Napoleon den Preußen nicht 50000 Mann entgegenstellen, jetzt den größten Theil seiner Macht. Voriges Jahr würde man Preußen als den Beschirmer der deutschen Reichsverfassung ausposaunt haben, jetzt lacht sich ein jeder ins Fäustchen, daß eine Macht, die immer im Trüben zu fischen schien, auf die Finger geklopft ist.

Doch ich habe ja das preußische Manifest vor mir liegen, welches den Krieg rechtfertigen soll. Es scheint nur ein Bekenntniß aller Fehler, die man 10 Jahr lang begangen hat, zu seyn. Es heißt darin:

„Da die Franzosen seit 15 Jahren kein festes System „in der Politik gehabt hätten, so hätte man von einem „Napoleon erwarten können, wie er den Staat sich „untergeordnet habe, er werde consequenter handeln, „mit ihm würde man mit Sicherheit unterhandeln kön„nen: die französische Politik sey aber immer dieselbe „geblieben, eine unersättliche Ehrsucht habe sie immer „ausgezeichnet.“

Warum hat denn das preußische Cabinet den Baseler Frieden geschlossen? Warum hat es nicht früher die Waffen ergriffen, um zu hindern: daß die französischen Machthaber nicht die benachbarten Staaten unterjochten? Warum hat man denn das Feuer um sich greifen lassen und erst dann zum Kriege sich veranlaßt gesehen, wie es nicht mehr zu löschen war?

Der Frieden ist, zur Unzeit erhalten, gefährlicher, wie ein unglücklicher Krieg.

Wahr ist es, daß Frankreich alles angewendet hat, sich durch den Krieg auf dem festen Lande für die durch England verlorne Seemacht zu entschädigen. Die Zurückwirkung traf freylich immer den Continent; wollte Preußen sich davon befreyen, so mußte es den Riesen in der Kindheit erwürgen, und ihn nicht zum Manne heranreifen lassen.

Von der Gerechtigkeit kann hier so wenig, wie von der Schulmoral die Rede seyn, besonders seitdem einmal das Gleichgewicht gestört war. Napoleon wird gewiß, so wie wir alle, fühlen, daß mehr Ruhm dabey zu gewinnen ist, das Innere zur Entwickelung zu bringen, als ohne Zweck den Welteroberer zu spielen. Er wurde aber durch die Nothwendigkeit gedrängt, auf Siege auszugehen, um die Continentalmächte zu hindern, ihn nicht weiter in seinen Plänen auf die andern Welttheile aufzuhalten. Friedrich II. hörte nur dann zu schlagen auf, wie Schlesiens Besitz ihm gesichert war, welchen er zur Entwicklung des preußischen Staats für nöthig hielt. Napoleon wird so lange Krieg führen, bis er Englands Einfluß auf den Continent vernichtet hat *). Es heißt weiter:

„Nicht eine dieser Bedrückungen konnte Preußen fremd „seyn, verschiedene darunter hingen genau mit seinem „wesentlichsten Interesse zusammen; und überdieß war „die Weisheit des Systems, welches die sämmtlichen „Staaten von Europa als Glieder einer und derselben „Familie betrachtet, sie alle zur Vertheidigung eines Je„den aufruft, und in der unmäßigen Vergrößerung „des einen die Gefahr für alle übrigen ahndet, durch „die Erfahrung hinlänglich bestätiget worden.“

*) An die Stelle der Idee vom Gleichgewicht will jetzt Napoleon die von Entstehung der Bundes-Staaten unter Frankreichs Schutz setzen, um Englands Universalhandelszwang zu vernichten. Er hat Recht!

Wie kann Preußen hier das alte System des Gleichgewichts als Veranlassung zum Kriege mit Frankreich 1806 anführen?

Hat Preußen sich durch dieß Prinzip leiten lassen, wie es Pohlen theilen, Holland erobern, Hannöver besetzen, Oestreich zu Grunde richten, den König von Sardinien und Neapel absetzen ließ? Wenn es an der Auflösung Deutschlands durch Acquisitionen Theil nahm?

„Es wäre überflüssig, alles aufzuzählen, was Napoleon Preußen alles verdankt, u. s. w. Das Andenken daran existirt für Napoleon nicht mehr."

Es wäre besser gewesen, man hätte dieß nicht erst angeführt.

Die Dankbarkeit ist Sache des Gemüths, nicht des Verstandes. Staaten und ihre Chefs, als solche, müssen sich durch kein Gefühl verleiten lassen, am wenigsten in der Politik. Wie konnte das preußische Cabinet sich je einbilden, daß Napoleon aus persönlicher Dankbarkeit irgend etwas für Preußen thun würde? Die preußischen Machthaber hätten doch Friedrichs Werke lesen und daraus entnehmen sollen, welche Gründe er anführt, weshalb er die französische Allianz 1742 verließ, und wie er zeigt: daß in der Politik die Moral am unrechten Orte sey. Man ist dankbar, so lange das Staatsinteresse es duldet; man hält Verträge gerade nur so lange, als sie Vortheile gewähren.

„So hatte mehrere Jahre lang der merkwürdigste Streit
„zwischen der Mäßigung, die alles verzieh, und der
„Redlichkeit, die dem gegebenen Worte bis ans Ende
„treu bleibt, von einer Seite; dem Mißbrauche der
„Gewalt, dem Trotze auf verführerisches Glück, und
„der Gewohnheit, nur mit diesen zu rechnen, von der
„andern Seite fortgedauert."

Das heißt mit andern Worten, Preußen übte die kleinere, Napoleon die große Moral aus. Mit solchen Gründen streitet man nicht in der Politik. Wäre dieß wirklich so gewesen, so würde dadurch nichts weiter bewiesen worden seyn, als daß Preußen sich schlecht auf seinen Vortheil verstanden hätte.

Gewiß ist es aber doch, daß Preußen die neuen Acquisitionen in Deutschland Frankreichs Politik verdankt, und daß es, wenn es auf die Idee Napoleons: Englands Einfluß vom Continent zu entfernen, hätte eingehen wollen (welches für seine Staatsrevenüen vortheilhaft gewesen wäre), der Norden Deutschlands seiner Herrschaft unterworfen wäre.

„Preußen stand allein auf dem Kampfplatz (nach der
„Schlacht bey Austerlitz). Es mußte seine Politik
„auf die Gränzen seiner Kräfte beschränken, und an-
„statt, wie es sein Wille gewesen war, das Interesse
„von ganz Europa zu umfassen, seine eigene Sicherheit
„und die seiner Nachbaren zu seiner ersten Richtschnur
„nehmen."

Preußen trat dennoch ab. Steht es aber jetzt, 1806, nicht auch allein auf dem Kampfplatz? Mußte es mit Frankreich brechen? War denn die Lage der Dinge selbst nach der Schlacht bey Austerlitz nicht mehr zu seinem Vortheil, wie jetzt? Warum ließ es denn 1805 zuerst seine Truppen gegen Rußland marschieren? Der unbedeutende Durchmarsch französischer Truppen durch das Anspachsche konnte, von einer freundschaftlichen Macht unternommen, unmöglich Veranlassung seyn, einen Krieg anzufangen.

Die in dem Manifest erhobene Klage über die Nichthaltung des Presburger Friedens, und der neuen Anforderung Frankreichs, Hannover nicht provisorisch, sondern für immer zu besetzen, den Engländern die Häfen zu verschließen u. s. w. sind wohl dadurch allein beantwortet: daß Cattaro von den Russen besetzt worden war. Warum, kann man fragen, machte Preußen seine Armee demobil, so lange die französischen Truppen in Deutschland waren?

Es ist gewiß, daß Napoleons ernster Wille, Englands merkantilischen Universaleinfluß von Europa zu entfernen, das Glück dieses Welttheils bezweckt. Er wendet alles an, diesen Willen auszuführen, Krieg und Friedenstractate, Aliancen, Gewalt und List, Freundschaftsversicherungen und Drohungen, gleich viel! Das Wie muß hierbey gleichgültig seyn, und die Moral kommt dabey in keinen Betracht. Derjenige Staat, der sich dieser

Idee hingiebt, kann für Frankreichs Angriff sicher seyn; und dieß wäre bey Preußen der Fall gewesen. Seit 10 Jahren schwankt aber das preußische Cabinet zwischen Wollen und Nichtwollen, ergreift nie mit Festigkeit eine Parteh, und ist nur darin consequent gewesen, nie einen festen Willen zu zeigen.

Das, was nun noch weiter in dem Manifest an- und ausgeführt wird, von einer Zurückgabe Hannovers, von einer Garantie wegen Schwedisch - Pommern, (sey es wahr oder nicht) darüber will ich weiter nichts sagen, als daß Frankreich unter jenen Bedingungen mit England und Rußland Frieden schließen wollen, der für Europa Sicherheit und Ruhe herbeygeführt haben würde, wenn auch Preußen deshalb Aufopferungen machen müssen.

Mir scheint so viel gewiß: daß Napoleon ohne Rücksicht auf Personen und auf das, was die Moral lehren möchte, durchaus nur für die Sache, und lediglich gegen Englands Universaldespotism streitet; Friedrich Wilhelm III. aber, ohne das wahre Interesse seines Staats in Hinsicht auf England aufgefaßt zu haben, weniger als Staatschef, ganz als Privatmann an Persönlichkeit und der Moral hängend, gegen jenen festen Willen kämpft, und, wenn er siegte, Preußen dem langsam tödtenden Einfluß Englands hingeben würde *).

*) Der König von Preußen ist gewiß der rechtschaffenste Mann in seinem Staate, die Königinn die liebenswürdigste der Frauen: die Nation liebt beyde.

Wollte aber Preußen gegen den so oft erklärten Willen Napoleons mit Erfolg kämpfen und sich Englands Einfluß hingeben, warum hat denn dieser Staat, ohne Beziehung auf politische Gründe, sich nicht besser bey einer zehnjährigen Ruhe zu diesem Kampfe vorbereitet?

Dieß bedarf einer Auseinandersetzung, und der Verlust der Schlacht bey Auerstädt geht auch hieraus hervor.

Schon im Eingange habe ich gesagt, daß keine allgemeine Idee mehr die Nationen gegen einander antreibt, daß man weder um der Religion willen, oder aus Freyheitsgefühl, oder durch den Geist der Chevalerie Schlachten gewinnt. Die seit vielen Jahren allgemein angenommene Idee von Aufrechthaltung des Gleichgewichts unter den Staaten ist durch die letztern Kriege vernichtet; der Freyheitsschwindel, der in Frankreich ehemals wirkte, kann in Preußen nicht Statt finden. Wodurch erhält man den Sieg? Durch die Kunst, durch die Organisation und

Wie im vorigen Jahre die Truppen, ohne etwas gethan zu haben, nach Hause gingen, die Nation sowohl, als die Armee eifersüchtig auf die französischen Siege waren, und sich noch immer den siebenjährigen Krieg dachten, da wurden beyde mißvergnügt; man zeigte dieß auf verschiedene, oft unanständige, Weise öffentlich; man dachte nicht mehr an die Sache, nur die Leidenschaft zog man zu Rathe, und es ist gewiß, daß der König dadurch verleitet wurde, sich allein auf den Kampfplatz zu stellen.

Führung der Truppen, durch die Nationalkraft, den Krieg lange auszuhalten, durch die geographische Lage der kämpfenden Staaten, durch ihre natürlichen oder künstlichen Befestigungen, durch Concentricität in der Anführung. Der persönliche Muth der Truppen, ihre Kampflust, ihre Ausdauer, ist freylich ein Accidentale, aber jenes sind die Hauptursachen vom Gewinn oder Verlust der Schlachten. Mehr ist der rationelle Muth in den Anführern, als der physische in den Individuen. Ich glaube, daß der Pommer, Märker und Preuße den Franzosen im Faustkampf überwinden würde; aber was nutzt eine solche körperliche Kraft gegen ein wohl angebrachtes Artilleriefeuer?

In der Organisation der Armee, als Maschine betrachtet, haben jetzt die Franzosen den Vorzug.

Das Kriegführen ist eine Kunst. Wir wollen suchen, ob die Preußen seit der Schlacht bey Torgau darin vorgerückt sind.

Die preußische Armee gewann vor 66 Jahren bey Mollwitz gegen alte brave an den Krieg gewöhnte östreichische Truppen eine Schlacht, weil sie sich der eisernen Ladstöcke bediente, und den Gleichtritt angenommen hatte; das lehrt die Geschichte. Wahrscheinlich hätte sie die Schlacht verloren, wenn die östreichische Armee ein concentrirtes Artilleriefeuer, durch Kavallerie bedient, auf diese enggeschlossenen dünnen preußischen Linien geschleudert und sie so durchbrochen hätte. Dieß konnte man damals aber nicht. Friedrich II. brachte nun die Kunst,

eine Armee als Maschine, aus unzähligen Einzelheiten bestehend, als ein einziges Ganze zu drehen, zu wenden, entwickeln, quadriren, vorwärts und rückwärts sich bewegen zu lassen, zur höchsten Vollendung, und so lange seine Gegner auf diese Idee eingingen, und diese Maschine als das höchste Kunstwerk für den Krieg betrachteten, da blieb der Sieg dem preußischen Heere getreu. Wie aber im Sturm der französischen Revolution die Nation in Masse aufstand, die Masse in unregelmäßige Haufen jene nach alter Art rangirten Armeen bekämpfte, zuerst aufgerollt und vernichtet, endlich aber gleich einem Bienenschwarme, der sich immer verneuert, nicht mehr aufgehalten werden konnte, da ergab sich aus dieser neuen Manier, den Krig zu führen, bald eine andere Ansicht, die den Geist des neuen Kriegssystems zur Welt brachte, den Bülow und Bärenhorst theoretisch dargestellt haben. Durch diesen Geist, den die französischen Heere sich allein aneigneten, schlugen sie alle ihre Feinde, und wurden unüberwindlich.

Seit dem Frieden von 1795 versah es nun Preußen darin, daß es sein altes Kriegssystem ganz und gar beybehielt, daß die alten Feldherren ihre Manier, die sie mechanisch erlernt hatten, für unfehlbar hielten, und über alles Neue, was in dieser Kunst Theorie und Praxis an die Hand gaben, hohnlächelten.

Mancher junge Officier (und das nur selten) studierte das neue Kriegssystem, da aber das Alter die Be-

förderung bestimmte, so kam er nicht an den Platz, wohin er gehörte, und seine Worte verhallten im Winde. Er wurde nicht gehört, ja wohl gar als ein Neuerer verfolgt, verschrieen und entfernt.

Das neue Kriegssystem erfordert durchaus unterrichtete Soldaten und Männer, die es wissenschaftlich betreiben; es erfordert angestrengte Thätigkeit im Frieden und im Kriege. In den französischen Armeen, wo keine Exemtionen, keine Privilegien gelten, wo nur der Soldat, der die Wissenschaft inne hat, avancirt, da war seit 15 Jahren die Intelligenz zu Hause.

In den preußischen Armeen gelten erbliche Vorzüge; der gemeine Soldat ist nur als Theil einer Maschine anzusehen, auf dessen moralische Bildung und Kenntniß nichts ankommt. Physisch steht er da, physisch wird er behandelt; er soll ein Instrument und nichts weiter seyn, keine Aussicht zur Verbesserung seines Zustandes, durch Beförderung, haben; nothdürftig seinen Unterhalt bekommen, auch wohl als Spielzeug und als Puppe dienen, der man Kleider bald so, bald anders geformt, anzieht, nur wenn er seine nach Tempos vorgeschriebenen taktischen Bewegungen nicht regelmäßig macht, durch den Stock dazu angetrieben werden. Wenigen von diesen Helden liegt etwas daran, ob sie siegen oder davon laufen; oft aber treibt sie Raubbegier in den Kampf, und die Aussicht zum nahen Frieden, wenn die Schlacht gewonnen würde; noch öfter hält sie aber eine coercitive Gewalt

in

in ihrem Rücken ab, den Kampfplatz zu verlassen. Phlegmatisch, faul und verdrossen macht noch überdieß einen Theil des preußischen Heers das Klima, die gewohnte Erziehung, Nahrung, Lebensart, Unterthanen-Nexus und dergleichen.

Was wirkt dagegen nicht alles auf den französischen Soldaten, um im Kampfe zu siegen! Da alle Hindernisse aufgeräumt sind, die höchste Stuffe zu erklimmen, und Beyspiele existiren, daß selbst aus der geringsten Klasse Mancher zum Feldherrn sich schnell empor schwang: so hat jeder Soldat ein weites Feld für seinen Ruhm, für seine Beförderung, für sein zeitliches Glück; nur metaphysische Reizmittel braucht sein General, um ihn zur Schuldigkeit zu wecken; die physischen, der Stock, Spießruthen u. a. sind ihm unbekannt.

Ist er invalid; so versorgt ihn der Staat, ist er geblieben, so bleiben seine Nachgelassenen nicht dem Schicksal preis gegeben.

Der Officierstand in der preußischen Armee war nach dem alten Kriegssystem nur ein Zwischenpunkt in der Maschine; da er daher mehr Instrument als geistiger Theil in derselben war, so kam für den Zweck wenig darauf an, ob er Intelligenz und moralische Bildung hatte; wußte er das Reglement genau zu handhaben, hatte er den mechanischen Dienst inne, so war er, was er seyn sollte. Um ihn auf seinem Posten fest zu halten, knüpfte Friedrich noch die allgemeine Idee des so genannten militai-

rischen Point d'honneur an diesen Stand, und ein vollkommener Officier war derjenige, der den Dienst kannte und auf Ehre hielt.

In neuern Zeiten fühlten die jungen Officiere wohl das Mangelhafte dieses militairischen Charakters; sie bildeten sich zwar für die Welt mehr aus, sie verstanden wohl, sich geschmackvoll zu kleiden, eine Damengesellschaft zu unterhalten, liebten Romanenleserey, besuchten das Theater und critisirten es, spielten auch wohl mit (Liebhabertheater); aber in der Regel war ihnen die ganze neue Kriegskunst und ihre Hülfswissenschaften fremd. Sie vernachläßigten das Alte, fanden es lästig, schwerfällig, uninteressant, lächerlich, thaten ihren Dienst mit Verdruß, raisonnirten über ihre Vorgesetzten, bekrittelten ihre Ordres, und befleißigten sich der Insubordination; aber auf der andern Seite bekümmerten sie sich eben so wenig darum, ob die Krigswissenschaft Fortschritte gemacht hatte.

Für den alten Dienst verzogen, für den neuen nicht geschickt, waren sie weit unbrauchbarer, als sie es in dem französischen Heere seyn konnten. Dabey aber waren sie eitel, arrogant und prahlend; ihre Federbüsche schienen dem Himmel trotzen zu wollen; ihr martialisches Säbel-Geklinge und Sporen-Geklirre meldete von weitem schon einen Sohn des Mars an, der aber nur in seiner Phantasie bis jetzt den Feind geschlagen hatte. Die Staabs-Officiere, die ihre Jugendjahre eben so, wie die Subal-

nern, zugebracht, ihre Zeit mit Müßiggehen und im physischen Genuß verlebt hatten, zeigten noch weniger Lust, etwas zu lernen; sie waren mehr Staatsbürger, als Soldaten, nahmen sich ein Weibchen, baueten sich ein Haus, kauften sich an, und außer dem Rapport und der Wachtparade lebten sie nur ihrer Familie; die Revüen, die oft nur nach Jahren erfolgten, waren mehr einer Plaisirreise, als einer Kriegsübung ähnlich.

Nur im schwach besetzten Generalstabe, im Genie- und Artillerie-Corps und in den Cadetten-Häusern, in einigen Generalen und ihren Adjutanten war die Wissenschaft und die Kunst nicht unbekannt *).

Es ist nicht zu zweifeln, daß das Officiercorps mit vielem guten Willen (noch ganz vom militairischen Ehrgefühl durchdrungen) nach Auerstädt hingeeilt ist, um zu siegen, oder einen ehrenvollen Tod zu sterben, aber weiter war es auch nichts: und dieß war nicht genug, denn von jeher siegte die Wissenschaft in diesen Fällen über rohe Naturanlagen, und wo auf der einen Seite der Verstand, auf der andern nur Leidenschaft streitet, da ist der Sieg nicht zweifelhaft.

So waren die Einzelnheiten der Armee beschaffen, die bey Auerstädt focht; wie war diese selbst mon-

*) Man hätte längst so viele Militairschulen anlegen sollen, als erforderlich waren, Krieger zu bilden; man setzte aber oft sogar die Cadets den vom Lande in die Armee ganz roh aufgenommenen adlichen Junkern nach.

kulirt? Die preussische Armee, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehend, verließ sich bisher, und auch bey Auerstädt, auf ihre geschlossenen Reihen; einer langen dünnen Linie von Infanterie, gedeckt durch Kavallerie an den Seiten, mit Artillerie untermischt, en Ordre de bataille aufmarschiert. Napoleon geht mit einem folardschen Keil von leichter Artillerie, durch Kavallerie maskirt, ins Centrum, bricht die Linie, und die Preußen sind à la Austerlitz geschlagen. Die Infanterie, an taktische Uebungen gewöhnt, ist es nicht so an Eilmärsche und Strapatzen; ich schweige vom Dienst der Ausländer, vom Alter der Soldaten, von unzweckmäßiger Bekleidung, von schlechter Verpflegung durch Commissariate, von überflüssiger Bagage und tausend andern, so oft schon hin und wieder gerügten, Dingen, und sage nur noch von der Anführung, daß sie in diesem Feldzuge nicht weniger unzweckmäßig war. Napoleon ist noch in Paris und feyert Feste im Läger bey Meudon; hier paradirten noch die Garden, als die preußischen Truppen schon in Sachsen standen.

Man zieht sich langsam zusammen, vertrödelt die Zeit mit Unterhandlungen, und macht doch Bedingungen, die man von Napoleons Charakter und bisheriger Handlungsweise nicht erfüllt zu sehen sich schmeicheln darf. Dieß dauert so lange, bis die französische Armee, concentrirt, heranrückt. Statt eines einzigen Feldherrn commandirt ein Areopagus die Armee; der König, Braun-

schweig, Möllendorf, Rüchel und andere, statt daß die französischen Heere mit Blitzesschnelle ausführen, was die große Einheit an ihrer Spitze befiehlt.

Man lagert sich in dem coupirten Terrain bey Jena, Butstädt und Auerstädt, man hat schlechte Nachrichten, wird dagegen verrathen, und läßt sich tourniren; man wird endlich gesprengt und geschlagen, und hat keine Reserve. Diese, statt von Küstrin aus über Torgau die Elbe zu passiren, muß den Weg über Berlin und Magdeburg nach Naumburg nehmen, geht blind auf den ihr weit an Kraft überlegenen siegreichen Feind ein, und muß die Elbe preis geben.

So weit gehen die Nachrichten. Wahrscheinlich ist es in diesem Augenblick, daß die geschlagene Armee zwischen Magdeburg und Halberstadt eine feste Position faßt und die Elbe hier coupirt; daß der König auf der andern Seite der Oder bey Küstrin die ostpreußischen Truppen sammelt und die Russen erwartet; daß die Franzosen Sachsen von der Allianz trennen und Berlin mit einem Streifzug beehren; daß der Frieden entweder unterhandelt und Preußen Frankreichs Einfluß hingegeben wird, oder daß der König sich Alexandern hingiebt, und durch Ausdauer den Staat zu erhalten sucht. Was Berlin und den Zwischenraum von der Elbe und Oder anlangt, so können die Franzosen nicht füglich Berlin behaupten, wenn sie nicht Magdeburg und die Elbe, Küstrin, Glogau und die Oder beherrschen.

Der märkische Sand kann nicht einmal die Residenz, geschweige denn noch eine Armee unterhalten; die Franzosen bringen nicht mit, was sie brauchen; sie müssen es finden, wo sie kommen.

Berlin hat seine Zufuhr von der Elbe und Oder, sind diese abgeschnitten, so hört alle Subsistenz für die Einwohner und eine Armee auf.

Es wäre daher wohl sehr weise gewesen, wenn man Berlin vor einer Streifpartey durch die Vertheidigung der Havel von Potsdam nach Spandau, der Nutte und Spree, welche Moore und Moräste bilden, geschützt hätte. An so etwas aber dachte man nicht in Berlin, und wie es geschah, war es zu spät. Vor der Schlacht radotirte man, sang Kriegslieder und war voll von übertriebenen Hoffnungen. Nach der Schlacht übereilte man die Flucht, und ließ den Muth eben so schnell sinken, als man vorher trötzig gewesen war.

Daß die Franzosen Schlesien weiter, wie die gerade Operationslinie von Dresden bis nach Pohlen geht, erobern sollten, glaube ich wegen Oestreich nicht, weil dieser Staat sonst in Böhmen und Mähren gänzlich eingeschlossen werden würde. Frägt man:

wie Preußen seit dem Frieden von Amiens hätte handeln sollen?

so habe ich schon oben erklärt, daß Preußen mit Frankreich gleiches Interesse gegen England hat. Es ist aber etwas anders, frey, ohne Zwang sein wahres Staatsinteresse beför-

dern zu können, als vom Nachbar dazu gezwungen werden müssen, wie der Fall jetzt eintreten möchte. Wahrlich, man erschwert Napoleon den Weg zum Ziele, England vom Continent von Stuffe zu Stuffe abzuschneiden; nur durch Kanonen, nicht durch Rath, kann er den verkehrten Willen der Continentalmächte bezwingen, die der Insel anhängen, die jetzt schon einen merkantillischen Universaleinfluß ausübt, indem man der Idee sich entgegensträubt, Napoleon wolle Europa erobern.

Preußen hat seit dem Augenblick, da es den Engländern die Concurrenz auf den Getraidemärkten an der Ostsee verstattete, wie es die Häfen an der Küste von Emden bis Memel den englischen Colonial- und Fabrikenwaaren nicht verschloß, die ganze Tendenz des Staatsvereins verloren, den Friedrich II. schuf.

Es ist hier nicht der Ort, die unsinnigen Lehren der Physiokraten zu bestreiten, und gegen das in unsern Tagen gepredigte Agricultursystem zu kämpfen; wollte man aber einmal einen richtigen Abschluß machen und den Saldo ziehen, was die ostseeischen Häfen für ihr verkauftes Getraide von England erhalten haben, so würde man bald finden, daß sie alle Jahre, nach Abzug des Werths der erhaltenen Colonialwaaren, im Verlust stehen. Durch diese Communication mit England ist Preußen alle Jahre ärmer geworden; die rohen Producte sind ohne Maaß und Ziel in die Höhe getrieben, der schlesische Activhandel ist mit der Fabrik zu Grunde gerichtet, die

Armee zu unterhalten ist mit jedem Jahre kostbarer geworden, und das Land ist durch Naturallieferungen erbarmungslos belastet.

Preußen sollte daher, wie England den Frieden von Amiens brach und Frankreich keine Concurrenz am Colonialhandel verstatten wollte, die Eroberung Dominica's vereitelte, dieser Macht sofort den Krieg erklären, Hannover und die ganze Küste nebst den Hansestädten wegnehmen, sich in den Besitz von Mecklenburg und Schwedisch-Pommern setzen, alle Häfen verschließen, Sachsen und die Reichsstadt Frankfurt zwingen, alle englische Fabrikwaaren zu confisciren, und als überwiegende Macht alle Reichsstände im Norden Deutschlands unter seinen Einfluß setzen.

Sobald Oestreich Miene machte, Frankreich den Krieg zu erklären, sollte es Böhmen wegzunehmen suchen, und Rußland durch eine Armee am Bug in Respect erhalten.

Preußen konnte nicht besser in die Pläne Napoleons eingehen; dieß that es ohne französischen Einfluß, als selbstständigen Staat, der sein wahres Interesse nicht verkennt, und nicht an Persönlichkeiten klebt.

Napoleon hätte dann freye Hände gehabt, seinen frühern Plan, eine Landung in England, durchzusetzen, um diesen Seiltänzer, den mit der Balancierstange bald in Indien, bald in Europa, auf einem einzigen Ruhepunkt schwebend, zur Last des Continents hin und her

schwankt, aus dem Gleichgewicht zu werfen. Konnte Preußen dann die Besitzergreifung Hollands durch Convention mit Frankreich durchsetzen, so stand es so fest, wie ein Staat in Europa.

Wollte Frankreich hierauf nicht eingehen, so mußte Preußen aus Wesel ein zweytes Maynz machen, Münster und Lippstadt zu Vestungen erheben, an der Weser Hameln und Nürnberg stark besetzen, Minden von neuem befestigen und von Hannöverisch-Minden bis Bremen Defensionslinien anlegen. Magdeburg mußte in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt werden. An der Havel waren die Brauersberge bey Potsdam zu befestigen; Spandau war haltbarer zu machen. Die Havel mit der Spree konnte man durch die Nutte in Verbindung setzen; die hier liegenden Moräste waren unzugänglich zu machen. In Thüringen mußte man Erfurt zu einer Vestung machen. Sachsen wäre zu zwingen gewesen, das Lager bey Pirna noch mehr durch Kunst zu befestigen, wie es die Natur schon gethan hat. Hinter der Elbe bey Dessau, Torgau und Wittenberg waren feste Positionen zu nehmen. Zur Deckung Schlesiens hätte man am Bober Brückenköpfe errichten, auf den Bergen hinter Sagan feste Linien anlegen sollen. Glogau mußte aber noch fester gemacht werden, wie es jetzt ist.

Gegen Rußland ist die Defensionslinie zu groß: Auf alle Fälle mußte aber Warschau eine Vestung wer-

den. Da Südpreußen und Neuostpreußen in jedem Kriege (er werde gegen Frankreich oder Rußland geführt) wegen einer neuen Insurrection zu fürchten ist, so mußte man die Pohlen auf folgende Art zu gewinnen suchen.

Der König mußte in Warschau einen Reichstag eröffnen, und hier den Ständen Folgendes vortragen:

Es hat meinem Herzen wehe gethan, wie Preußens Scepter noch nicht in meinen Händen war, daß mein Vater, verführt durch sein Cabinetsministerium, statt Pohlen zu einem selbstständigen Reiche durch die von den Ständen 1792 gemachte Reichsconstitution zu erheben, auf die Pläne Rußlands einging, das Reich theilen half, und einen ansehnlichen Theil desselben seinem Staate einverleibte, die alten Rechte der Stände vernichtete, der Geistlichkeit die Güther nahm, und die Starosteyen, welche ehemahls den verdientesten in der Nation verliehen wurden, einzog.

Getreue Stände! ich kann die Verhältnisse, welche vor dem Jahre 1792 statt fanden, nicht mehr herbeyführen, es stehet nicht in meiner Macht, das mächtige Pohlen wieder herzustellen, Rußland und Oestreich zu zwingen, seine Acquisitionen wieder herauszugeben.

Um aber Euch, soviel in meinen Kräften steht, dem Zustande zu nähern, den ihr selbst durch die Constitution von 1792 herbey führen wolltet, will ich unter Eurem Rath und Eurer Einwirkung Euch folgende neue

Verfassung geben: Einer der ersten unter Euch ist mein Blutsverwandter und getreuer Bruder, der Fürst Radzywill; er soll künftig Euer Vicekönig seyn, und in Warschau residiren. Er soll hier einen Hof halten, so glänzend als es die dazu auszuwerfenden Revenüen des Landes verstatten. Es umgebe ihn ein Senat, der durch die ersten und weisesten unter Euch besetzt sey. Ihr möcht mir die edelsten Männer unter Euch dazu vorschlagen, und wenn künftig ein Mitglied ausscheidet, so verstatte ich Euch das Wahl- und Präsentationsrecht dreyer Candidaten, aus welchen ich einen, nach dem Vorschlage des Vicekönigs, approbiren werde.

Es sey die erste Pflicht dieses Senats, Eure alten auf Sitten und Gewohnheiten begründeten Civilgesetze zu sammeln, und daraus ein Provinzialgesetzbuch zu verfertigen; das preussische Landrecht soll nur in subsidium gelten.

Dieser Senat, dessen immerwährender Präsident der Vicekönig sey, repräsentire die erste Behörde der Provinz, so daß meinem Generaldirectorio in Berlin so wenig als der übrigen obersten Behörden hieselbst irgend einige Rechte über denselben zuständen, wovon ich jedoch mein oberstes Tribunal ausnehme, welches auch dann noch die letzte Instanz in Justizsachen ausmachen soll.

Die Provinzial-Landesbehörden die Justiz- und Finanzcollegien, Land- und Steuerräthe, Magistrate

und Dorfgerichte bleiben in dem Wirkungskreise, worin sie sich jetzt befinden. Jedoch stehe dem Senat ihre Besetzung allein zu; nur behalte ich mir die der Präsidentenstellen vor.

Euch sey es verstattet, eine eigene Armee zu unterhalten, zu deren Stärke die Canton-Rollen und die Einnahme-Etats der Landesrevenüen den Maasstab abgeben werden. Sie werden nach pohlnischer Art bekleidet, und ich überlasse Euch deren Eintheilung, und die Besetzung der Officierstellen nach dem Verdienst. Zum Kronfeldherrn erwähle ich aber den Mann, dem ihr einst so vieles Zutrauen geschenkt, den edelmüthigen Kosciusko. Von ihm soll lediglich und allein die Besetzung der Subalternenstellen bey der Armee abhängen; die der Staabsofficiere behalte ich mir unter seinem Vorschlag bevor. Er wohne in Warschau und formire ein eigenes Kriegscollegium, dessen Präsident er seyn soll; mit dieser Stelle soll aber eine Domäne, die einen Ertrag von 20000 Thlr jetzt gewährt, für immer verbunden bleiben.

Der Erzbischoff von Gnesen soll Primas regni seyn, in Warschau residiren, und hier die oberste Gerichtsstelle quo ad ecclesiastica ausmachen; was aber die evangelische Geistlichkeit anlangt, so wird sie ihr Forum da behalten, wo es sich jetzt befindet; ein Mitglied des Senats sey aber ihr Vorgesetzter in der letzten Instanz.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Kronfeldherr und der Primas regni stets Mitglieder des Senats sind.

Was die Geistlichkeit beyder Professionen anlangt, so sollen zwar sämmtliche geistliche Güther als Domänen bestehen bleiben, dagegen soll aber ihr Gehalt nach Verhältniß erhöht werden. Zu einem unter Euch zu errichtenden Pfanderraitsystem will ich zur Realisation der Pfandbriefe einen eisernen Fonds von einer Million Thlr. etabliren und Euch die Organisation dieses Instituts allein überlassen.

Eure Abgaben, so wie sie jetzt sind, sollen von mir nie erhöhet werden; Euch überlasse ich deren gleichmäßigere Vertheilung. Sie seyen aber selbst, die von den Domänen eingeschlossen, zur Aufrechthaltung der neuen Verfassung bestimmt, und verlange ich davon nicht das geringste zu meiner Disposition.

Dagegen erwarte ich von Euch, statt aller bisherigen unregelmäßigen Natural-Getraidelieferung, alle Jahre ein zu bestimmendes Aversionalquantum an Früchten, welche ihr in die Magazine zu Graudenz, Glogau, Cüstrin und Breslau abzuliefern habt. Ich erwarte von Euch in jedem Kriege, den ich zu führen genöthigt bin, die Stellung Eurer Armee und deren Unterhaltung.

Obwohl unter diesen Bedingungen die Pohlen je an Insurrection denken möchten? Ich glaube nein! Ob wohl der König und das Mutterland bey diesen Bedingungen

verlieren oder gewinnen möchten? Ich glaube das Letztere! Jetzt ist für Preußen die Souverainität über Pohlen eine Last, dann wäre sie mit großen Vortheilen verknüpft; dies wird mir jeder zugestehen, der einmal die Etats dieser pohlnischen acquirirten Provinz angesehen hat.

Die Pohlen sind brave Leute, für den Krieg geschaffen. Da sie ein selbstständiges Volk ausmachen, so lieben sie ihre Nationalität; jeder Regent, dem sie in die Hände fallen, muß diese schonen. Preußen hat dies nicht gethan, darum hassen sie die jetzige Regierung. Würde man so mit ihnen verfahren, wie ich oben dargestellt habe, so würden sie schnell ihre Meinung ändern, sie würden dem preußischen Hause so zugethan werden, wie sie ihm jetzt abhold sind.

Eine Hauptmaaßregel, die Preußen zur Aufrechthaltung seiner Selbstständigkeit ergreifen mußte, war das Aufgeboth des Volks in Masse, oder die Organisation einer Reservearmee, auf dem Fall des Krieges. Die Regierung hat zwar etwas ähnliches durch die intendirte Einführung der Landmiliz bewirken wollen, darüber sind aber nur seit einem Jahre Acten auf Acten gehäuft, aber die Sache selbst ist nicht ausgeführt worden.

Hob man blos diejenige junge Mannschaft dazu aus, die schon in den Canton-Rollen aufgeführt steht, ohne auf Zolle und Striche Rücksicht zu nehmen, gab ihr die im Lande, besonders im Zeughause zu Berlin (jetzt für die Franzosen) gehäuften Gewehre, ließ sie ein wenig durch

alte pensionirte Officiere exerciren, hob alle Enrollements-Exemtionen auf, zog auch den jungen Adel dazu mit heran; und beförderte zu den Officiren die Verdientesten, ohne Unterschied des Standes, benutzte zu dieser Miliz die Schützencompagnien in den Städten, und recrutirte aus dieser Truppenmasse die Armee, so konnte man Reservearmeen aus dieser Miliz aufstellen, die Vestungen besetzen, und durch die 3ten Bataillons die Armeen verstärken.

Welch ein Terrain hat nicht der Feind zu bekämpfen, der jetzt, wie Napoleon, auf den Mittelpunkt der preußischen Staaten eindringt?

Wir wollen uns einmal die Lage der Dinge denken wie sie jetzt ist, und voraus setzen: die Reservearmee wäre organisirt, wie würde sie wirken?

Napoleon hat die Hauptarmee bey Auerstädt geschlagen, sie wurde von der Elbe diesseits Dessau abgeschnitten, nahm in unordentlichen Haufen ihren Rückzug nach Magdeburg, das im Hannöverschen nicht geschlagene Blüchersche Corps zieht sie an sich, und sammlet die vom Prinzen v. Würtenberg bey Halle zur Schlachtbank geführten Armee-Ueberreste. Der König ist aber mit 40000 Mann im Marsch nach Cüstrin, andere 80000 Russen kommen über Kalisch nach Schlesien.

Unter diesen Umständen wird Napoleon aus der Mitte Sachsens, und auf dieses reiche Land gestützt, drey Operationslinien bilden.

Eine geht links auf Magdeburg, die zweite über Torgau im Centro auf Cüstrin, die dritte durch die Lausitz nach Glogau.

Es kommt alles darauf an, wer von den Streitenden zuerst die Oder gewinnt.

Wäre nun eine Reservearmee organisirt, so würde man Glogau und Cüstrin stärker besetzen können, man hätte nach Schlesien hin alle Brücken über die Neiße, Quais, Tschirne und Bober verbrannt, die Wälder in der Herrschaft Priebus wären voll von Truppen der Reservearmee, die sich das ganze Riesengebirge entlang bis unter die Kanonen von Schweidnitz erstreckte, und die Gebürge in der Ober-Lausitz umfaßte.

Welche Armee würde dann wohl Glogau belagern können.

Einen andern Theil der Reservearmee hätte man hinter der Elbe postirt, die Brücken bey Torgau, Wittenberg und Dessau verbrannt, eben so sämmtliche Brücken über die Havel und Spree.

Den 3ten Theil konnte man in Niedersachsen und Westphalen aufstellen und dadurch, in Verbindung mit gelandeten Engländern oder Russen, Holland bedrohen. Die Masse der Reservearmee, welche in den Ländern jenseits der Oder sich befand, mußte unaufhörlich die Armee completiren und Reservecorps bilden.

Der Operationsplan, den Preußen zu diesem Feldzuge entwarf, war (das zeigen die Folgen) viel zu kühn,

mit

mit zu viel Selbstvertrauen entworfen; man wollte mit drey Corps auf Anspach, Würzburg und Maynz hinwirken, vergaß aber, sich den Rücken zu decken, entfernte sich zu weit von der Elbe, deckte Schlesien und Südpreußen durch — Nichts.

Man sollte Reservecorps an der Elbe und am Bober zurücklassen, eine Defensionsstellung bey Erfurt nehmen, das Erzgebirge und das Lager bey Pirna besetzen, und die Hauptmacht in Westphalen gegen Wesel und Holland operiren lassen.

Was ist jetzt zu thun, wie kann Preußen sich noch retten?

Es wird nur mit dem Ruin seines Wohlstandes kaum dem völligen Untergange entgehen.

Das Interesse des Staats hängt ohne Widerrede an Frankreich; wir müssen dem nachtheiligen Einfluß Englands entrissen werden, wenn wir nicht in Armuth versinken sollen.

Jetzt sind wir hingegeben dem Einfluß von England, von Frankreich, von Rußland; ein jeder dieser Staaten wird Preußen als Stuffe, als Fußschemmel wechselsweise brauchen, um, darauf tretend, mit seinem Feinde zu kämpfen.

An England hängen alle große Guthsbesitzer und handelnde Städte in den Ländern jenseits der Oder, da sie ihren Waitzen dahin theuer verkaufen. An England hängt der Erbadel mit seinen Vorzügen, und in so fern das

Militair aus diesem Adel besteht, ist es dem englischen System gleichfalls zugethan, da man von Napoleon den Umsturz des Feudalism erwartet, und daß das Militair nach französischer Art metamorphosirt werden könne.

An Frankreich hängt der größte Theil der gebildeten Bürgerlichen, wenn sie es sich auch nicht merken lassen, bedingungsweise; wenn besonders die Officianten ihre Posten behalten, wenn, außer einer Revolution zu ihrem Vortheil, die innere Staatsverfassung erhalten wird.

Sie hoffen in der Zukunft Beförderung nach Verdienst im Civil und Militair, und nicht nach der Geburt. Sie hoffen das Ziel zu erreichen, welches der Feudalismus ihnen bisher entzog.

An Rußland knüpft das königliche Ehepaar persönliche Freundschaft für den Kaiser Alexander. Friedrich Wilhelm III., durchaus rechtlich und reinsittlich, die Prinzipe einer Politik nicht fassend, die nicht auf der Moral beruht, auf die Ehre des preußischen Hauses, des alten ehrwürdigen Namens der Hohenzollern festhaltend, wirft sich dem edelmüthigen Alexander in die Arme, von dem er Wiederherstellung seines zerrissenen Reichs erwartet. Er wird jetzt ohne England und Rußland keinen Frieden schließen.

So fest, wie er an dem Neutralitätssystem, an diesem Verderben Preußens, hing, eben so wird er jetzt mit Ausdauer am Kriege hangen, bis auch die letzte Hoffnung vernichtet ist.

Gewiß! wenn Preußen sich vom englischen Einfluß jetzt losmachen könnte, wenn es Frankreich mit seiner ganzen Macht sich gegen diesen verderblichen Einfluß hingeben, Rußland mit dazu bewegen wollte, so würde Napoleon sogleich auf jede Abtretung und Vernichtung des preußischen Staats Verzicht leisten. Wer kann, wer darf dieß jetzt dem Könige vorschlagen? Also Krieg ist die Loosung, und selbst im glücklichsten Fall, wenn wir siegreich bis an den Rhein die Franzosen zurücktrieben, würde uns dadurch nicht geholfen seyn; denn mit doppelter Kraft dringt dann Napoleon von neuem seinem Ziele entgegen.

England kann nicht Frieden machen, es kämpft um seine Existenz; diese ruht auf dem Universalhandelsdespotism, dieser auf der Marine, und diese auf dem National-Credit. Alles dieses hält sich wechselseitig, und kann nicht bestehen, wenn eins oder das andere zu Grunde geht; der Continent bezahlt die Zinsen der englischen Nationalschuld; wer diese auslöscht, der schenkt uns auch die Zinsen.

Die Länder, welche jetzt unter Napoleons Einfluß stehen, wenn sie auch hart mitgenommen werden, sind doch weit glücklicher, als wir, die wir unglückseligerweise auf dem Punkte leben, wo das Schicksal Europa's entschieden werden soll.

Napoleon der Große (wer könnte ihm dieß Prädicat absprechen) wird aber gewiß, das traue ich seiner Weisheit zu, die Länder und Provinzen, die er erobert

und metamorphosirt, in ihrer innern Organisation nicht auflösen; dieß könnte nur Aufruhr und Unzufriedenheit veranlassen.

Rußland führt Krieg gegen sich selbst; sicher vor dem französischen Einfluß jenseits der Weichsel sollte es jetzt, Oestreich und Preußen mit eingeschlossen, auf der Freyheit des Meers bestehen. Richtig hatte Paul diese Idee aufgefaßt.

Wir wollen also ruhig unser Schicksal erwarten. Sollte Frankreich bis an die Weichsel sein Föderativ-System durchführen, so läßt sich die Ausführung der Idee als möglich denken:

daß wir künftig, vor allen Gräueln des Kriegs bewahrt, eine auf das Prinzip des Rechts begründete Politik erhalten werden, zu dessen Handhabung Frankreich das Schwerdt in der Hand hält.

Bisher fand man nur eine auf das Recht begründete Politik (das sogenannte Völkerrecht) in den Büchern. Kein Staat befolgte es; warum? weil keine executive Gewalt da war, solches in Anwendung zu bringen. Unter obiger Voraussetzung würde Napoleon keinesweges der Tyrann, sondern der Richter über alle Staaten Europa's, von Lissabon bis an die Weichsel, seyn.

Dieser Plan scheint eines Napoleons würdig, und man sage, was man wolle, er kann nichts anders, am

wenigsten vorübergehende Eroberungen, machen und zwecklose Siege erfechten wollen.

Was mich wundert, ist:

daß der französische Kaiser diesen Plan der Welt nicht geradezu bekannt macht, er würde dadurch die öffentliche Meynung für sich gewinnen.

Ich glaube, daß Napoleon jetzt mehr die Ausdauer des Königs von Preußen, als eine verlorene Schlacht in ihren Folgen, zu fürchten hat, und daß er Preußen einen billigen Frieden früher gewähren möchte, als die Russen ankommen.

Seine Operationslinien werden bis an die Weichsel doch zu lang, um hier die Russen zu schlagen; die Basis wird zu schmal, indem Oestreich im Rücken nicht zu trauen ist. Eben so wenig ist er hinter sich vor Landungen aus der Nordsee sicher.

Die französische Armee folgt auf dem jetzigen Kriegs-Schauplatz nicht dem Laufe der Flüsse, wie an der Donau, sondern die Elbe, die Havel, die Spree, die Oder, die Warte, die Netze sind zu überschreiten, um an der Weichsel zu kämpfen. In Schlesien sind starke Vestungen einzunehmen, Magdeburg, Küstrin und Stettin sind zu erobern, und was das gefährlichste ist: die Provinzen, welche hier das Heer durchzieht, gewähren nicht so viele Armeebedürfnisse zum Unterhalt und Fortkommen, wie Bayern und Schwaben.

Das Volk ist zur Insurrection geneigt; es darf nur durch einen Feuerkopf geweckt und gereizt werden, so steht es, im Rücken der Franzosen auf, und, hemmt jeden Rückzug.

Napoleon sollte Preußen den Frieden geben, indem er alle Provinzen bis an die Weser und Bayreuth forderte; dagegen Mecklenburg, Braunschweig, die Anhaltschen Fürstenthümer, die Hansestädte und Schwedisch-Pommern dem preußischen Staate einverleibte, eine Allianz gegen England schlösse, wornach die Häfen von Emden bis Memel den Engländern geschlossen würden.

Rußland würde über den Bug zurückgedrängt, und das Kriegstheater, wenn es keinen Frieden machen wollte, nach Dalmatien verlegt, da Frankreich kein schlechteres Terrain dazu wählen kann, als die Ufer der Oder und Weichsel.

Nachschrift. Zu retten wäre Preußen vielleicht noch, wenn Napoleon, der Kaiser der Franzosen, sich in Pohlen überzeugte, daß die Wiederherstellung des ehemaligen pohlnischen Reichs dem Zweck nicht entsprechen wird, den er hierbey beabsichtigen möchte. Napoleon sagte zu den Pohlen: Ich werde sehen, ob ihr es werth seyd, eine Nation genannt werden zu können.

Daß sie es werth sind, will ich nicht leugnen, daß aber die Verhältnisse des Unterthans zu dem Grundherrn,

der geringe Grad der Cultur, des Bodens, der Mangel an Industrie, an wohlhabenden Städten, kurz, an allem kräftigen Mittelstande in diesem Lande, hier nie eine Opposition gegen Rußland bilden wird, die es abhalten könnte, Frankreichs Plane entgegenzuwirken, wie bisher; das, glaub ich, wird einem jeden einleuchten, wer Pohlen kennt, und sich genau von seiner innern Verfassung unterrichtet hat.

Nur durch Preußen kann diese kräftige Opposition für die Folge gebildet werden, wenn dieser Staat seine bisherige bürgerliche Verfassung behält, ihm ein besseres Arrondissement verschafft wird, und neue organische Gesetze die Regierungsverfassung auf das Prinzip der Einheit begründen, kein Antagonismus weiter zwischen den Adjutanten, der Kabinetsinstanz und dem Ministerio existirt, alle collegialischen weitläufigen Conferenzen in allen solchen Angelegenheiten vermieden werden, wo nur ein Kopf entscheiden soll. Wenn man die Abgaben an Grund- und Consumtionssteuer mehr auf Gleichheit begründet, dem Adel keine Privilegien verstattet, keinen Unterschied mehr unter den Soldaten macht, den ein bürgerlicher oder ein adelicher Schoß gebar; kurz, wenn man alle die Mißbräuche entfernt, die unsere von Friedrich II. geschaffene, von Friedrich Wilhelm II. aufgelösete und von Friedrich Wilhelm III. nicht ganz auf die organischen Grundprinzipe zurückgeführte Verfassung verunstalten.

Sollte nicht Frankreich mit Rußland ein verwandtes Interesse dadurch haben, daß es die Dardanellen öffnete, sie vom Peststoff befreyete, und einen Tauschhandel zwischen Marseille und Odessa bewirkte? Sollte England dadurch nicht eher zum Frieden vermocht werden, als durch eine Wiederherstellung des pohlnischen Reichs?

Geschichte des Angriffs, der Blockirung und Uebergabe von Glogau, von Carl Friedrich Benkowitz.

Der Krieg war im Beginnen. Schon wälzten sich dunkle Gerüchte von den Schauplätzen desselben daher, gleich Schneebällen, die von einem Gebirge langsam herabrollen, und entweder zerstieben, oder ein emporgethürmtes Denkmal zurücklassen. Unter diesen Gerüchten war eins außerordentlich. Lange vor dem 10ten October, schon den 3ten d. M., erscholl die allgemeine Sage, der Prinz Louis sey geblieben, und diese Sage pflanzte sich ununterbrochen fort, bis endlich den 14ten jenes unglücklichen Monats die traurige Bestätigung eintraf.

Hatte die Fama eine prophetische Kraft, oder ließ die Gegenwart schon auf die Zukunft schließen? Hatte der Feind den vortheilhaftesten Angriffspunkt schon bestimmt, und sah man voraus, daß der heldenmüthige Prinz sich aufopfern würde, oder verkündigte der Zufall diesen Schlag voraus? Wer mag dies entscheiden? Genug, wir wußten den Tod des beweinten Prinzen früher, als er eintrat, und vielleicht geschah dies an mehrern Orten.

Die Scene seines Todes ward so rührend erzählt, daß jeder Fühlende bewegt ward. Ach, es war das erste große Opfer, das der beginnende Krieg verschlang, ein Opfer aus dem Heldenstamm Friedrichs II. Vermöchte ich doch seiner Asche ein würdiges Denkmal zu setzen!

Niemals hat den erhabenen Mann mein Auge gesehen,
Aber es weinet ihm nach. Denn von dem, der sein Angesicht schaute,
Tönt dem Entschlafenen nur die melodische Stimme des Ruhmes.
Königlich war des Leibes Gestalt, noch schöner die Seele,
Liebend und hold sein Thun, und sanft die Rede des Mundes.
Wohlthun war sein heilig Geschäft, und Milde die Wonne
Seines Herzens. Vermochte so viel erhabene Tugend
Nicht vor des Todes Pfeile zu schützen den kämpfenden Jüngling?
Nein! Es wollte fallen der Held, und er fiel in der Feldschlacht.
Als er fliehen die Seinigen sah, und siegen die Feinde,
Stürzt' er sich unaufhaltsam ins Blut, und sank, und der Staub trank
Königlich Blut, trank Blut von dem Heldenstamme des Thrones,
Auf dem Friedrich saß. Er flocht sich sterbend den Lorbeer.

Siehe, nun liegt der blutige Held entseelt vor dem Altar,
Um ihn ist die trauernde Schaar der Seinen versammelt,
Welche des Feindes gewaltiger Arm umschlang. Sie umjammern
Seinen Sarg; es fließt die Thräne der Krieger; sie küssen
Die erblichene Hand, und schneiden die blutige Locke
Von dem Haupt des entschlafenen Herrn zum bleibenden Denkmal.

Auf, erwachet ihr Künstler, und bildet die heilige Scene
Durch des Gemähldes Spiel, durch der Kunst nachahmende Schöpfung.
Siehe, so lange der Name des großen Friedrichs genannt wird,
Wird von Ludwig auch die Sage des Todes erschallen.

Lange würden ihm unsere Thränen geflossen seyn, aber die Wirbel des Unglücks, die uns so eilend trafen, rissen das Vaterland von Schmerz zu Schmerz fort, und kaum war eine Thräne getrocknet, so ward die andere ausgepreßt.

Das Gerücht erzählte: die ganze Schaar, die mit dem Prinzen war, sey aufgerieben worden, der Feind habe die Kette unsrer Armee gesprengt, und nahe sich Leipzig. Um uns über die traurige Nachricht zu trösten, verbreitete sich zugleich das Gerücht: die durchgebrochenen feindlichen Corps wären abgeschnitten, und würden zu Gefangenen gemacht werden.

Von jetzt an drängten sich die Nachrichten, daß der Feind in Sachsen eindringe. Kaufleute kehrten von der Leipziger Messe zurück, und erzählten von der Ankunft der Franzosen, von Brandschatzungen, vom Flüchten der Meßleute. Mitten unter diesen beunruhigenden Nachrichten erscholl die Sage von einem großen Siege, den die Preußen erfochten, und den zwölf Trompeter in Berlin verkündigt hätten.

Da der Sieg in der Schlacht bei Auerstädt sich anfangs auf die Seite der Preußen zu neigen schien, so ward dadurch wahrscheinlich diese Sage veranlaßt, denn die Fama ist unglaublich schnell. Virgil giebt ihr nur hundert Augen, und hundert Ohren, und hundert Zungen, aber sie hat auch hundert Flügel.

Um uns vollkommen irre zu machen, folgte bald darauf die Ahndung von einem Waffenstillstande, oder einem Frieden zwischen Frankreich und Sachsen. Das grüne Gewölbe, welches auf vielen Wagen nach Breslau gebracht werden sollte, erhielt plötzlich bei Bunzlau Order, Halt zu machen, und kehrte nach Dresden zurück.

Wohin deutete dies? Es ließ zwei Erklärungen zu: einen Sieg der Preußen und Sachsen, der das Flüchten der Kostbarkeiten unnöthig machte, oder eine Uebereinkunft der Franzosen und Sachsen, wodurch sie auch in Dresden sicher waren.

Wir müheten uns, das erste zu glauben, aber die zersprengte Kette der preußischen Armee, der Durchbruch der Feinde bei Hof, Schlaitz, Gera, Zeitz, bis Naumburg, predigte uns das Gegentheil.

Mit bangen, wechselnden Erwartungen sahen wir der Zukunft entgegen, und widersprechende Gerüchte durchkreuzten sich unaufhörlich. So kam der 20ste October heran, und mit ihm begann uns ein entscheidendes Licht zu leuchten. Wir fanden in der Berliner Zeitung gleich im Anfang die Worte:

Berlin, den 18ten October.

„Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die „Armee des Königs am 14ten dieses bei Auerstädt eine „Schlacht verloren; die nähern Umstände sind noch nicht „bekannt, doch weiß man, daß Seine Majestät der König „und dessen Brüder, Königliche Hoheiten, am Leben „und nicht verwundet sind."

Es ist unglaublich, was diese wenigen Worte für einen Eindruck machten. Alles ward bestürzt, in Aller Angesicht las man Erschrockenheit. Man wollte zweifeln, man hätte gezweifelt, aber man mühete sich umsonst, Gründe des Zweifels zu erfinden. Keiner andern Zei-

tung wäre diese Nachricht geglaubt worden; aber es war die Berliner Zeitung, welche sprach.

Daß die Schlacht ganz unbedingt als verloren angegeben war, daß wir von unserm König nichts wußten, als er sey am Leben und unverwundet, dies hatte etwas Fürchterliches, und schlug unsern Muth tief nieder.

Nicht lange, so liefen Privatnachrichten über die Schlacht aus Berlin ein, und sie lauteten schrecklich. Zwanzigtausend Preußen, hieß es, wären auf dem Schlachtfelde geblieben, eben so viel gefangen genommen, und den Rest der Armee habe der General-Feld-Marschall von Möllendorf gesammelt, um ihn nach Erfurt zu führen. Das meiste sey zerstreut.

Diese Nachrichten waren erschütternd und betäubend.

Wer Freunde oder Anverwandte in der Armee hatte, dem spiegelte die Einbildungskraft in traurigen Bildern vor, wie sie unter der ungeheuren Anzahl verwundet, erstarrt und hülflos liegen geblieben, und vielleicht langsam verschmachtet wären, vielleicht verstümmelt und ohne Pflege auf den kalten Steinen in den Kirchen lägen.

Wie quälend war dies! wie zerrissen diese Gedanken das Herz des Fühlenden! Wie viel zahllose Thränen wurden in dieser Zeit von den Vätern, den Müttern, den Bräuten, den Brüdern, den Schwestern derer, die in der Schlacht gekämpft hatten, geweint!

Immer trauriger und trauriger lauteten die mündlichen Nachrichten, und die Tage wurden nun in unserer Vestung so wichtig, daß jeder einen eigenen Abschnitt verdient.

Dienstag, den 21sten October.

An diesem Tage traf ein Befehl bei dem hiesigen Commandanten, dem General von der Marwitz, ein, die Vestung mobil zu machen, sie verpallisadiren zu lassen, und überhaupt in Vertheidigungsstand zu setzen. Um sie mit den nothwendigsten Lebensmitteln zu versorgen, erhielt er eine Anweisung auf 10000 Thlr.

Glogau ist eine Stadt, die bei einem nur geringen Umfange eine Anzahl von 10- bis 11000 Einwohnern hat. Sie ist also zu jeder Zeit belebt, und die Straßen sind etwa in dem Grade mit Menschen bedeckt, wie die volkreichsten Straßen in der Friedrichsstadt zu Berlin.

Das Leben auf den Straßen vermehrte sich von jetzt an mit jedem Tage, und schon heute wurden Bauern aus den umliegenden Dörfern aufgeboten, um in den Vestungswerken zu arbeiten, und die Artilleristen setzten ihre Geschäfte mit verdoppeltem Eifer fort.

Mittwoch, den 22sten October.

Wir hatten heute das seltsame Schauspiel, daß nicht allein die Aufgebotenen in den Werken arbeiteten, sondern auch Freiwillige. Unter diesen sah man Bürger, Juden, die Schüler aus dem Jesuiter-Collegio, und selber Officianten. Wie leicht war dies Opfer! Wie gern würde

man sich die Hände blutig arbeiten, wenn dadurch das Wohl des Vaterlands gewinnen könnte!

Die Arbeit der Freiwilligen und Aufgebotenen bestand jetzt in nichts anderm, als Gräben zum Einsetzen der Pallisaden in den Werken zu machen. Besonders geschah dies auf der Fußbank hinter dem Glacis. Hier sollten Pallisaden um die ganze Vestung gepflanzt werden.

Außer diesen Arbeiten ward eine Menge Mehl in Tonnen ins Jesuiter-Collegium gebracht, und die Soldaten erhielten scharfe Patronen. Nur acht Tage waren erst seit der Schlacht bei Auerstädt, zwölf Tage erst seit dem Beginnen des Krieges verflossen, und schon mußten wir in dem entfernten Glogau die Vorboten davon empfinden?

Donnerstag den 23sten October.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich eine kurze Beschreibung von Glogau voranschicken, um mich verständlicher zu machen.

Diese Stadt gehört zu denen von mittlerer Größe, und hat, wie schon gesagt wurde, 10- bis 11000 Einwohner. Sie ist freundlich gebaut, und hat meistens massive Häuser. Der Ring oder der Marktplatz ist der schönste und geräumigste Theil von Glogau.

Es besteht eigentlich aus zwey Städten: aus der Stadt selbst, und dem Dom. Zwischen der Stadt und dem Dom fließt unweit der Stadtmauer die Oder,

über welche eine lange Brücke führt, und beide Städte mit einander verbindet. Es sind hier drey Thore: gegen Osten das breslausche, gegen Westen das preußische, und gegen Norden das Oderthor. Aus dem breslauschen Thor führen die Straßen über Lüben, Parchwitz, Neumarkt nach Breslau. Ferner nach Liegnitz, Jauer, Schweidnitz, so wie nach Bunzlau, Haynau, Löwenberg, Goldberg. Aus dem preußischen Thor fährt man über Beuthen, Grünberg, Crossen und Frankfurt nach Berlin. Außerdem nach Neustädtel, Sprottau, Sagan an die sächsische Gränze. Das Oderthor führt nach Südpreußen, und zwar über Fraustadt und Lissa nach Posen, so wie über Rawirz und Zduni nach Kalisch.

Die beiden größten Gebäude in der Stadt sind das Königliche Schloß, und das Jesuiter-Collegium. In dem Schloß, das an der Nordseite der Stadt nach dem Dom zu liegt, sind die Zimmer für die Kammer und Oberamtsregierung; in dem Jesuiter-Collegio wohnen ohngefähr 7 Jesuiter-Professoren mit ihren Schülern. Es ist sehr massiv gebaut, und hat gewölbte Gänge und Zimmer. Nach diesen Gebäuden folgt das Commödienhaus, worin unten die Fleischbänke, in der Mitte der Redoutensaal, und oben die Bühne ist. Es liegt am Markt, und vor demselben ist der Paradeplatz.

Was die Kirchen betrifft, so giebt es eine evangelische Stadt- und eine Garnison-Kirche in Glogau, aber mehrere katholische: die Pfarrkirche, die Jesuiter-Francis-

cis-

ciscaner = Dominikaner = Kirche, so wie den Dom und die Kirche des Jungfernstifts. Endlich ist auch eine reformirte Kirche vorhanden.

Außerdem sind mehrere große Magazin = Gebäude erbaut, besonders an der Ost = und Süd = Seite der Stadt, so wie auf dem Dom.

In Absicht der Befestigung würde Glogau, wenn man sechs Rang = Ordnungen von Vestungen annähme, und etwa Königstein, Silberberg, Magdeburg, Glatz in den ersten Rang setzte, Glogau den dritten Rang einnehmen. Es ist gegen Osten und Süden vollkommen regelmäßig befestigt, gegen Norden aber und zum Theil gegen Westen von der Oder und mehreren Armen derselben gedeckt, so daß man von dieser Seite eine Menge Brücken passiren muß, ehe man in die Stadt selbst kömmt.

Außer den Werken, welche die Circumvallations-Linie der Befestigung bilden, hat es gegen Osten eine Sternschanze, gegen Norden jenseits der Oder eine andere Schanze, die Wasser = Redoute genannt, und am Ende der Dom = Vorstadt bei der letzten Brücke noch eine kleine Brückenschanze. Kanonen, Bomben, Kugeln, so wie Pulver, sind hinlänglich vorhanden.

Nach dieser kleinen Beschreibung wird man das, was in dem Lauf der Belagerungsgeschichte von der Lage der Stadt vorkommen sollte, besser verstehen können.

Der 23ste October war sehr thätig in Glogau. Das preußische Thor, von welcher Seite man den Feind erwartete, wurde gesperrt, und gänzlich verpallisadirt, daß weder Wagen noch Fußgänger mehr herein konnten.

Schon am 22sten Oct. hatte der Landrath des Glogauschen Kreises den Befehl erhalten, 600 Arbeiter mit Schaufeln aus dem Kreise seiner Inspection zu stellen, um in den Vestungswerken zu arbeiten. Diese trafen ein, und ein großer Theil davon zog durch die Stadt, um sich in den Werken unter ihren Aufsehern zu vertheilen.

In der Stadt waren die Arbeiter eben so thätig; den ganzen Tag hindurch wurden Kanonen auf die Wälle gebracht und auf die Lavetten gelegt. Um die Annäherung irgend einer feindlichen Streifparthei bemerken zu können, wurden Pikets in einiger Entfernung von der Stadt ausgestellt, und einige Dragoner, die wir in der Stadt hatten, mußten Patrouille auf die nahen Dörfer reiten. Damit auch in der Stadt kein liederliches Gesindel sich sammeln könne, so wurde scharfe Visitation in den Häusern gehalten, unterdeß die Thore geschlossen waren, und die Aufgegriffenen entweder fortgeschaft, oder zur Arbeit angestellt wurden.

Die Eile, mit welcher man die Vestung in Vertheidigungsstand zu setzen suchte, war so groß, daß die Arbeit in den Schanzen auch in der Nacht vom 23sten bis zum 24sten Oct. forgesetzt wurde.

Freitag, den 24sten October.

Heute begannen sich Spuren zu zeigen, daß die Landleute sich nicht mehr sicher in ihren Dörfern hielten. Eine große Menge Betten, Kasten mit Kleidungsstücken, und anderes Geräthe wurden auf Wagen in die Stadt gebracht. Wer keine Wagen hatte, trug seine Habseligkeiten herein, und suchte sie unterzubringen. Bei der Verschließung des preußischen Thores wurde das Gedränge am breslauer Thor äußerst stark, und der Weg war oft gesperrt. Durch zu große Eile wurde Verzögerung bewirkt.

Uebrigens kreuzten sich jetzt die Estaffetten von allen Seiten, und unaufhörlich bei Tag und Nacht kamen welche an. Ihr Blasen nahm einen traurigen Ton an, weil sie gewöhnlich nur traurige Nachrichten brachten.

Sonnabend, den 25sten October.

Wir hatten heute einen sehr traurigen Anblick. Die Graben unserer Vestung sind trocken, und in dem Hauptgraben sind unter den Brücken vor dem breslauer und preußischen Thore einige bedeutend große Gärten angelegt, so daß man, wenn man über die Brücken kömmt, an beiden Seiten 20 bis 25 Fuß tief in einen Garten hinunterschaut. Die Bäume und Hecken derselben erhoben sich mit ihren Zweigen bis an die Brücke, und das Ganze gewährte einen freundlichen Anblick. Die schönen Fruchtbäume und Hecken wurden heute abgehauen, und sanken vor den Augen einer großen Men-

ge Zuschauer nieder. Es war ein sehr trauriges Schauspiel. Was mindestens ein Vierteljahrhundert zum Entstehen brauchte, ward jetzt in wenigen Stunden vernichtet. Zugleich drängte sich das Vorgefühl der immer näher kommenden Gefahr auf, weil solche Aufopferungen gemacht wurden, und man erblickte kein einziges fröhliches Gesicht.

Man beklagte die schönen Obstbäume, und die allgemeine Stimme war, daß das Umhauen derselben, da es in wenigen Stunden geschehen war, noch hätte verschoben werden können. Und welcher Nutzen erwuchs der Vestung daraus? Im Hauptgraben konnte der Feind keine Batterie anlegen, und wenn er einmal hier war, so ließ sich von den Bäumen weder viel Nachtheil noch Vortheil erwarten.

Am 23sten October ward der Befehl zur Pallisadirung der Vestung erlassen, und heute wurden die ersten Pallisaden angefahren. Eine Anzahl von 33000 Stück gewöhnlicher Pallisaden, 10 rheinländische Fuß lang, und 10 Zoll stark, so wie 7400 Stück Tambour-Pallisaden, 15 rheinländische Fuß lang, und 12 Zoll stark, war dazu erforderlich; zur Anfahrung derselben aber bedurfte es 5000 vierspännige Fuhren, die aus den nächsten Kreisen geleistet wurden. Der Wald des Fürsten von Carolath und der Stadtforst wurden bestimmt, die Stämme dazu zu liefern.

Abends um halb 8 Uhr traf eine Estaffette vom König aus Küstrin ein, welche die Nachricht an die Kammer brachte, daß der General-Lieutenant von Reinhart zum Vice-Gouverneur der Vestung ernannt worden sey, daß das dritte Bataillon des Regiments von Zastrow in Glogau einrücken würde, und daß alle Vorkehrungen getroffen werden sollten, die Vestung gegen einen feindlichen Angriff zu sichern.

Das Einrücken von Truppen in Glogau war vorzüglich nothwendig, denn es befand sich in dieser Vestung nichts, als das dritte Bataillon des Regiments vacant von Grevenitz, und das dritte Bataillon des Regiments von Tschepe aus Fraustadt, nebst einer Invaliden-Compagnie aus Neustädtel.

Sonntag, den 26sten October.

Ohngeachtet des Feyertages wurden die Arbeiten in den Werken fortgesetzt, und eine Menge Pallisaden aufgerichtet. Auch sah man eine Menge derselben aus den Forsten anfahren, die zwischen den Werken abgeladen wurden. Die Artilleristen setzten ebenfalls ihre Geschäfte fort, und der Sonntag ließ sich nicht mehr von dem Wochentage unterscheiden.

Da die Anzahl der Zimmerleute in Glogau nicht hinreichte, um die nothwendigen Arbeiten an der Vestung zu bestreiten, so waren die Zimmerleute aus den nächsten Städten und Kreisen von der Kammer auf Anregung des Commandanten requirirt worden. Diese

erschienen nun, und der Ingenieur de Place, der Hauptmann Moritz, wies sie zu ihren Geschäften an. Sie hatten besonders die in den Wäldern noch nicht zugespitzten Pallisaden zu bearbeiten, die Flügel zu den neu angebrachten Thoren zwischen den Wällen zu verfertigen, und zuletzt auch die Brücken abzureißen.

Zu Verpallisadirung und Armirung der Vestung war eine Summe von 6000 Thlr. angewiesen worden, über welche das Gouvernement disponirte.

Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, den 27sten, 28sten, 29sten und 30sten October.

So nothwendig es war, die Vestung eilend in Vertheidigungsstand zu setzen, eben so sehr bedurfte es der eilenden Verproviantirung derselben, und bereits unterm 21sten October waren von dem in Schlesien dirigirenden Staatsminister, Grafen v. Hoym, die nöthigen Verfügungen zu diesem Behuf an das Gouvernement und an die Kammer erlassen, auch eine Summe von 10000 Thl. dazu angewiesen worden.

Die Landräthe hatten also zu Herbeischaffung der Bedürfnisse die nöthigen Befehle erhalten, und die Lieferungen begannen nun von allen Seiten einzutreffen. Da eine bedeutende Menge Lebensmittel und Fourage dazu gehört, um eine Vestung, wie Glogau, zu verproviantiren, so war das Gedränge in den Thoren von Menschen, Wagen und Pferden unbeschreiblich. Ich hatte Gelegenheit, in meiner Wohnung, welche dicht am

breslauschen Thore liegt, alles genau zu beobachten, und der Anblick hatte nichts Erfreuliches; im Gegentheil war er oft empörend. Die Bauern und Knechte, welche die Lieferungen brachten, wurden von der Wache und andern Aufsehern auf das ärgste gemißhandelt, und das traf den Schuldigen und Unschuldigen. Wenn eine Stockung entstand, so wurde auf Menschen und Pferde so unbarmherzig zugeschlagen, daß ich oft vom Fenster zurücktreten mußte, um nicht Zeuge von den Grausamkeiten zu seyn. Eine sorgsamere und weisere Leitung der Wagen hätte alle diese Mißhandlungen unnöthig gemacht; denn durch Stockschläge, durch Stöße und Verwünschungen, wird keine Verwickelung von Wagen und Pferden gehoben. Im Gegentheil geriethen die Bauern und Knechte in eine solche Angst, daß sie weniger noch sich zu helfen wußten.

Die Stimmung der Menschen übrigens in Glogau war Niedergeschlagenheit. Die frühern Nachrichten von der Armee, die drohenden Anstalten, und die Ungewißheit über unser künftiges Schicksal, machten auch den Fröhlichen traurig. In wenig Tagen war eine große Veränderung in den Meinungen vorgegangen, und diese begann sich allmählig immer lauter zu äußern.

Es ist so leicht, Krieg zu wünschen, wenn man selbst nichts dabey wagt, wenn man das entfernte Schauspiel der Schlachten und der wichtigen Staatsereignisse genießen, oder einen Privathaß gegen eine fremde Macht

befriedigen will. Aber wie ändern sich die Wünsche, wie ändert sich die Sprache, wenn die Gefahr näher kömmt, wenn wir selbst an dem Theil nehmen sollen, was wir so laut begehrten! Diejenigen, die den Anfang der Feindseligkeiten gar nicht abwarten konnten, die, welche zitterten, daß der Friede noch vor dem Beginn der Schlachten zu Stande kommen möchte, die recht nach Blutvergießen durſteten, dieſe wollten von dem eignen Blut auch nicht einen Tropfen hergeben, geriethen bei weitem in die größte Angſt, als ſie nur einen Theil von dem erfahren ſollten, was ſie Millionen andern gewünſcht hatten, und lernten nun plötzlich ein Wort ausſprechen, das ihnen vorher ein Greuel geweſen war, das Wort: Friede.

Das iſt ſehr kleinlich! Aber es giebt viel Kleinliches in der Welt, und es äußerte ſich noch auf mancherley Art. Die Schimpfreden gegen feindliche Mächte verſtummten, man begann von großen Talenten zu reden, von edlen Zügen zu erzählen, man begann zu äußern, daß doch wohl — Genug!

Dieſe Schaamröthe kann meine Wange nicht bedecken, und über die Inconſequenz anderer bin ich nicht zum Richter geſetzt. Nur die Wahrheit kann nicht oft genug wiederholt werden, daß durch Schimpfen, Schmähen, Herabwürdigen des Feindes, Trotzen auf zukünftige Siege und dergleichen Ausbrüche der Leidenſchaft, keine Vaterlandsliebe an den Tag gelegt wird, ſondern daß

blinde Wuth in seinen Folgen dem Vaterlandshaß ähnlich ist, wovon wir leider die schrecklichen Beweise vor Augen haben.

Muß Napoleon erst vor den Thoren seyn, ehe man seine Größe anerkennt? Wußte man nicht schon, als Er in Paris Anstalten zu den Siegesfesten machte, daß noch nie ein einsichtsvollerer und größerer Feldherr gelebt hat, als Er? Mußte Er erst die neue für uns so schreckliche Probe davon ablegen?

Es scheint Generale in der preußischen Armee gegeben zu haben, welche den Wahn hatten, als sey mit der Taktik des siebenjährigen Krieges noch jetzt, und zwar gegen Napoleon, auszureichen. Es scheint Obristen gegeben zu haben, welche glaubten, man könne schon Krieg führen, wenn man ein Regiment einen halben Tag unter mancherley pedantischen Uebungen auf dem Exerzierplatz herumzuhetzen, und eine alte Lection aufsagen zu lassen verstände. Es gab Hauptleute, welche es für etwas Wesentliches im Dienst hielten, ihre Soldaten in den Mauern der Stadt einzusperren, ihre Freiheit auf das möglichste zu beschränken, durch Gassenlaufen und Stockprügel sie in Ordnung zu erhalten, kurz, sie im Frieden so zu behandeln, daß sie vollkommen unbrauchbar im Kriege werden mußten.

Wenn dies keine leeren Behauptungen sind, wenn es dergleichen Befehlshaber in der Armee gab, sollte

sich dadurch nicht etwas von dem schrecklichen Räthsel lösen, das uns aufgegeben worden ist?

In diesen Tagen liefen die Nachrichten ein, daß die Baiern durch Sachsen gegen Schlesien vorrückten. Man beschrieb sie ungestümer und drückender in ihren Forderungen, als die Franzosen, und dies war kein Trost für uns. Die Franzosen, hieß es, wären in Frankfurt. Von unserer Armee erhielten wir dagegen gar keine Nachricht; dies war für den, der Anverwandte und Freunde dabei hatte, äußerst quälend. Die Ungewißheit ist das Fürchterlichste, weil ihre Leiden kein Ziel haben, weil der Fürchtende das Schrecklichste immer noch erwarten muß, weil Hoffnung immer zurückkehrt, und also keine Fassung über das Unglück statt findet.

Ich schrieb nach Berlin, um Nachrichten zu erhalten, aber die Briefe kamen zurück; die Communication zwischen Schlesien und der Hauptstadt war aufgehoben. Eben so blieben die Zeitungen aus, und wir waren nun von der übrigen Welt beinahe schon abgeschnitten. Man wünschte, es ganz zu seyn, man wünschte, sich in einem Winkel der Erde verbergen zu können, wo man nichts mehr sähe, nichts mehr hörte, nicht mehr von den traurigen Gerüchten gepeiniget würde.

Freitag, den 31sten October.

Es begannen sich Nachrichten zu verbreiten, daß die Franzosen in den Oertern zwey Meilen von Glogau

schon angekündigt würden; die Baiern aber, sagte man, hätten in Dresden Ordre bekommen, Halt zu machen. Ueberhaupt wurde viel von einem Waffenstillstande gesprochen, und dieser war den Wünschen Aller, mit sehr wenigen Ausnahmen, gemäß; denn daduch allein, schien es, könnten die reißenden Fortschritte des Feindes aufgehalten werden.

Es kamen heute Artilleristen aus Breslau zu Wagen hier an, weil Glogau lange nicht hinlänglich damit versehen war.

Statt der 600 Bauern, die bis jetzt in den Werken gearbeitet hatten, wurden von dem angekommenen Gouverneur von Reinhart 1000 Arbeiter verlangt, und diese beschäftigten sich vorzüglich mit Pflanzung der Pallisaden.

Wir erfuhren, daß die Brücke über der Oder in Frankfurt abgebrochen wäre, und in unserer Gegend wurden die Oderkähne auf die rechte Seite des Flusses geführt, die Prahme versenkt, und die Brücken über die kleinern Flüsse abgebrochen, um das Vordringen des Feindes aufzuhalten.

Sonnabend, d. 1. November 1806.

Es kam jetzt ein ungeheurer Vorrath von Heu, Stroh und Getraide an, womit die Kirchen und Klöster angefüllt wurden. Das Getümmel in der Stadt, das Gedränge in den Straßen, besonders an den Thoren und

in der Gegend der Magazine, war unbeschreiblich. Die Stimme und das Geräusch des Krieges erscholl, ehe er noch auf unsern Fluren erschienen war.

Auch begannen sich die Spuren von der schrecklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt noch auf andere Art zu zeigen. Eine Menge Flüchtlinge, einzeln und truppweise, kamen von der großen Armee an. Sie waren zum Theil blessirt, zum Theil gesund, mit und ohne Waffen. Einige hatten Gewehr und Tornister, andere beides nicht.

Wie wenn ein fürchterlicher Orcan unter eine Heerde fährt, ihr den Hirten und die schützenden Hunde raubt, und sie unter Donnerschlägen und Blitzen auseinander scheucht, wie dann die unglücklichen Thiere hülflos in den Gefilden herumirren, und den Hirten suchen, so waren unsere verlassenen Krieger nach dieser greulichen Schlacht.

Ich sprach mit allen, die ich erblickte, denn man kannte die Zurückkehrenden gleich. Ich durstete nach Nachrichten von der Schlacht, von den Gebliebenen, von dem Zustande der Armee. Aber dieser Durst ward nicht gestillt. Was ich erfuhr, war wenig, und mit Dunkel umhüllt. Was konnten Menschen, die keine Uebersicht von dem Ganzen hatten, für Aufklärung geben? Nur ihr eigenes Schicksal konnten sie erzählen: wenn sie ins Feuer kamen, wie lange sie darin blieben, was sie vor der Schlacht, was sie nachher erduldeten.

Viele von ihnen waren gefangen gewesen, und hatten sich selber ranzionirt. Diese erzählten schreckliche Dinge von dem Hunger, den sie, eingesperrt in Kirchen, in Klöstern, in Ställen, hatten erdulden müssen.

Ist dies die Menschlichkeit der Franzosen? Oder konnten sie keine Menschlichkeit üben, wenn sie auch wollten? Sie hatten die Magazine der Preußen in Händen, war es nicht möglich, die Truppen mit ihrem eignen Brode zu sättigen? Das wollte ihr großer Kaiser gewiß. Sie haben sich über den Hunger und über jede Mißhandlung, die sie ihre Gefangenen erdulden ließen, vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, und nur die Unmöglichkeit, sie anders zu behandeln, kann den Flecken der Grausamkeit von ihnen abwaschen.

O, die braven Preußen haben das Elend, das sie traf, nicht verdient. Sie haben die Schlacht verloren, sie sind zu Gefangenen gemacht, sie sind geflohen. Aber wer wagt es, mich anzutasten, wenn ich sie dennoch brav und tapfer nenne? Floß nicht das Blut der Preußen in Strömen? Dauerte nicht die Schlacht einen ganzen schrecklichen Tag? Focht nicht die Armee des Königs, nachdem sie schon umgangen war, und nach dem Verlust der Magazine von der Seite angegriffen ward? Hatte nicht schon der Mangel in ihren Eingeweiden gewütet, als sie aufs Schlachtfeld trat? Und hat sie dennoch nicht mit Löwenmuth gefochten? Lagen nicht 20000 Preußen auf dem Schlachtfelde blutend,

sterbend, verstümmelt? Nicht eben so viel Feinde, nicht mehr noch? Entschied nicht Uebermacht der Zahl, nicht der unendliche Siegesblick, nicht das übermenschliche kriegerische Talent Napoleons?

Wenn alle diese Fragen sich mit Ja beantworten ließen, sollte dann nicht kühn die Behauptung aufgestellt werden können, daß die Preußen verdienten, den Sieg zu erkämpfen, ohne ihn erkämpft zu haben? Sollte man nicht hinzufügen dürfen, daß sie ihn gegen alle Völker der Erde würden erkämpft haben, nur gegen Napoleon nicht?

Die Gerechtigkeitsliebe wird erwachen, sie wird auch bei dem Feinde erwachen, und muß erwachen, denn sein eigner Ruhm heischt dies. Es ist ehrenvoller, einen tapfern, schwer zu besiegenden Feind zu überwinden, als einen feigen, unkriegerischen, bei dem ersten Angriff fliehenden. Die öffentlichen Blätter werden aufhören, nur das aufzustellen, was zur Schmach der Preußen gereichen könnte; sie werden auch das verkünden, was ihren Ruhm predigt, und der große Kaiser wird es dulden; denn was könnte Er gewinnen, wenn der preußische Muth befleckt würde, wenn das Volk Friedrichs II. seinen Ruhm verlöre?

Der heiligen Wahrheit nur sey jedes Opfer geweiht, das die Schriftsteller der Nation jetzt aufstellen: denn sie legen es am Altar des Vaterlands nieder; und

wehe dem Elenden, der sie zum Nachtheil seiner Nation verunstalten könnte!

Wir wollen das Unglück, das unser Vaterland traf, nicht verbergen, nicht bemänteln, wir wollen den unsterblichen Ruhm dessen, der an der Saale, an der Elbe und an der Ostsee der Sieger war, nicht schmälern; aber Er sey gerecht gegen das preußische Volk, gegen ihr Heer, Er vergönne uns, zu sammeln, was zu zu dessen Ruhm gereicht; Er lasse eine edle Nation, ein tapfres Heer nicht zu tief herabwürdigen, und gebiete nur der heiligen Wahrheit, zu reden. Wenn der große Kaiser sich selber kennt, so muß Er fühlen, daß die Schande nicht groß sey, von Ihm besiegt zu werden.

Wer einen Tropfen preußisches Blut in seinen Adern hat, wer auch unter den Feinden den Namen Preußen mit Achtung zu nennen gewöhnt ist, der stelle es öffentlich auf, was den Preußen zum Ruhm gereicht, was das Unglück, besiegt zu seyn, mildern kann, und was ohne ihre Erniedrigung ihr schreckliches Schicksal herbeiführte. Er stelle es auf, wo er vermag; und wer es in diesen Blättern thun will, dem sollen sie offen seyn. Mit dankbarer Freude soll jede schmucklose Wahrheit, die dem unglücklichen Vaterlande Ehre bringt, jede Prüfung, aus welchen Quellen ein so schnelles Verderben über dasselbe kam, aufgenommen werden.

Das Kriegsschiff erster Größe kann, wie die kleinere Fregatte, vom wütenden Sturm auf dem Meer

umhergetrieben werden, kann Schiffbruch leiden, und nur wenig an das sichere Gestade gerettet werden; und dennoch kann der Steuermann seine Pflicht gethan haben; die Schiffer können dennoch erfahrne und muthige Seefahrer seyn.

Ob dies Gleichniß ganz auf das preußische Heer paßt? Ich wage nicht, dies zu entscheiden. Noch hängt der Himmel zu dunkel über die Gefilde der Schlacht hinab, um hell hindurch zu schauen; aber das wenigstens kann als heilige Wahrheit aufgestellt werden, daß unser Monarch mit dem höchsten Muth und unter der größten Gefahr focht, daß mehrere unserer Feldherren ihre Truppen mit Muth und Weisheit führten, und daß das tapfere preußische Heer, wenn es von einer größern Anzahl seiner Befehlshaber gut geführt worden wäre, Wunder verrichtet haben würde.

Ich wende meinen Blick von denen ab, die in diesem wichtigen Zeitpunkte, verlassen von ihrem Kopf oder ihrem Muth, ihre Pflicht nicht thaten, und das Vaterland in diese Tiefe versinken ließen. Vielleicht wurden auch sie in dem unaufhaltsamen Strom mit fortgerissen, und die Zukunft wird ihre Thaten hell genug beleuchten. Wer gerecht ist, der wird fühlen, daß das Unglück des preußischen Heers mehr eine Folge des übermenschlichen Kriegstalents Napoleons, als der Muthlosigkeit desselben ist.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Andere

Andere von den zurückkehrenden Preußen waren nicht gefangen gewesen, sondern hatten sich in der allgemeinen Verwirrung mit geflüchtet, waren herumgeirrt, um die Armee zu erreichen, und kamen endlich nach den Städten ihrer Garnison zurück. Alle stimmten darin überein, daß die Schlacht und das Blutvergießen bei Jena gräßlich gewesen, daß die Kartätschen und Kugeln dicht wie Schneeflocken herumgeflogen wären, und daß mehr Franzosen noch, wie Preußen, auf dem Schlachtfelde gelegen hätten *).

Die Rückkehrenden wurden, obwohl sie von verschiedenen Regimentern waren, unter die Besatzung von Glogau aufgenommen, und dies war höchst nothwendig; denn noch lange hatte diese Vestung nicht die hinlängliche Mannschaft zu einer festen und kräftigen Vertheidigung.

Sonntag, den 2ten November.

Es kamen heute einige hundert Recruten hier an, die dem Könige nach Graudenz zugeführt werden sollten; aber leider erhielten wir zugleich die traurige Nachricht, daß dies nicht mehr möglich sey, weil die

*) Da nur die möglichst reine Wahrheit in diese Blätter aufgenommen werden soll, und ich Andere zur unbemäntelten Darstellung derselben auffordere, so würde ich es mir nie verzeihen, wenn ich selber im geringsten davon abwiche. Jene obige Behauptung schreibe ich aus dem Munde vieler nach, die das Schlachtfeld sahen, und die keine Absicht haben konnten, die Wahrheit zu verhehlen.

Passage schon von dem Feinde abgeschnitten wäre. Die Ausgehobenen wurden auf die nahen Dörfer vertheilt, und ich habe weiter nichts von ihnen erfahren. Sie sind wahrscheinlich, als der Feind anrückte, zu ihrem Heerde zurückgekehrt.

Montag, den 3ten November.

Heute kam die traurige Nachricht von der Capitulation des Fürsten von Hohenlohe bei Prenzlow an. Die Gemüther waren schon von den frühern Nachrichten zerrissen, und diese neue Wunde drang sehr tief ein. Der Fürst von Hohenlohe und der General von Rüchel, hieß es, wären gefangen. Wie sollte man es fassen, wie es glauben?

Die Erzählungen lauteten noch dunkel von der Begebenheit, aber das sagte man, daß das Corps des Fürsten unglaublich viel ausgestanden habe, daß es ohne Brod, ohne Fourage gewesen sey, und sich endlich durch Lähmung aller Kräfte habe ergeben müssen. Kann der Menschenfreund zürnen, daß es geschah? Nur beweinen läßt sich das Schicksal der unglücklichen, rastlos verfolgten Armee. Ein höheres Geschick scheint ihren Ruin beschlossen zu haben.

Wir trösteten uns mit der Hoffnung, daß die Uebergabe des Corps eins von den vielen sich wälzenden Gerüchten sey; aber bald verschwand auch der letzte tröstende Zweifel, denn es kamen Augenzeugen von dem

Treffen an, die weit mehr erzählten, als man vernehmen wollte.

Zugleich kam die Nachricht, daß der Feind bis Wartenberg und Neusalz streife, und daß er gedroht habe, die Dörfer einzuäschern, wo man Signalstangen anzünden würde; denn dies sollte geschehen, um uns eilend vom Anrücken des Feindes Nachricht zu geben.

Die Bürger in Glogau erhielten heute Befehl, Wasser auf die Böden zu bringen, und es ließ sich überhaupt aus mehrern Anzeigen schließen, daß die Gefahr näher rücke. Die Brücke am Breslauer Thor wurde abgerissen, und die Soldaten hatten den Hauptwall stark besetzt. Diese Besetzung sah fürchterlich außerhalb der Vestung aus, denn man erblickte blos die Köpfe der Soldaten, wie sie sammt der Spitze des Gewehrs über die Brustwehr hervorragten. Der Mahler, der etwas gräßlich Pittoreskes von kriegerischen Darstellungen entwerfen wollte, müßte diese Köpfe mit Gewehrspitzen mahlen.

Um die äußerst schwache Besatzung zu vermehren, rückte heute das Bataillon von Zastrow aus Posen hier ein.

Dienstag, den 4ten November.

Einige Bauern von denen, die zu den Arbeiten in den Werken bestimmt waren, hatten heute ihre Beschäf-

stigung auf dem Hauptwall, wo sie das Abschüßige der Brustwehr abstachen, damit die Soldaten näher herantreten, und bequemer darüber hinweg feuern könnten.

Es liefen unaufhörlich Nachrichten ein, daß kleine Streifcorps in den Städten umher brandschatzten: in Neusalz, Neustädtel, Grünberg, Wartenberg u. s. w. Sie näherten sich also schon der Vestung bis auf einige Meilen. Auch konnte nun keine Nachricht mehr eingezogen werden, ob eine Armee vorrücke, und wie stark sie sey.

Mittwoch, den 5. November.

Um etwas zu erfahren, und um die Streifcorps zu recognosciren und anzugreifen, wurden heute Patrouillen von der wenigen Mannschaft, die wir an Reutern und Husaren hatten, ausgeschickt; sie trafen keinen Feind, wohl aber ein liederliches Gesindel, das die kriegerischen Umstände benutzte, um auf dem Lande zu rauben und zu plündern. Von diesem zigeunerartigen Volk wurden Gefangene eingebracht.

Donnerstag, d. 6ten November.

Wir erhielten von dem gefangenen rückkehrenden General Pelet die Nachricht, daß der Frieden unterhandelt würde, und daß ein Parlementair mit annehmlichen Friedensbedingungen vom Kaiser zum König nach Graudenz gegangen sey. Es wären jetzt nur noch

höchst wenige übrig, die den Frieden nicht wollten, und die fast allgemeine Stimmung, die jene Nachricht hervorbrachte, war Freude. Der Wunsch nach Krieg hatte sich nie so allgemein geäussert, als jetzt der Wunsch nach Frieden. In wenigen Wochen war eine Veränderung in den Meinungen vorgegangen, die Demosthenes und Cicero, und Fox mit allen Gründen gegen das Traurige, das Ungewisse und Gefährliche des Kriegs, nicht hätten hervorbringen können. Der Glaube daran mußte ihnen in die Hand gegeben werden.

Aber man bilde sich ja nicht ein, daß nun die Lust zum Kriege überhaupt in ihnen erstickt gewesen wäre. Nichts weniger! Der rechte Zeitpunkt zum Kriege war nach ihrer Meinung nur nicht getroffen. Gegen Ende des Jahrs 1805 hätte der König von Preußen ihn beginnen sollen — dann, dann hätten sie alle ihre Feinde zum Schemel ihrer Füße gesehen!

Es giebt Menschen, die ihr Leben lassen, nicht für das Vaterland, nicht für die Ehre des Königs, nicht für die Ehre der Nation, nein, um Recht zu behalten. Wäre der Krieg noch einmal verschoben worden, wäre er gegen das Ende des Jahres 1807 ausgebrochen, und wäre sodann erfolgt, was jetzt geschah, so hätten sie laut geschrieen: der October 1806 wäre der günstige Zeitpunkt des Krieges gewesen. Sie haben ihn ja auch jetzt, noch vor wenigen Wochen, durch ihr lautes Seufzen nach dem Anfang der Feindseligkeiten dafür erklärt. Den

sie sich also in dem günstigsten Zeitpunkt zum Kriege irren können, muß ihnen ihre veränderte Meinung vor und nach dem October 1806 laut predigen.

Wäre der Krieg am Ende des Jahrs 1805 aufgefodert, und wäre sodann ein Unglück über den preußischen Staat gekommen, so hätte man wahrscheinlich mit geringem Scharfsinn einen frühern günstigern Zeitpunkt aufgefunden; denn es ist ein sehr weites Feld, das Feld der Vergangenheit, wenn man Vermuthungen macht, was unter gewissen Umständen geschehen seyn würde.

Aber diejenigen, die sich auf diesem Felde herumtummeln, mögen wenigstens einige Punkte mit etwas Kälte erwägen: daß der König höher stand, wie sie alle, um den politischen Horizont zu überschauen; daß er mit weisen Räthen umgeben war, welche die Ursachen zum Kriege und Frieden tief erwägen konnten; daß vor dem französischen Durchmarsch durch Anspach die Neutralität Preußens fast allgemein gebilligt ward; daß nach demselben, wo die französische Armee in vollem Laufe des Sieges war, die günstige Angriffszeit sich höchst schwierig finden ließ; daß die preußische Armee während der Begebenheiten in Ulm zu entfernt war, um wirken zu können; daß nach der Schlacht bei Austerlitz der Friede mit Oestreich und der Rückmarsch der Russen in einem Augenblick zu Stande kam, und Preu-

ßen allein auf dem Kampfplatz geblieben wäre; daß Napoleon nicht in einem Jahr seine Kriegskunst gelernt hat, sondern schon 1805 der größte Feldherr war; daß die Preußen dagegen in einem Jahr nicht alles verlernen konnten, und daß, wenn ihre Armee im Jahr 1806 in einem so kurzen Zeitraum beinahe gänzlich vernichtet ist, man unmöglich annehmen kann, sie würde 1805 Wunder gethan haben; daß Frankreich schon damals mit allen Kräften Europa's ausgerüstet war, und endlich eine Armee von sechszehnjähriger Kriegserfahrung hatte.

Wenn sie diese Punkte ohne Leidenschaft erwägen, so sollte man denken, es würde auch dem wüthendsten Schreier schwer werden, an einen glücklichen Krieg im Jahr 1805 zu glauben. Ueberhaupt sollten die mittelmäßigen und schlechten Köpfe bei wichtigen Staatsangelegenheiten schweigen, mindestens nicht laut schreien; denn durch das allgemeine Geschrei der Enrage's ist diesmal ein großes Unglück über den preußischen Staat gekommen, und dies wird in jedem Staat geschehen, wo ihre Stimme durchdringt.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, was Friedrich II. unter den kritischen Umständen in Europa würde gethan haben? Dieser Monarch konnte nur große politische Ansichten haben, er konnte nur an einer Unbesiegbarkeit des preußischen Staats arbeiten, und

sein höchstes Augenmerk, mit Beyseitsetzung aller Nebenrücksichten, mußte darauf gerichtet seyn.

Was würde er, um seinen Zweck zu erreichen, gethan haben? Ich wage, den kühnen Gedanken auszusprechen:

Friedrich II. hätte sich mit Napoleon verbunden, um mit ihm die Welt zu beherrschen, um einen ewigen Frieden mit ihm zu stiften, da beide die Abscheulichkeit des Krieges kannten und empfanden.

Ich frage jeden, den nicht Privatleidenschaft beherrscht, der nur die Größe seines Staats vor Augen hat, ob ein preußischer Patriot einen erhabnern Gedanken fassen kann?

Verbindet sich nicht der vermögende Kaufmann mit einem andern vermögenden, um in alle vier Welttheile wirken zu können?

Friedrich II. sagte einst zu Daun sehr fein: Setzen Sie sich neben mich. Ich sehe Sie weit lieber an meiner Seite, als gegen mir über. Würde er es nicht zu Napoleon gesagt haben? Was würden wir dann seyn, und was sind wir nun?

Ich kehre von diesen großen Ansichten auf das kleine Gefilde zurück, das mir während der merkwürdigen Begebenheiten dieses Krieges angewiesen war.

Freitag, den 7ten November.

Es wurde am Morgen der Befehl ertheilt, daß alle Gewehre der Bürger aufs Rathhaus geliefert werden sollten. Wahrscheinlich fürchtete man sich, zwei bewaffnete Gewalten in der Stadt zu lassen. Die Ablieferung geschah, und sehr schöne Gewehre von der Schützengilde wurden in ein Magazin vereinigt. Uebrigens war alles sicher, und wir hatten uns schon an die häufigen Nachrichten von streifenden Partheien gewöhnt. Aber weit plötzlicher, als wir erwarteten, begann das einzutreten, was wir seit dem 20sten October von weitem daherkommen sahen.

Es war Nachmittag um drey Uhr, als ich einen Auflauf auf der Straße aus meinem Fenster bemerkte. Bald darauf kamen einige Bauern durch das Thor gesprengt, eilten zum Commandanten, und berichteten, daß Franzosen im Anmarsch wären. Die Menschen auf den Straßen begannen zu laufen, die Wagen zu jagen, und an der allgemeinen Unruhe, die entstand, bemerkte man, daß etwas Ausserordentliches vorging.

Bald darauf saß ein Commando Husaren von 50 bis 60 Mann auf, und rückte eilend aus dem breslauer Thor, um die Gegend zu recognosciren. Zu ihnen gesellte sich ein kleines Commando von Gränzjägern, die kurz vorher zur bessern Vertheidigung in die Stadt eingerückt waren.

Unterdeß wurde der Auflauf immer stärker, und besonders eilten die Menschen, die nicht in die Stadt gehörten, das Thor zu erreichen, um nicht versperrt zu werden. Nicht lange, so erschien der Gouverneur von Reinhart und der Commandant von der Marwitz am breslauer Thor, und es wurden Befehle gegeben. Die Lermtrommel ward geschlagen, und nun begannen Soldaten und Artilleristen auf die Wälle zu eilen, und sich zu stellen. Alles dies geschah im Lauf.

Kaum war es geschehen, als eine Kanonade vom preußischen Thor her anfing. Die Kugeln schlugen in die Häuser ein, und pfiffen über die Stadt hinweg, die Menschen liefen in die Häuser, und es sprengten Husaren umher, um sie von den Straßen zu verjagen. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, daß der Feind auch von der Oderseite anrücke.

Vom Anfang des Auflaufs und dem Hereinsprengen der Bauern an, bis zum Anfang der Kanonade, war kaum ein Zeitraum von einer halben Stunde verflossen. Der Angriff sah also ganz einer Ueberrumpelung ähnlich, und man begriff nicht, wie der Feind plötzlich so nahe habe anrücken können, ohne verrathen zu werden.

Der Feind war von der Abendseite gekommen, und machte seinen Angriff am preußischen Thor. Hier hatte er Kanonen hinter dem evangelischen Kirchhof, wo er von einigen Gartenhäusern, Grabmählern und großen

Bäumen geschützt war, unweit dem Glacis aufgepflanzt, und beschoß die Stadt heftig. Eben so war in der Gegend des Galgens mehr nach der Nordseite zu eine Anzahl Kanonen aufgeführt, die auf die Stadt zu spielen begannen.

Niemand hatte geglaubt, daß das Beschießen der Stadt einen so schnellen Anfang nehmen würde; und wenn auch manche vorher schon an die Sicherheit ihrer Sachen gedacht hatten, so war doch das Meiste davon noch nicht geborgen. Während der Kanonade also beschäftigte sich jeder, in der größten Eile seine Mobilien und Kostbarkeiten in die Gewölbe und Keller zu schaffen.

Von den Arbeitern in den Vestungswerken waren bei der plötzlichen Sperrung der Thore über 70 eingeschlossen; diese glichen einer verscheuchten Heerde, unter welche der Wolf gefahren ist, und die nun nicht mehr zu ihrer gewohnten Hürde gelangen können.

Gegen 5 Uhr kam der Befehl, daß die Artilleristen bis auf weitere Ordre zu schießen aufhören sollten. Die Kanonen schwiegen, und ein Trompeter zeigte sich auf dem Glacis. Nicht lange nachher wurden drey Parlementairs mit verbundenen Augen durch die Stadt zum Gouverneur geführt, welche die Vestung aufforderten.

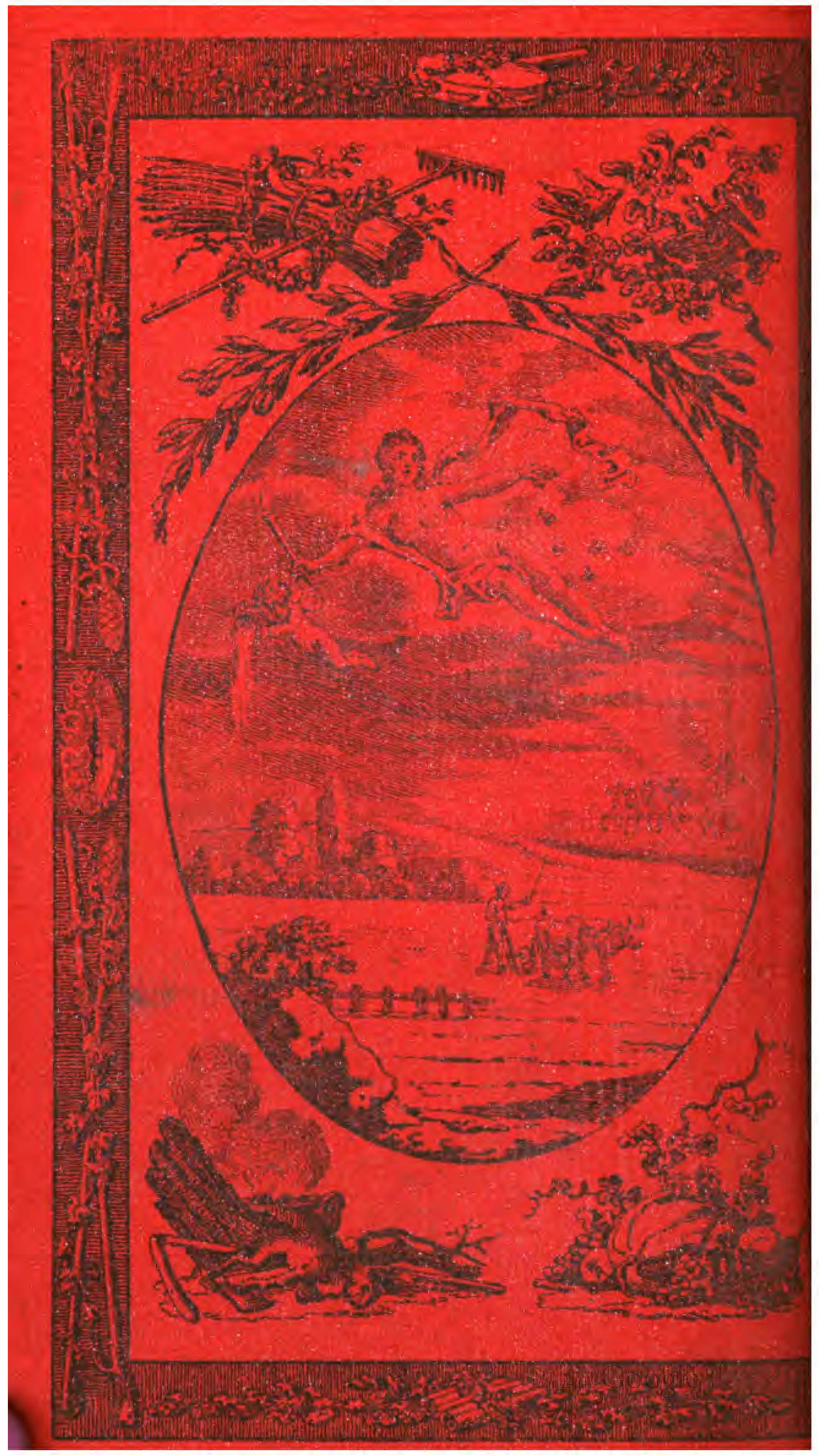
Während diese bei dem Gouverneur waren, verbreitete sich die Nachricht, daß capitulirt würde, und daß der Feind am andern Morgen einrücken werde. Diese

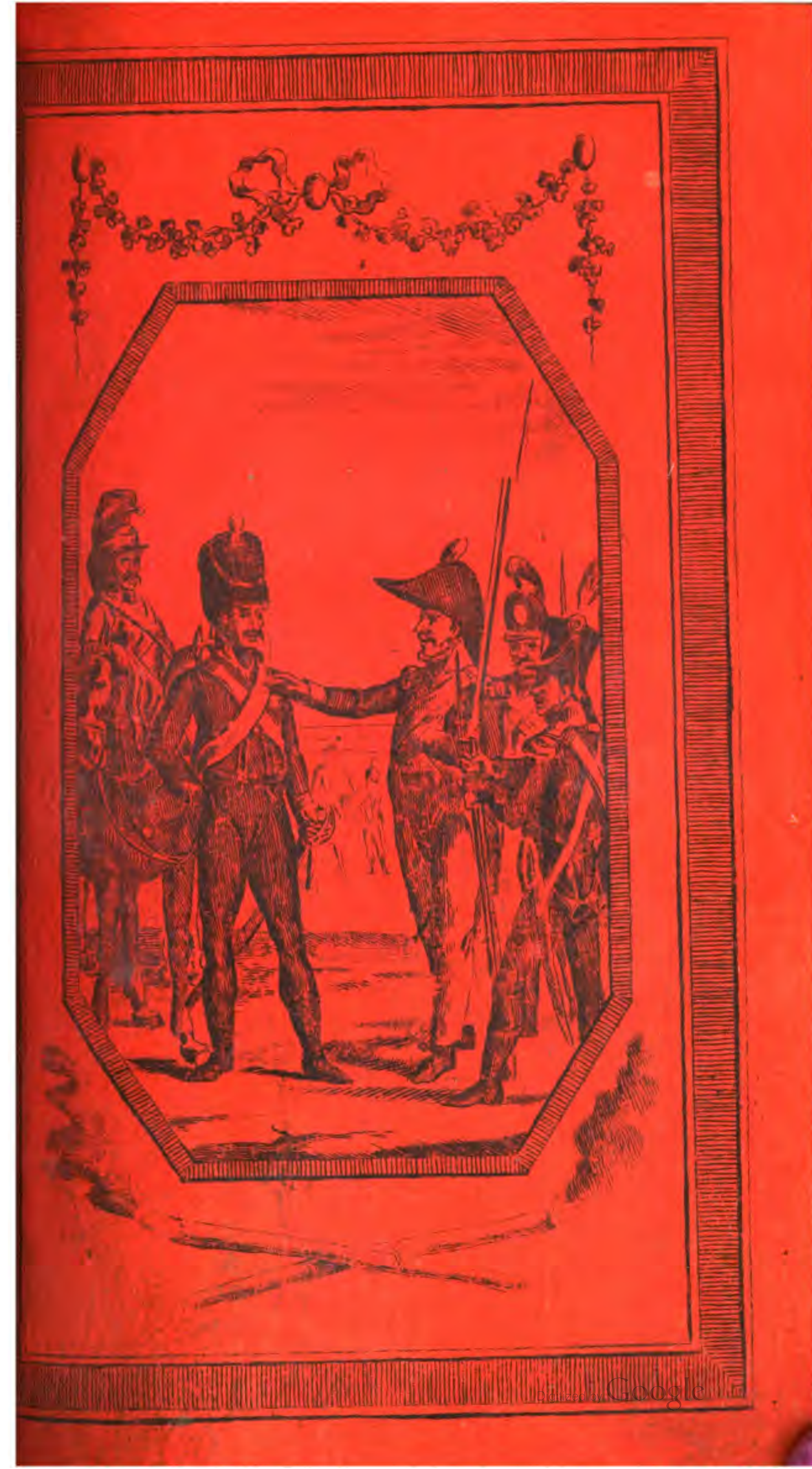
Nachricht hatte auf keine Weise etwas Angenehmes, es erschraken vielmehr viele Menschen davor, und mir selbst war der Gedanke ein Stich, daß wir ohne Vertheidigung in die Hand des Feindes übergehen sollten.

Indessen bestätigte sich dies Gerücht nicht. Im Gegentheil wurde die Brücke vor dem breslauer Thor vollends abgerissen, und die Arbeiter mit Gewalt dazu angetrieben.

Unterdeß kam die Dunkelheit des Abends heran, und es mußten Lichter in die Fenster gesetzt werden. Laternen wurden auf den Wall gebracht, und die Soldaten erhielten Befehl, die Nacht auf demselben zu bleiben. Bei diesen Anstalten, bei dieser Erwartung einer Belagerung und eines Bombardements gab es keinen schrecklichern Gedanken, als den an Feuersgefahr; denn die Stadt war mit Magazinen von Heu, Stroh, Getraide und Holz angefüllt, so wie mit brennbaren Lebensmitteln und geflüchtetem Hausgeräth. Bei einem grossen Feuer hätten wir vor Glut und Dampf ersticken müssen.

Die Fortsetzung folgt.





Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Zweytes Heft.

Dritte Auflage.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Inhalt.

Correspondenz-Nachrichten.

Weimar.

Wir waren hier wirklich im Anfange des unglücklichen Oktobers 1806 in einer gewissen Art von Sicherheit, die uns nichts weniger, als unser nachheriges trauriges Schicksal ahnen ließ; denn wir glaubten die äußersten Grenzen des Thüringer Waldes gut besetzt, und einige Corps gegen Kranach und Bamberg zu aufgestellt, noch obendrein. Wie hätten wir glauben können, ein kluger General stelle sein Magazin (in Hof) an die Fronte, und erwartete den Feind hinter'm Walde, hinter den Bergen, Schluchten, die ihn alle vertheidigen konnten? — Und welche Handvoll Leute hat man dort, und an welchen Plätzen gehabt? Das träumte sich gar kein Mensch!

Als die Garde endlich hier einrückte, und der König von Preußen, ohne vorzurücken, hier Quartier nahm und liegen blieb, da wurden wir ängstlicher. — Indessen die preußischen Officiers sausten noch immer umher: „Wenn wir sie man nur of die Pläne haben!“ — Ha! dachten wir, bey Lützen wird sich's also entscheiden sollen. Sie

wollen den Feind auf Bataillen-Felder haben. — Zwar meynten wir, es sey doch wohl besser, ihm bis Würzburg entgegen zu gehen, als sein Rendezvous in Sachsen abzuwarten; aber was konnte das helfen?

Die Soldaten häuften sich nun so sehr, daß wir 8 Tage kein Brod hatten; Branntwein war auch nicht mehr zu haben. — Der König ließ endlich welchen kommen, den die Franzosen nachher tranken.

Nun kamen die bey Schlaitz versprengten Sachsen an. Da fiel uns allen der Muth.

„So nahe schon? — fragten wir ängstlich einander.“

Die Preußen wurden betroffen, ihre Officiere brutal. — Sie schimpften auf die Sachsen und radotirten gewaltig.

„Geht nur hin“, — murmelte ein alter sächsischer Grenadier, ärgerlich; — „ihr werdet sie schon kennen lernen!“

In den Weinhäusern — die Branntwein-Buden waren alle geschlossen und leer — saß es dicht voll. Hier mußte man die Trinkenden beobachten, um voraus sagen zu können: Euch wird's schlecht gehen. Kein eigentlicher Muth, keine Begierde, mit dem Feinde in's Handgemenge zu kommen, war gar nicht da; allenfalls rechnete man auf's Manövriren und erzählte davon Wunderdinge.

„Wenn die Russen nicht kommen,“ — sagte einer der sich nachher einen Cisalpiner nannte, — „so kriegen wir Schläge!“

Das nahm ein dicker Regimentsfeldscherer übel:

„So muß kein braver Preuße sprechen! Gott sey's geklagt, wenn wir auf die Russen rechnen müßten; wir selbst werden zu siegen wissen. Schäme Er sich, so zu sprechen! Er ist gewiß kein Preuße?“

„Ich bin ein Cisalpiner; aber wessen Brod ich esse, dessen Lied singe ich. — Aber glauben Sie mir — ich kenne die Franzosen; — ich war mit bey Marengo, habe auch den Oestreichern gedient; — aber so wahr Gott lebt, Herr! wenn die Russen nicht kommen“ —

„Schweige Er! — Er ist betrunken.“

Ein Officier hieß ihn gehen. — Er wankte aus der Stube, lachend:

„Wir kriegen die Schwerenoth!“

Die andern ärgerten sich. Der Officier meinte, die Russen wären zwar entbehrlich, aber es sey nun einmal so, bey Zeiz stünden schon Kosaken. — Das schienen die andern denn doch nicht übel zu nehmen und meynten: dergleichen Vorpostentruppen wären nicht übel.

„Es wird ein paar warme Tage geben — sagte der Officier; — das Wetter ist aber gut, und die Franzosen sollen die Preußen kennen lernen; das hat nichts zu sagen.“

Ein Bürger wollte etwas einwenden, aber er wurde gleich zurecht gewiesen, und zwar mit einem:

„Lieber Mann! das verstehen wir besser. Im offenen Felde ist eine preußische Armee gar nicht zu schlagen, denn unsere Manövres, die haben man den Teufel im Lei-

de; und Braunschweig und Hohenlohe sind große Generals. Möllendorf ist auch dabey, der hat die alten preußischen Pfiffe noch. — Ach! und unsere Kavallerie, gegen die französische, die nicht reiten kann — rc. rc.“

Wer wollte da nicht schweigen?

Nun ging das Durchmarschiren durch die Stadt an. — Ja, wenn man die schönen Regimenter sah, so wurde es einem wirklich etwas leichter um's Herz. Nur die schreckbare Equipage, und daß wir sogar viele Reiter sahen, die nicht einmal Steine auf ihren Karabinern hatten, das — wollte uns nicht gefallen.

Der König hielt am Schloßplatze, und ließ vier der schönsten Kavallerie-Regimenter vorüber reiten.

Wer sie sah, dessen Herz hob sich. — Diese Menschen! So kräftig! — Wo die einhauen — Es kann doch wohl glücklich gehen.

Auf des Königs Gesicht saß etwas — Wie soll ich es nennen? Es war etwas Feyerlich — Nachdenklich — Ahnendes.

Ich werde dieses Gesicht ewig nicht vergessen.

So hätte es ein Maler auffassen sollen. — Es hätte den Kopf eines Darius vor der Schlacht bey Arbela gegeben.

Vor Weimar wurde ein Lager bezogen. — Dieß sey, hieß es, das dritte Treffen.

Wir dachten, die Berge bey Jena werden jetzt besetzt seyn; wer will sie angreifen? Mit Steinen sind die An-

greifenden todt zu werfen, und die Franzosen werden genöthiget seyn, mit schrecklichem Verlust entweder zurückzugehen, oder den Paß bey Dornburg zu forciren, um in die Naumburger Ebene zu kommen, und dort werden sie die Preußen auf dem Bataillenfelde finden.

Gerechter Gott! die Preußen hatten sich hinter die Berge gestellt, und sahen bald die Feinde über sich. Den fürchterlichen Paß bey Dornburg vertheidigten keine Kartätschen, und die Franzosen gingen durch's Rauthal *), wo nicht einmal ein Piket stand, den Steiger hinab, und die Helden waren bey Isserstädt umgangen.

Wenn so etwas nicht zum Rasendwerden ist, so giebt's nichts anderes!

Seit 14 Tagen lagen die Preußen in und um Jena; Hohenlohe hatte dort sein Hauptquartier, und kein Adjutant nahm sich die Mühe zu recognosciren. Der General kannte die Berge und Schluchten nicht, die, mit 10,000 Mann und gehöriger Artillerie besetzt, ihn hätten gegen 400,000 Mann vertheidigen können.

Man gehe dorthin, sehe die Gegend, und — erschrecke.

Das waren die preußischen Pfiffe!

*) Rauhthal, aber nicht Rauchthal, heißt dieses romantische Thal, das alle kennen, die in Jena studirten, und seine paradiesischen Gegenden besuchten, deren in Deutschland so wenige Städte sich so nahe zu erfreuen haben. O! wen, der sie kennt, zieht nicht zuweilen, besonders im Blüthenmonde, sein Herz dahin?

Armer König! — Wie weggeworfen war Dein Geld für ein solches Heer! Deine Bauern hätten Dich besser vertheidiget, und die Thüringer Bauern dazu, hättet ihr sie nur bewaffnet und mobil gemacht. Jeder Schulze kannte seinen Berg, und wußte ihn zu vertheidigen. — Keiner entkam dem Tode, der durch dieses Thal wollte, wären die Anhöhen, die fürchterlichen Gebirge besetzt.

Man war, mit Einem Worte, auf nichts gefaßt; und der preußische Feldherr kam ganz ohne Kopf in die Bataille. Man lese die Briefe preußischer Officiere in der Minerva und im politischen Journale darüber.

Wir aber, in Weimar, schwebten nun in Todesangst. — Mit Kanonendonner brach der unselige 14te October an, und ach! wie schrecklich wurde er uns Unglücklichen! rc.

Bemerkungen über den Feldzug in Pohlen, und den nicht ratificirten Waffenstillstand des Königs von Preußen.

Für Frankreich ist der Friede, trotz seiner erhaltenen Continentalmacht, ein eben so großes Bedürfniß, als für das übrige Europa. Deshalb zeigte der Kaiser Napoleon, in den angeknüpften Friedensunterhandlungen, im vorigen Jahre gegen England eine Mäßigung, die wahrscheinlich zu einem dauerhaften Frieden geführt haben würde, wenn der Krieg mit Preußen nicht ausgebrochen wäre.

Einen Vierten Coalitionskrieg gegen Frankreich kann man diesen Krieg nicht nennen, denn die obwaltenden Mißverständnisse zwischen England und Preußen waren bey weitem noch nicht ausgeglichen. Auch brachte, wie aus dem Vorhergehenden bekannt ist, nur Täuschung und Verzweiflung Preußen dazu, Frankreich den Krieg zu erklären. Als England aber sah, daß es zu einem Continentalkriege noch eine Gelegenheit geben könne, da brach Lord Lauderdale die Unterhandlungen wie vom Zaune ab. War es dem Kaiser bey Abschickung des Briefes vor der Schlacht bey Jena an den König von Preußen ein Ernst, nicht Krieg

mit Preußen haben zu wollen: so war wenigstens nach der Schlacht bey Jena weder an einen Waffenstillstand, noch an einen Frieden zu denken. Der Kaiser Napoleon hat ja den Frieden gewollt, und demselben so viele Opfer bringen wollen. Der Kaiser Alexander weigerte aber, zum wahren Unglücke für Preußen, die Ratifikation eines schon geschlossenen Friedens, und England verlor auch den Willen dazu, seitdem der große Staatsmann Fox die Augen geschlossen hatte.

Die Folgen der Schlacht bey Jena mußten für den Kaiser Napoleon zu vortheilhaft seyn, als daß er sie unbenutzt vorbey lassen konnte. Der Kaiser Napoleon schätzt den König von Preußen, weil er nicht nur seine Abneigung zu diesem Kriege kannte, sondern sich gewiß auch erinnerte, daß Preußen, seit dem Frieden von Basel, immer die erste Macht war, welche die Veränderungen in Frankreich anerkannte. Was hätte also der Kaiser der Franzosen für Motive haben können, die Staaten eines ohnehin so höchst unglücklichen Königs zu verwüsten und elend zu machen? Warum hätte er nicht mit Preußen Frieden schließen sollen? Sein Heldenruhm bedurfte keiner Vergrößerung. Der Kaiser hatte Oestreich im vorigen Jahre, unter weit geringeren Opfern, ja auch den Frieden gegeben. Wenn er daher auf seinem Siegeslaufe nicht stehen blieb, und dem Könige zu harte Bedingungen in dem zu Berlin geschlossenen Waffenstillstand vorschrieb, welchen letzterer glaubte die Ratifikation versagen zu müssen: so

hatte er keine andere Tendenz als Rußland zu schwächen, seinen despotischen Einfluß auf die nordischen Staaten zu vernichten, und darauf einen festen Frieden zu begründen. Verhinderten seit dem Preßburger Frieden Leidenschaften, Eifersucht, Besorgnisse über Frankreichs Machterweiterung, bey den europäischen Mächten, jede reelle Annäherung zum Frieden: so mußte, nach dem Falle Preußens, alles dieses um so mehr der Fall seyn. Der Kaiser Napoleon mußte daher den glücklichen Einfluß der Umstände benutzen; zwischen der Universalmonarchie und dem Frieden war nun kein Mittelweg mehr.

Wie genialisch der Kaiser Napoleon seine große Tendenz, seit der Schlacht bey Jena, verfolgt, beweist sein schnelles Vorrücken bis an den Bug; die Wiederherstellung des Königreichs Pohlens; die Eroberung Schlesiens und Schwedisch-Pommerns; das thätige Aufbieten, die größtmöglichsten Kräfte Rußland entgegenzusetzen; der glücklich angezettelte Krieg der Türken und Perser gegen Rußland, um die Streitkräfte der Russen nach allen Seiten zu vertheilen. Alle diese Dinge sind groß; ob sie der Welt zum Verderben, oder Nutzen gereichen, muß die Zukunft entscheiden.

Rußland ist ein großes Reich; es führt den Krieg in seinem eigenen Lande; es hat große Armeen? es kann auf das Geld von England rechnen. Dies alles wird dasselbe aber nicht retten. Frankreich führt den Krieg mit dem Mark von Italien, von Holland und ganz Deutschland

gegen Rußland. Die Massen entscheiden im Kriege nur dann, wenn geschickte Generale an ihrer Spitze stehen.

Welch ein großer Unterschied zwischen den russischen und französischen Generalen statt findet, braucht hier nicht angeführt zu werden. Ich gebe zu, die Russen erschweren durch ihr braves Standhalten die Siege der Franzosen. Wenn die Russen aber sehen werden, daß ihre einzige Bestimmung nur die ist, Niederlagen zu erleiden, oder nur imaginaire, fruchtlose Siege zu erfechten, da einmal der Franzose nicht weiche, weil sein Kaiser den unbedingten Willen hat, wenn er die Kolossalen nicht unterwerfen kann, ihnen doch keinen Daumen breit Terrain einzuräumen: so wird ihr Muth auch sinken, wie er bey den Oestreichern und Preußen gesunken ist. Und lassen die Russen es erst dahin kommen: so dürfte schwerlich ein starkes Hinderniß den Kaiser Napoleon abhalten, den Frieden auf den Sommer in Petersburg vorzuschreiben.

Die Streitkräfte der Franzosen sind vertheilt, weil sie sich zur Zeit zum Theil mit der Eroberung von Nebenprovinzen und Vestungen beschäfftigen müssen. Rücken sich die Russen aber nicht aus dem gestellten Schach, so ist voraus zu sehen, daß in wenigen Monaten nicht nur Schlesien, sondern auch Schwedischpommern, Colberg und Danzig erobert seyn wird. Man bedenke, welche neue Hülfsmittel den Franzosen, theils durch die Vereinigung dieser Kräfte, theils durch die 60,000 Conscribirte aus dem Innern von Frankreich zufallen.

Ein schleuniges Einrücken der Russen in Servien und Bosnien, die Eroberung von Widdin und Belgrad, vorzüglich aber, wenn Oestreich gegen Frankreich sich erklären wollte, würde den Ausbruch des Krieges von der Pforte ersticken, und den Franzosen eine gewaltige Diversion machen. Allein dieß ist von Oestreich nicht zu erwarten., theils aus Furcht, wenn die Sache schief abläuft, seine Existenz nicht zu verlieren, theils die Russen nicht mächtiger werden zu lassen, deren Politik, wenn sie die europäische Türkey zerstören, Oestreich gefährlicher seyn möchte, als wenn sie in der Folge Frankreich Anlaß zu einem abermaligen Kriege geben sollten. Die Russen verstärken sich in Dalmatien, es eilen aber auch aus dem Innern von Frankreich, in Vereinigung mit den Neapolitanern und Spaniern, 150,000 Mann nach Venedig, um jede Diversion nach Italien und Süddeutschland zu vereiteln. Man sieht daraus, welche Hülfsquellen Frankreich hat. Die Türken haben gegen die Russen seit 40 Jahren im Felde nie Stand halten können. Würden aber 200,000 Türken unter Anführung geschickter französischer Generale jetzt noch dies Schicksal haben? Ich zweifle! Muß diese starke Macht den Russen, in einer so bedenklichen Lage, nicht äusserst beschwerlich fallen? Werden die Türken nicht bald Mittel finden, die Insurrection in Servien zu dämpfen? eben sowohl die festen Plätze am Dniester wieder erobern, und so auch einen Weg nach Oczakow und der Crimm sich bahnen können?

Gesetzt aber auch, die Russen treiben ihre erhaltenen Vortheile in der Moldau und Wallachey immer weiter. Es gelingt ihnen die ganze europäische Türkey zu erobern, werden sie, bey einer Annäherung zum Frieden, alle das eroberte Land, aus Großmuth gegen Preußen, wohl wieder an den Türken zurückgeben? wie einige glauben, damit Frankreich Preußen und die dethronisirten Reichsfürsten in ihre alten Rechte und Besitzungen wieder einsetze! Es wäre eine Großmuth ohne Gleichen, die seit der Schlacht von Pultawa die Russen wenigstens nicht gezeigt haben. Tritt dieser Fall ein, so wird der Noth und des Elendes nur um so mehr in der Welt. Der Krieg zieht sich in die Länge. Von beyden Rivalen muß dann einer fallen, worüber aber, zu gleicher Zeit, noch größere Reiche und Provinzen von Deutschland zusammenstürzen werden.

Man will aus sicherer Hand wissen: Frankreich habe Preußen einen vortheilhaften Frieden agetragen, wenn es sich mit Oestreich verbinden wolle, gemeinschaftliche Sache mit Frankreich gegen Rußland zu machen. Der Kaiser Napoleon verlange nichts, als die Wiederherstellung des Königreichs Pohlen, und die Integrität der Pforte. Wenn das wahr ist, so glaube ich, daß es nicht nur für Preußen, sondern auch für das ganze Heil der Menschheit gut gewesen wäre, wenn der König diese Bedingungen angenommen hätte, denn es führte auf die kürzeste Art zum allgemeinen Frieden.

Ich gebe zu, die Russen sind im Sommer glücklicher, als sie es in diesem Winter waren, auch daß die Franzosen ihre Siege mit vielem Blute erkauft haben. Es kann sich vielleicht auch der ganze Kriegsschauplatz verändern, welches für die Russen den Vortheil hat, daß kein Franzose Petersburg zu Gesichte bekömmt. Da es inzwischen einmal so weit gekommen ist, daß, außer England, alle europäische Staaten nur Vehickel von Frankreich oder Rußland sind: so ist das Unglück für Deutschland sehr groß, weil in seinen Eingeweiden der Krieg fortleben wird, bis die eine oder die andere Macht die Segel gestrichen hat.

Es frägt sich nun, ob die Menschen unter dem Scepter eines Alleinherrschers glücklicher, als unter den Verfassungen der vorigen Regierungen seyn werden? Wenn Interesse, Hader, Mißgunst, Eifersucht, List, und das Umständebenutzen des Einen, um auf Kosten des Andern Land und Macht zu gewinnen, die Anlässe zu Kriegen beym Gleichgewichtssystem gab: so würden alle diese Motive, unter dem Scepter eines Alleinherrschers, wegfallen. Es könnten dann nur Rebellionen unter einzelnen Statthalterschaften vorkommen, die durch den Druck des Uebergewichts bald wieder gedämpft seyn würden.

Bedenkt man aber, wie sehr das Glück und das Wohl der Menschen von der Regierung des Staatsoberhauptes abhängt; daß diese höchste Gewalt leicht gemißbraucht, leicht in Despotismus ausarten kann, wenn die Staatsregenten einer Universalmonarchie Tiberii, Neros, Kaligulas

sind: so möchte wieder das menschliche Herz jammern, daß der Strom der Zeit die Staaten in ein anderes Verhältniß hineinwarf, in welchem sie das letzte Jahrhundert so glücklich waren. Bedenkt man, daß die Resultate aller Welteroberungen höchsttraurig waren; daß Alexander kaum die Augen geschlossen hatte, als unter den getheilten Statthaltern des getheilten Reichs alles Kopf unter und drüberging; daß die Nachkommen der kraftvollen Römer in ein so weichliches verächtliches Nichts herabsanken; und unter den Griechen, seit zweytausend Jahren, sich weder ein Plato, ein Sokrates, noch ein Phidias und Apelles hervorarbeiten konnten, weil ein schrecklicher Barbarismus kein Weisheits- und Kunstprodukt aufkeimen ließ: so möchten unsere Nachkommen für die Zukunft zittern. —

Aber auch hier scheint der Geschichts- und Menschenkenner, der Kaiser Napoleon, einen Weg einzuschlagen, der die Menschheit für den Eintritt ähnlicher Greuel schützen wird. Man erinnere sich des Familienvertrages, und seiner Mäßigung in den vielen Friedensschlüssen. Was hätte ihn seit dem Lüneviller Frieden wohl abgehalten, nicht nur Holland und Italien, sondern auch die Schweiz und den Rheinbund mit Frankreich zu vereinigen, wenn er nicht Bedacht nahm, daß nach seinem Hintritte, unter einem schwachen Nachfolger, leicht das große unübersehbare Werk wieder zusammenstürzen könnte? Was er thun wird, ist dieß: er wird die Schweiz und das Königreich Italien unter den Scepter des kräftigen Beherrschers der

Franzosen bringen, um denselben vermöge dieses Ueberge-wichts diejenige Gewalt zu verleihen, die Mißhelligkeiten und die Zwiespalte der übrigen Fürsten von Europa auf der Stelle schlichten zu können. Auch wird er einen Ausweg finden, daß einmal ein ehrgeitziger Nachfolger diese Schranken nicht übertreten kann; aber auch noch weniger wird er Frankreich aussetzen, die Vereinigung der Fürsten fürchten zu dürfen.

Die Grenzen sind fein, und dennoch würde, wenn sie von dem Einen oder dem Andern überschritten würden, das Ganze verloren seyn. Ein gemeiner Menschenverstand ist nicht fähig, die Entwickelung zu fassen. Da aber der ewige Segen oder der ewige Fluch unserer Nachkommen von der Verfassung abhängt, die der große Mann der Zeit noch festsetzen wird: so läßt sich das Beste wenigstens hoffen. Zeigt sich also den Zeitgenossen und den Nachkommen, unter dem Herrscherarm des Kaisers Napoleon, eine mögliche Aussicht zum dauerhaften Frieden und zu bessern Zeiten, wenn auch England der Alleinhandel auf den Meeren entrissen seyn wird: so möchte dieß alles eine ganz andere Gestalt bekommen, wenn die Alleinherrschaft der Welt in die Hand des nordischen Kolossen käme.

Was bestimmt die Unüberwindlichkeit einer Armee?

Untersucht man partheilos und entfernt vom Vorurtheile die Kriege von Nationen, welche Waffenglück in allen ihren Unternehmungen bezeichnete: so waren die Motive: 1) Genialität des Oberhauptes, 2) gewandte Generale, 3) Gemeingeist und kriegerischer Sinn des gemeinen Haufens.

Der Tebaner Pelopidas verrichtete Wunder gegen die so übermüthigen Spartaner; allein er that, was kluge Feldherren thun müssen, um unkriegerischen Leuten Muth und Geist einzuflößen. Sorgfältig vermied er Hauptgefechte, um in Postengefechten und in überraschenden Ueberfällen desto gewisser den Sieg davon zu tragen. Erst sollten die Tebaner durch die Erfahrung belehrt werden, daß die eingebildete Furcht für die unüberwindlichen Spartaner nichts weiter, als ein leeres Hirngespinste, eine bloße Täuschung sey, die furchtsame Gemüther ohne Noth zu Sklaven macht.

Bald wies es sich aus, wie klug und scharfsichtig Pelopidas die Ereignisse der Zukunft vorhergesehen hatte. In der Schlacht bey Leuktra schlug Pelopidas würdiger Waffengefährte, Epaminondas, mit 6000 Tebanern, 11000 Spar-

Spartaner. Nicht bloßes Waffenglück, nicht überlegene Bravour, sondern ein neuer taktischer Einfall; der in obliker Richtung angeführte Phalanx, gegen die Stellung der Spartaner, auf welchen Kleombrutus nicht gefaßt war, krönte das Werk, welches darauf den ganzen Peloponnes in Schrecken setzte.

Das herrschsüchtige Rom hatte, bis zur Landung des Pyrhus, nur bloß gegen wilde Horden gefochten. Jetzt sollte es gegen einen Feldherrn auftreten, der ein zweiter Alexander war, der griechische Taktik und ein disciplinirtes Heer besaß; gleichwohl verwarf dieses starke Volk mit Stolz Pyrhus Friedensvermittelung, um die, von den Tarentinern angegriffene, Nationalehre der Römer zu rächen; um Fremdlingen trotzend zu zeigen, daß das Römerblut keinen Flecken der Feigheit ertrüge; daß an keinen Frieden, trotz der Niederlagen, welche die Römer bei Siris und Asculum erlitten, eher zu denken wäre, bevor die Griechen nicht das Gebiet der Römer verlassen hätten, und die Tarentiner wegen ihres Uebermuthes nicht zur schuldigen Strafe gezogen wären. Bestechungen und Furcht wandte Pyrhus an, um den Held Fabricius aus der Fassung zu bringen; allein in beiden betrog er sich. Der edle Römer blieb eben so kalt beim Gebrülle des fürchterlichen Elephanten, als redlich beim Schimmer des ihm dargeboten Goldes.

So handelt eine Nation, in welcher der Sinn zur Unüberwindlichkeit liegt, welche sich zur Weltbeherrscherinn empor schwingen will.

Die Entschlossenheit, welche Alexander vor dem Uebergange über den Granicus zeigte, das Nichtabwägen der Zahl der Feinde bei Issos zeigten Unternehmungsgeist, den intelligenten Kopf; die schlechterdings durchsetzende Eroberung von Tyrus, wo an Hülfsmitteln die Kunst beinah sich erschöpfte, den Heldencharakter, den Zerstöhrer des persischen Reichs, und den künftigen Eroberer der ganzen bekannten alten Welt.

Als Alexanders kriegerisches Genie den gewandten Phalanx nicht mehr belebte, da wurde er wieder besiegt durch das kurze scharfe Schwerdt des unerschrockenen Römers, durch die Kohorte, und die alles zermalmende Legion; durch größere Kriegsabhärtung, durch mehrere Raschheit und Schnelligkeit in Märschen, durch eine verfeinerte Strategie. Cäsar wußte, sagt Bornhorst, ganze feindliche Heere, wenn sie ihn Zeit dazu ließen, wie einzuspinnen.

Im dreißigjährigen Kriege waren bloß neue taktische Anordnungen, welche das schöpferische Genie Gustav Adolphs erfand, die Ursache, daß die bis daher unüberwindlichen Kaiserl. Generale, Tilly und Wallenstein, überwunden wurden. Und Ludwigs des 14ten Macht und Ländererweiterungen beruhten blos auf den vielen treflichen Generalen, welchen, in Türennes und Kandes

Schule gebildet, Jahrhunderte hindurch auf dem Schauplatze des Kriegs, als die ersten Helden ihres Zeitalters sich erhielten. Der französische Kriegsruhm trat aber unter den Nachfolgern Ludwigs des 14ten wieder in die Gemeinheit zurück, als sie nicht mehr auf das Impulsiren achteten, als versäumt wurde, Verdienste und Talente in Enthusiasmus zu setzen.

Der durch Leopold von Dessau erfundene eiserne Ladestock, welcher der preußischen Feuertaktik den Vortheil verschaffte, Fünfmal in der Minute das Gewehr abzubrennen, die von ihm in die Armee verpflanzte bessere Disciplin, leisteten dem Prinzen Eugen von Savoyen, im spanischen Successionskriege, größere Dienste, als ein übriger Bestandtheil seines zusammengesetzten Heeres.

Hätte Friedrich der Große nicht die Feldzüge der Griechen und Römer studirt, und während seiner Kriegspraxis sich nicht des Epaminondas bei Leuthen, und des Sertorius an der Katzbach, vor der Schlacht bei Liegnitz, erinnert; war er nicht ein Alexander bei Prag, und ein Cäsar zu Pharsalus bei der Schlacht von Torgau, wie würde er wohl, trotz seines Genies und seines Waffenglückes, einen so langen, schweren Kampf haben ertragen können?

Beim Ausbruche des Revolutionskriegs war der Militairgeist in der französischen Armee verweichlicht und indisciplinirt. Die Machthaber Frankreichs durften von demselben nicht einmal Schutz, vielweniger Successe erwarten. Die Resultate davon zeigten sich gleich bei den

ersten Feindseligkeiten. Die Neufranken zogen gegen die Oestreicher den Kürzern. Die Anragens, welche die Schuld des Ausschlagens mehr der Verrätherei, als der Ungeschicklichkeit ihrer Heerführer beimaßen, hieben, mit wilder Wuth, ihre Generale und Officiere in Stücken.

Die Grundsätze der Gleichheit und Freiheit vermehrten das Emigriren der französischen Officiere. Das war ein Glück, denn die Armee verlor dadurch einen großen Theil ihrer Weichlinge, deren Stellen durch abgehärtete Unter-Officiere und Gemeine ersetzt wurden.

Die fruchtlose Kanonade bei Valmy, wie wohl es nur, von Seiten der Preußen und Hessen, ein bloßes Anrücken bedurfte, um den schon in Verwirrung gerathenen Feind zu zerstreuen und aufzureiben, erhob den Muth der Franzosen. Das glückliche Säubern ihrer Feinde in so kurzer Zeit vom Französischen Boden, die gewonnene Schlacht bei Jemappe, exaltirte ihn!

Das kluge sorgfältige Vermeiden einer Hauptschlacht nach dem unglücklichen Gefechte für die Franzosen bei Neerwinden, und das Einleiten einer Menge Postengefechte, in welchen die Franzosen fast immer die Oberhand behielten; die neue Tirailleurtaktik, welche das große Militairgenie Karnot erfand, um den Muth des rohen Nationalgardisten zu stählen; die zweckmäßige Waffenverbindung, welcher dieser nämliche Künstler in die neue Brigade- und Divisionseintheilung legte; die beweglichere Organisation, welche er derselben dadurch gab, daß aller überflüssige Troß

abgeschafft wurde; daß die Officiere wie der Gemeine vom Kapitain abwärts ihre Dienste zu Fuße verrichteten.

Dieß alles gab der Französischen Armee eine Verfassung, die nicht nur den Zeitumständen meisterlich angepaßt war, sondern auch zu großen Zwecken führen konnte.

Jetzt im Herbste 1793, wo die Französische Armee bei Pirmasenz und Kaiserslautern Niederlagen erlitten hat; da die Weißenburger Linien gesprengt sind; Landau fallen will; Fort Louis erobert ist, und die Patrouillen des Generals Wurmbsers bis gegen Straßburg streifen; als alles ein verzweiflungsvolles Ansehen hat: jetzt erscheinen die Tirailleurs und ermüden, durch ein tägliches Allarmiren, die Oestreicher an der Surr und Motter in dem Grade, daß sie fast den Mühseligkeiten nicht länger widerstehen können.

Es läuft auch wirklich die Armee des Generals von Wurmbser, nachdem sie bis gen Weißenburg zurückgedrängt ist, a la Roßbach aus einander, Landau wird deblocquirt, Wurmbser repassirt den Rhein, und die Preussen gehen bis Alzei und Maynz zurück.

Alles Wirkungen, die so plötzlich Niemand zu reimen verstand. Der Französische Soldat sah sie als eine Wirkung seiner neuen Fechtarten an, worüber Muth, Selbstvertrauen und Kühnheit bei ihm bis zur Unüberwindlichkeit stiegen. Ein dergleichen Wahn und Dünkel belebte gewiß auch den Französischen Soldaten, als er, kühn und zuversichtsvoll, debandirt die Kavallerie und Artillerie des Fein-

des angriff, und nichts mehr bestärkte ihn darin, als er sah, daß er beiden wirklich empfindliche Verluste versetzen konnte, ohne von ihrer Gegenwehr vieles wieder zu erleiden. Daher ist es denn auch erklärbar, warum der Französische Soldat im Jahr 1794, unter den Generalen Pichegrü und Jourdan an der Sambre, nicht eher ruhen wollte, bis das belagerte Maubeuge entsetzt, und der nur Furcht drohende Keil von Landrecz, le Quenoy und Valenciennes über den Haufen geworfen war.

Von dieser Zeit hob Glück und Zufall Generale aus der Niedrigkeit in der Französischen Armee empor, die an Genie und Thätigkeit den Anführern der deutschen Armeen überlegen waren. Was wollte nun auch der Weichling gegen den verschmitzten Natursohn, der sich unter revolutionairen Stürmen, durch Kraft und Talent, aus der Masse empor geschwungen hatte; der unter kühnen Ideen aufwuchs und lauter große Muster vor sich hatte, mehr leisten? der durch den Krieg gestählte gemeine Soldat, welchen ebenfalls der Ehrgeiz leitete, ging und hoffte General zu werden; der General durstete nach Thaten, und wog sein Herz mit der Unsterblichkeit.

Entblößt von allen Bequemlichkeiten, der Infanterie-Officier zu Fuße gehend mit dem Tornister auf dem Puckel, der Cavallerie-Officier auf seinem einem Pferde einen Mantelsack, der vorschriftsmäßig nur 30 Pfund wiegen darf, sah man von nun an, hinter ihren Kolonnen, weder Bagage-Wagen, noch Packpferde, weder Brod- noch

Mehlwagen herfahren. Wenn ihnen diese Einrichtung eine Schnelligkeit verschaffte, zehn bis zwölf Meilen in einem Tage zu marschiren: so waren bei einer deutschen Armee die Kräfte schon bei sechs Meilen erschöpft, da Meilenlange Bagagezüge alle fernere Bewegbarkeit hemmten. Wenn eine Neufränkische Armee, in dem Vertrauen ihrer bessern Kriegsverfassung und Unüberwindlichkeit, an keine Magazine sich band, und den Krieg immer in das feindliche Land spielte, wo für ihre Bedürfnisse gesorgt war: so mußten bei deutschen Armeen, mit so vielen Kosten und Lasten für den armen Landmann, erst Magazine angehäuft werden, welche dem Feinde die Absichten verriethen, und noch ehe sie zur Ausführung kamen, entweder schon von dem schnellern Feinde zerstört, oder zu seiner Subsidenz genommen waren. Wenn bei einer deutschen Armee die Zurüstungen zum Kriege, ja ein einziger Feldzug, die in vielen Jahren im Frieden ersparten Millionen des Fürsten verschlingt; so giebt der Kaiser der Franzosen wenig oder gar nichts dafür aus. Bagage- und Packpferde gebraucht die Französische Armee nicht; die Kanonen werden mit Vorspann bis ins feindliche Land fortgeschafft, und dann so viele Pferde dem Landmanne abgenommen, als zur Bespannung dieses Geschützes nöthig ist.

Die unberittene Cavallerie sucht entweder durch Kutsch- und Landklepper, wo sie sie findet, sich beritten zu machen, oder sie geht zu Fuße der Armee nach, bis eine günstige Gelegenheit Beutpferde giebt.

Diese freiern Bewegungen der Franzosen, welche sich wenig oder gar nicht an Magazine binden, machen mit auch, daß die Franzosen keine Freunde von dem goldenen Brückenbauen sind; daß es ihnen gar keine Schwierigkeit macht, sich in die Flanken und in den Rücken der feindlichen Armee zu werfen; daß sie weit besser als die Deutschen genährt sind. Während der Franzose auf Kosten des Feindes seine kräftige Fleischsuppe zu sich nimmt, Wein und Branntwein vollauf hat, ist öfters der deutsche Soldat gezwungen, sich an sein Commißbrod und an einen Trunk Wasser zu halten. Es tritt zwar der Fall ein, daß der französische Soldat Jahrelang keinen Sold erhält, welches aber sein größter Vortheil ist, weil er ihm oder den Seinigen von der Regierung erspart wird, und er auch kein Geld gebraucht, da der Bürger oder Bauer auch für das kleinste seiner Bedürfnisse zu sorgen verpflichtet ist. Der deutsche Soldat bekommt seinen Sold richtiger ausgezahlt, er ist aber bei der heutigen Theurung aller Produkte so geringe, daß er, selbst bei aller Einschränkung, von einem Löhnungstage zum andern (Fünf Tage) wenigstens drei Tage hungern muß. So bringen denn die Franzosen zum Kampfe, außer ihren geistigen, eine physische Kraft mit, welche mit dem Produkte des Commißbrodes und der Erdtoffeln in keinem Verhältnisse steht. Zu dem allen rechne man noch den, dieser Nation angebornen, Enthusiasmus für einen großen Mann hinzu, daß der Kaiser seit seiner wirkenden Existenz, sie immer zu glücklichen Unter-

schmungen anführte; die Empfänglichkeit der Franzosen für das Große, Glänzende, Ausserordentliche; die Kenntniß und meisterhafte Benutzung dieses Charakters von ihrem Kaiser; den Wetteifer, in ausgezeichneten Thaten der Generale, die jedesmal die kühnste Phantasie übersteigen. Und denn wundere man sich nicht über die Niederlagen der sonst so tapfern Deutschen.

So wie unter Ludwig dem 14ten das Genie des großen Kriegsbaumeisters Vaubans einen großen Antheil an den Resultaten jener merkwürdigen glücklichen Kriege hatte, und von dieser Zeitperiode an alle übrige Nationen von Europa den Franzosen in dem Angriff und Vertheidigung der Vestungen nachstehen: so warf das Genie des Kaisers Napoleons in neuerer Zeit durch seine kühne Strategie alle bekannten Kriegssysteme über den Haufen, welches seine Gegner um so mehr in Verwirrung setzte, da die feinste Staatkunst in dieselbe einverwebt war.

Als schnelle Siege den General Bonaparte im Jahr 1797 zum Meister von Piemont und Savoyen, von der Lombardey und Mantua gemacht hatten, da steigt der verwegene Gedanke in seiner Phantasie auf, nach Wien zu eilen, und da die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben.

Wie aber Venetianer und Tyroler Anstalten treffen, die vernachlässigten Tyroler Pässe in seinem Rücken zu besetzen; wie Erzherzog Carl mit der Oestreichschen Armee gegen seine Fronte anrückt, wie er kaum dem Schicksal mehr entgehen kann bourganisirt zu werden: da schlägt der Staats-

kluge Feldherr auf den Strauch, ob nicht ein vorläufiger Friede zu schließen wäre, in welchem Oestreich auf den Sturz der wortbrüchigen Venetianer zufrieden gestellt, und wo Frankreich ebenfalls nicht zu kurz dabei käme. Es geschieht was er wünscht. Der Friede von Loeben wird unterzeichnet. Frankreich behält die Niederlande und das linke Rheinufer. Eine Akquisition, nach welcher Ludwig der 14te vergebens gestrebt hatte. Die Republik Venedig, Dalmatien und die Sieben-Insel-Republik, werden Oestreich einverleibt. In einer kritischen Lage den Faden eines so vielfachen verworrenen Interesses, ohne Anstoß, (als daß die Republik Venedig zu Grabe ging) so schnell zu entwickeln, ist mehr als den Gordischen Knoten mit dem Schwerdte aufzulösen.

Kunstrichter, welche den großen General nicht begriffen, tadelten seine Verwegenheit, und fingen schon an, ihm das Feldherrn-Talent abzusprechen. Die Tage von Lodi, von Arcol, von Mantua u. s. w. waren, ihrer Meinung nach, mehr Resultate des Zufalls als der Kunst. Nun übersteigt er aber, wie Hannibal, den Bernhard, den Simplon, den St. Gothard, mit einer Armee von 70,000 Mann. Eine in der Beurtheilung des Kunstrichters noch viel größere Tollkühnheit. Wenn, sagt der vorschnelle Kritiker, die Französische Armee die ungeheure Alpenkette auch glücklich übersteigt, wie soll es ihr in der Lombarday ergehen? Alle festen Plätze in feindlichen Händen, keine Magazine, wie muß sie während ihres Zuges herum-

terkommen? wie will sie nach einer verlornen Schlacht sich retten? Nun entwickeln sich seinem Auge aber die schönen Märsche, die künstlichen Demonstrationen, den Feind irre zu führen; die haarscharfen Berechnungen des wieder zusammen Klappens der einzelnen Theile zu einem großen Ganzen, um die gewünschte vorausgesehene Schlacht über Italiens Schicksal entscheiden zu lassen. Sie kömmt bei Marengo. Der Ausgang ist zweifelhaft. Der Zufall entscheidet sie zum Vortheil des neuern Hannibals. Der Kritiker nimmt sein Wort nicht wieder zurück, weil wirklich den Ausgang nur das Glück krönte, und es einmal stets das Loos eines großen Menschen ist, daß von den Zeitgenossen hervorstechende Verdienste verkannt werden. Bei alledem mußte jener Kritiker sich aber doch selbst gestehen, daß in der Anlage des Planes viel Großes, viel Außerordentliches läge; daß General Bonaparte der einzige Mann in ganz Frankreich war, der die höchst verworrenen Angelegenheiten Frankreichs so günstig wenden konnte. Bonaparte war kühn, er überließ, wie Cäsar und Friedrich der Große, den glücklichen Zufällen auch ihren Theil; wenn aber auch der Erfolg völlig unglücklich ausfiel: so würde die Größe des Planes denn doch eine ewige Würdigung bei der Nachwelt gefunden haben.

Ein großer Mann ist im Unglück eben am stärksten, am furchtbarsten. Wenn er auch die Schlacht bei Marengo verlor: gewiß würde er mit seiner Armee den Streichen eines gewaltigen Schicksals nicht unterlegen haben. Ein

solcher Mann findet Hülfsmittel in seinem Genie, ein unbegränzter Ehrgeiz verhindert die Muthlosigkeit. Konnte er auch weder über den Bernhard noch St. Gotthardt wieder zurück, wozu der Reiz von selbst vergangen war, so mußte durch Tyrol dazu Rath werden.

Hätten doch die Mächte des Continents, nach dem Lüneviller Frieden, diesen Löwen, der unterdeß mit noch viel größerer Kühnheit zum ersten Konsul und Kaiser der Franzosen sich heraufgeschwungen hatte, ruhen lassen. Er kämpfte ja mit England um einen dauerhaften Frieden, er wollte ja den Despotismus, den England auf den Meeren sich angemaßt hätte, unterdrücken, woran das Interesse der ganzen Welt hing. Allein nun muß Oestreich, was eigentlich in der Wolke war, zum Unglück für ganz Europa, das Kriegsfeuer von den Insulanern abziehen, und bewirken, daß die Flammen desselben sich über den ganzen Continent verbreiteten. Möge also Oestreich jene Wahrheit, aus des Kaisers Napoleons eigenem Munde, sich zu Gemüthe ziehen, denn Preußen hat keinen Antheil daran. „In dem Handeln unserer Feinde müssen wir den Willen der Vorsehung erkennen; denn unsere Feinde haben keine Augen um zu sehen, keine Ohren um zu hören, keine Urtheilskraft und keine Vernunft um Schlussfolgen zu ziehen."

Die Kaiserlichen Generale mußten die Operationen des Kaisers Napoleons aus den Feldzügen in Italien kennen, und endlich einmal in seinem Geiste sich orientirt haben.

Dann wären sie, bis zur Vereinigung mit den Russen, hinter dem Inn geblieben. Die Stellung an der Iller war auf alte aus der Mode gekommene Kriegsgrundsätze gestützt. Darum sahen sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen so schnell getäuscht. Das allgewaltige Genie ihres Gegners war ihnen in dem Rücken, ehe sie sich es versahen.

Konnte das kühne Einwerfen der französischen Generale in den Rücken des Generals Mack bei Ulm gefährlich werden, wenn die Russen in Eilmärschen heranrückten und die Oestreicher mitterweile bis an die Zähne eine Verschanzung um sich warfen; auch dadurch vereitelt werden, wenn General Mack zeitiger von Ulm nach Tyrol sich zurück zog: so kannte der Kayser Napoleon erstens seine Schnelligkeit, zweitens den Krebsgang der Russen, und drittens den Eigendünkel der Oestreicher viel zu gut, als nicht versichert gewesen zu seyn, daß weder das eine, noch das andere eintreten würde, um seine Entwürfe zu zerstören.

Kaiser Napoleon geht aber noch weiter. Während er mit der einen Hand, gleich beim Aufzuge des Trauerspiels, die halbe Oestreichische Armee vernichtet, eröffnet er mit der andern die versperrten Tyroler Päffe, das einzige Bollwerk, an welchem die Macht der Franzosen noch gebrochen werden konnte. Rasch eilt er nun über den Inn und die Donau; unbekümmert um die 150,000 Mann Preußen, Sachsen und Hessen, welche seinen Rücken be-

drohen. Der Macht der Russen einen Hauptstoß zu geben, war hier die Hauptsache. Alles übrige Nebensache. Die Schlacht bei Austerlitz bewährte die Schlußfolgen des Kaisers der Franzosen, und vernichtete die Entwürfe einer Coalition, so fürchterlich an Zahl und verderblich in Anschlägen noch nie eine Coalition gegen Frankreich sich bewaffnet hatte. Der Friede von Preßburg endigte in drei Monaten einen Krieg, der seiner Anlage nach viele Jahre dauern konnte. Der Kaiser von Oestreich ist gezwungen, es als eine Großmuth anzusehen, daß er nur Tyrol (den Schlüssel zum Herzen seiner Staaten), das ehemalige Venetianische Gebiet und Dalmatien verliert. Der König von Neapel stürzt vom Throne, und die Republik Holland verwandelt sich in ein Königreich.

Auch entsteht ein Rheinbund, welcher fast das ganze südliche Deutschland mit Frankreich vereinigt.

Diese Umwälzungen und die Folgen, welche noch alle daraus entstehen können, hat England und Oestreich auf dem Gewissen. — Der Kaiser Napoleon war zu diesem Kriege gezwungen. Daß er wie ein furchtbarer Rächer auftrat und die Umstände benutzte, ist ihm nicht zu verdenken.

In dieser Geistigkeit, in dieser Naturkraft, vertraut mit allem, was die Kunst der Kriegswissenschaft in Alter und Neuerer Zeit nur aufzuweisen hat, stellt sich der Kaiser Napoleon den Deutschen auf seiner militairischen und diplomatischen Laufbahn vor. Man hätte das Große,

das Außerordentliche dieses Charakters nicht verkennen sollen. Um diesem Furchtbaren zu widerstehen, mußte Mißtrauen und Furcht die Schritte seiner Gegner leiten, aus welchen sich dann Maaßnehmungen auffinden ließen, an denen seine Allgewalt vielleicht scheiterte.

Ein Fabius Maximus war der Feldherr, welcher gegen ihn den Kommandostab in die Hand nehmen mußte. Vielleicht verlor sich dann der feste Grund an sein Glück; der Aberglaube, das Werkzeug eines höhern Wesens zu seyn, auf den Ruinen der jetzigen Welt einen ewigen Frieden zu bauen —

Die deutschen Mächte waren aber mit Neid und Mißgunst gegen ihn und seine Armee eingenommen. Karls des 12ten Loos war nach ihrer Phantasie sein endliches Schicksal, und Roßbach war der Maaßstaab, mit welchem die Unvernunft immer noch die beharrliche Tapferkeit der Franzosen abmaaß. Deshalb trat die Unbesonnenheit an die Stelle der Vernunft, deshalb verhinderte der Eigendünkel die Sicherheits-Maaßregeln, deshalb verhinderten gebrochene Kräfte, vielerlei Wille, Unentschlossenheit und Mangel an Einsicht, halbe Maaßregeln, daß dem Unüberwindlichen nicht ein Damm gezogen wurde, welchen die Wogen des Rheins vielleicht vergebens zu durchbrechen suchten.

Indem die preußische Armee während eines zwölfjährigen Friedens, in der Elementartaktik es bis zur höchsten Vollkommenheit brachte, indem bei den Evolutio-

nen nicht einen Schritt gethan werden konnte, welcher nicht berechnet wär, lernten die Franzosen den practischen Krieg, in welchem das Handeln, nach Winkeln und Schritten, das Auffinden des Alignements nach Stütz- und Gesichtspunkten ohnehin wegfällt. Während die theoretischen Manövristen, bei den Herbstmanövern, nach altem Schlendrian, mit Attaken en Echelons, und Rückzügen en Echiquier, den supponirten Feind von Höhen verjagten und aus Wäldern trieben; die Flanken nahmen, und dieselben sich nehmen ließen; mit allen Formalitäten Brückenübergänge und Brückenabzüge machten; (wobei, wenn es zur Sache kömmt, Alles ganz anders ist) hatten unterdeß die Kriegspractikanten gelernt, die feindlichen Armeen aus einander zu reißen, Glieder von dem ganzen Körper zu trennen, Corps einzuschließen, und sie zu entwaffnen. Wenn bei einem Soldaten, wo die Parade geliebt wird, es das größte aller Verbrechen ist, wenn der Soldat beim Parademarsch einen Strich den Kopf von der eigentlichen Stellung zu weit rechts oder links hat, und das Gewehr nicht so trägt, daß es mit dem ganzen Gliede eine schnurgleiche gerade Linie macht, so wird bei den Franzosen gar nicht darauf geachtet; ihr ganzes Bestreben ist beim Exerciren darauf gerichtet, gut und richtig zu schießen, und sich mit den Terrain-Vortheilen bekannt zu machen. Wenn auf Märschen bei Parade-Soldaten alles auf Takt und Kunst berechnet ist, der Chef oder Commandeur eines dergleichen Regiments, in seinem Hochgefühle, alle Helden der alten

und

und neuen Geschichte übertrift, wenn dasselbe nach einem zurückgelegten Marsch von fünf bis sechs Meilen, so proper wie auf der Kirchenparade, in egalem Tritt bei dem Klange der Janitscharenmusik, in einem Orte einmarschiren kann, und dadurch die Neugierde der Zuschauer zu bezaubern glaubt: so sieht man die unüberwindlichen Kriegssoldaten, buntschäckig durch einander, mit Verkehrtschulterndem Gewehre ohne Klang und Sang, durch Dörfer und Städte ziehen. Um so verwunderungsvoller ist dann das anschauende Publikum, diese Jünglinge stets über bärtige Grenadiere und deutsche Männerkraft den Sieg davon tragen zu sehen.

Dem Ingenieur-Corps und der Artillerie der Franzosen hatte man seit Vauban den Vorzug vor allen übrigen Armeen eingeräumt, weil seit dem Spanischen Successionskriege keine andere Europäische Armee die Kunst, Vestungen anzugreifen und vertheidigen, besser wie die Franzosen verstanden. Man bildete sich dagegen ein, wieder in andrer taktischer Hinsicht einen Vorzug vor den Franzosen zu haben; besonders stand man in dem Wahne, daß, wenn eine Französische Armee versuchen wollte, in der Pläne es mit einer deutschen Armee aufzunehmen, sie unfehlbar eine Niederlage erleiden müßte. Die Begebenheiten bei Ulm und Austerlitz stimmten diese Meinungen aber herunter; doch war das Ehrgefühl über alles gekränkt, daß der Kaiser Napoleon sich unterfing, öffentlich zu äußern, die Französische Infanterie für die erste der Welt zu erklä-

ren. Die Unerschrockenheit, welche die Französische Infanterie bei Ulm vor dem Säbel des Ungarischen Husaren gezeigt; das Muthigdraufgehen, ungeachtet des Kartätschen- und Musketenfeuers, mit welchem die Russen bei Austerlitz sie behagelten, als sie das Zentrum angriffen, und ihr schon vorher gezeigter Muth bei der Vertheidigung, ihre Posten bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, hatten dem Kaiser Napoleon, der mit Lobsprüchen nicht splendide seyn soll, dieß Geständniß abgelockt.

Die Preußische Cavallerie, in der Schule Friedrichs II. gebildet, und durch den General Seidlitz rasch und gelenkig gemacht, hatte einen so bewährten Ruf, daß sie selbst der Kaiser der Franzosen zu fürchten schien, indem er vor der Schlacht seine Truppen warnte, sich vor der Preußischen Cavallerie in Acht zu nehmen. Aber auch dieser ist bei Jena verschwunden. Ein Beweis, daß alles vergänglich auf der Welt ist, und daß es beim Kavalleristen weder auf Zäumung noch Führung des Pferdes, auf Gewandheit und auf Schnelligkeit des Reuters beruht, Schrecken, Verderben und Tod zu verbreiten: sondern dieses alles mehr von dem Gemeingeist und der Anführung abhängt. Wurde die Schlacht bei Jena durch einen Friedrich den Großen geleitet, und dabei die Kavallerie durch einen Seidlitz, Ziethen und Dalwig zum Schocke geführt: sie würde ihren Ruf nicht verloren haben; denn Cavallerie und Infanterie fochten wie die alten Preußen acht Stunden mit Löwen-Muth, ungeachtet es selbst dem ge-

meinsten Mann nicht entgangen war, daß die größten Konfusionen zu Anfange der Schlacht obwalteten, daß bei den vielen kontradiktorischen Befehlen die Schlacht einen üblen Ausgang nehmen müsse. Nur da, wie die Schlacht verloren war, mangelte das Zutrauen und der Muth, welcher den Soldaten im Unglücke gewöhnlich nur dann hebt, wenn er die Meinung hat, daß seine Generale alles wieder gut machen können. Die Französische Cavallerie, welche, von der Schlacht bei Jena an, die Tage bei Prenzlau, Pasewalk, Anklam und Lübeck entschied, und folglich die Hauptsache zur Vernichtung der Preussischen Armee beitrug, hat sich seit dieser Zeit nun auch das Recht in dem Urtheile ihres Kaisers errungen, gleich der Infanterie für die erste Cavallerie der Welt gehalten zu werden.

Blicke eines Preußischen Patrioten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Bekenne das Recht frey, wenn man den Leuten helfen soll!

Jes. Sirach Cap. 4. v. 27 und 28.

Obgleich ich nicht zu den jetzt zahlreichen Theilen gehöre, welche, sich mächtig brüstend, hinterher am besten wissen, was man vorher hätte thun sollen, so ist es mir doch Bedürfniß, so wohl in die verflossenen Tage als in die Folgezeit zu blicken, und Heilung für blutende Wunden in Zusammenstellung der Ereignisse und Erwartungen zu suchen. Das volle Herz ersehnt Milderung seines Kummers durch Mittheilung, denn Mittheilung ist Erleichterung.

Gott sey Lob! — so rufe ich — Gott Lob! daß wir so weit vorgerückt sind in der Zeit, daß jene furchtbar schwarzen Wolken, welche uns begegneten, unserm Scheitel drüber zogen, und nun nur noch in grauer Ferne hängen am Horizont, ein Erinnerungs-Punkt an das Geleistete und Erlittene! Gott Lob! daß wir dem Scheine nach das Schlimmste überstanden! Eingeengt vom unseligen Dunkel der Begebenheiten stehen wir da, alles Elend, das beugend auf die Menschheit fällt, drückt uns nieder; der

Donner des Schicksals ließ verderbende Spuren zurück. Wer wünscht nicht zu wissen, wie das zertrümmernde Ungewitter entstand? Wird der Schweizer, dessen Hütte vor kurzem der herabgestürzte Berg begrub, nicht erforschen wollen, wie die fallende Masse sich losreißen mochte von der übrigen Erhöhung? So ich, so jeder brave Preuße. Jeder erseufzt tief im Gram über das Unheil der letzten Zeit und frägt, wie war es möglich? Wie konnte das Hohe so schnell zu dieser dunkeln, öden Tiefe herabsinken? Gewinnvoll ist der Rückblick und belehrend, gewinnvoller noch wäre er, wenn ihn so wie ich, unsre Großen wagten; sicher führte er zu glücklichen Resultaten für die Folgezeit; aber auch trostvoll ist dies Zurücksehen, wie die Erinnerungen des Mannes an die freudenvolle Knabenzeit, an die heitern kraftvollen Jugendtage. Wie stieg unser Vaterland zur Bedeutendheit empor, und wie sank es wieder davon herab? Interessante, höchst interessante Frage. Wer hört sie nicht gern beantworten? Wohlan, zur Sache:

Tretet mit mir zurück, ihr Preußen, die ihr eure Heimath liebt, und seht die Hütte zum Hause und das Haus zum Pallast werden! Tretet mit mir zurück in das siebenzehnte Jahrhundert und bleibet dankbar mit mir stehen bei der Person des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, bei dem schaffenden Genius des Preußischen Staats. Er ist es, er rief aus der Finsterniß das Licht hervor, und erkenntlich dafür geht der Patriot heute und ewig an seinem

Gebilde auf der langen Brücke in Berlin vorüber, versunken in Erinnerungen an:

Die Morgenröthe Preußens,

welche er hervorgehen hieß. Ehre und Preiß seinen Namen. Er legte den Grund zur würdevollen Kraft eines vorher kaum beachteten Reiches; er füllte, ein neuer Deukalion, die durch die Wuth des dreyßigjährigen Krieges verödeten Provinzen wieder mit regsamen Menschen an; er flößte seinem Volke jene Gewalt ein, welche dem vierzehnten Ludwig und den Erben Gustav Adolphs thätig widerstehen konnte; durch seinen Gehalt als Feldherr und Staatsmann schuf er zuerst die getrennten Erdtheile in ein haltbares Ganzes. Die Einsetzung von Kolonisten, die Begünstigungen der Manufakturen und des Handels, die Organisation der Posten, des Accis- und Steuerwesens, der Städtepolizey und der besoldeten stehenden Garnisonen, vollendeten die Wiedergeburt des nur kleinen Gebietes, das er — nicht nur beherrschte, sondern wirklich regierte. Segen über das Andenken des Herrlichen. Die Natur hatte ihm Alles verliehen, um der Welt zu beweisen, daß er ein gebohrner Fürst sey.

Weniger für das Heil des Landes im edlern Sinne des Wortes that sein Sohn und Nachfolger Friedrich, der erste König von Preußen, den man den Eiteln benennen sollte. Berlin, als einzelne Stadt, hat ihm die Anlegung

der Friedrichsstadt, den Bau des Schlosses, des Zeughauses, mehrerer Kirchen, der langen Brücke und die Errichtung des Monumentes für Friedrich Wilhelm den großen Churfürsten zu danken; sonst noch hat er die Universität zu Halle und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin gestiftet, mehrere berühmte und hellsehende Männer in sein Reich gerufen, die Spiegelfabrike zu Neustadt an der Dosse angelegt, und die Salzsiedereyen zu Halle hergestellt; aber welchen Antheil die Glanzsucht an seinen Handlungen hatte, und daß er nicht den tausendsten Theil des Guten gethan, das er vollbringen konnte, darüber ist vorlängst entschieden. Er ahnte wenig oder nichts von der positiven Bestimmung eines Königs, dessen Würde er sich aneignete: unwürdige Günstlinge schwelgten unter ihm im Schweiße der armen unter der Last drückender Abgaben seufzender Unterthanen. Kleinlicher Ehrgeiz hieß ihn mehrere Unvorsichtigkeiten begehen, welche die wahre Königswürde und das Interesse des Reichs gefährdeten, denn: er verpflichtete sich — um sich zum Könige krönen zu können — dem deutschen Kaiser Leopold I. während des ganzen Erbfolgekrieges 10,000 Mann Hülfstruppen, auf eigene Kosten unterhalten, zu leihen. Eine Besatzung in Philippsburg zu unterhalten, in Reichsangelegenheiten immer mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, stets eine Stimme zur Kaiserwahl dem Hause Oestreich zu geben und endlich auf alle rückständige sehr nahmhafte Subsidien Verzicht zu leisten. Welche große Opfer für die

Erlaubniß das Steckenpferd galoppiren zu lassen, für die Kronenspielerei!

Aber der Zufall vergrößerte unter ihm das preußische Gebiet noch durch die erkaufte Grafschaft Tecklenburg und durch die ererbten Grafschaften Mörs, Neufchatel, Lingen und halb Mannsfeld. Aber das waltende Schicksal bediente sich der Schwäche des Fürsten, um den äußern Hebel an das Reich zu legen, daß es empor getragen werde, um der Thatkraft seiner Erben die ersten Pfade zu ebenen. Die Königsthronersteigung war — wie ein großer Schriftsteller sagt — eine Lockspeise, welche Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe Euch einen Namen erworben, macht Euch dessen werth. Ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, ihr selbst müßt das Werk vollenden! Und so sei uns Preußen auch sein Andenken werth. Er war ein Werkzeug in der Hand des Lenkers der Dinge. In seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. war nicht die mindeste Bildung, aber wohl jene hohe Kraft, welche dem Throne Würde und Dauer giebt, und volle Sparsamkeit, um einem Gebäude, das bei der Verschwendung des frühern prachtliebenden Besitzers glänzender aber auch lockerer geworden, wieder innere Festigkeit und Haltbarkeit zu verleihen. Kaum auf dem Throne, begann er mit Enthusiasmus das hohe Werk, Ordnung in das prunkende Chaos zu bringen. Wie schwand der ärmliche Luxus am Hofe vor der Ordnungsliebe und Spar-

samkeit des Heftigen! wie liefen die 88 überflüssigen Kammerherren, welche wie die Vögel unter dem Himmel weder säeten noch erndeten, noch in die Scheuren sammelten und doch vom himmlischen Vater durch den König ernährt wurden, theils mit kleinen, theils mit gar keinen Pensionen zu Haufe! Alles entbehrliche Gold- und Silbergeräthe im Schlosse wurde sogleich veräußert, und mit den gelöseten Summen die nahmhaften Schulden bezahlt. Der König vermehrte die Nahrung des durch die Hyperliberalität seines Vaters kränkelnden Staatskörpers, er stärkte dessen bessere Organe und befestigte das Reich zum möglichen Kampfe mit vielvermögenden Nachbarn. Er sah ein, daß es zu jenen Zwecken keine andern Mittel gab, als: eine furchtbare Heeresmacht und eine gefüllte Schatzkammer. Wie viele Verbesserungen, wie viele trefliche Anlagen verdankt Preußen seiner Vatersorge! Mit welchen großen Opfern erkaufte er die Bevölkerung und den Wohlstand des Reichs. Er rief regsame Arbeiter, fleißige Feldbauer ins Land und unterstützte sie wirklich königlich: Das zweckmäßigste Mittel für einen König, reich zu werden, ist, daß er seine Unterthanen zuvor in Wohlstand versetze! — Das war sein Wahlspruch. Darum brachte er jene Opfer von Millionen und strafte mit rauher Heftigkeit, wenn Schurken ihm Hindernisse in den schönen Weg warfen.

Als er die Nassauer, Salzburger und Böhmischen Kolonisten mit nahmhaften Summen zur Bestreitung der Reisekosten und erster Einrichtung beschenkte,

glaubten einige preußische Räthe, geyerartige Vielfraße, von dieser Gelegenheit profitiren und von den Unterstützungsgeldern einen Theil schmausen zu können, aber die Majestät war nicht blind und stumm, schickte die Langfinger auf die Vestung und sprach sogar von Aufhängen; ein Herr von Schlubhuth, der, im Vertrauen auf das Sprüchwort von großen Dieben, seinen ererbten Adel durch diese Drohung beleidigt glaubte, besaß die Keckheit zu widersprechen, doch der heftige Monarch nahm keine Notiz von der Eselshaut des Herrn von, und ließ ihn Andern zur Warnung auf öffentlicher Straße, dem Generaldirektorio gegenüber, aufknüpfen. (Ein Glück, daß in unsern Tagen so etwas gegen das Decorum ist, wie sollte man wohl auf den Straßen zwischen den Galgen für feile Commandanten, für Außreißer und wohlgenährte Kassendiebe durchkommen?!)

Durch diese seine Heftigkeit gewöhnte er ein von Natur träges Volk zur schnellen Befolgung seiner Befehle; zum regsamen Streben nach Wohlhabenheit, zur Ordnung und Sparsamkeit leitete er es durch sein Beispiel. Rauh war er, und heftig, wie sein Zeitalter, aber er kannte seine Umgebungen und was darauf wirkte; seine Strenge, seine eiserne Selbstthätigkeit, sein fester Wille erhöhte die Selbstständigkeit und Unfehlbarkeit des Herrschers. Er mußte alles selbst sehen, lesen, thun. Raisonire er nicht! schrie er hitzig, wenn ein Anderer etwas besser wissen wollte als er, aber in der Regel war dieser Ruf auch an seinem Or-

te, denn er wußte und wollte nur das Gute. Oft fand er es sogar nöthig den Stock und die Faust zu gebrauchen, doch wirkte das Manöver auch, es erhielt dem Reinen seine Reinheit, lichtscheue Tagediebe verkrochen sich vor dem Donner seines Zorns. Selbst Alter und Krankheit milderten die Hitze des Fürsten nicht. Noch an seinem Sterbetage, als er durch das Fenster bemerkte, daß die Stallknechte einigen Pferden die unrechten Sättel aufgelegt hatten, rief er den ihn Umgebenden zu: Ach, wenn ich doch gesund wäre, um die Schurken auszuprügeln zu können. Gehe doch, mir zum Gefallen, Einer hinunter und haue sie derb zusammen!

Daß er doch heute auferstünde aus seiner Gruft, und dreinschlüge! Freilich würde der gute selige Herr sich mächtig ereifern müssen, aber dafür würden wir auch nicht seufzen; seine Kraft würde die abgefaulten, wurmstichigen Zweige zu Boden werfen, den frischen Schößlingen Platz zu machen, und auswählen würde er die Bäumchen zum Einimpfen, daß die Zukunft den lebendigen grünen Wald sähe!

Sein Andenken preisen tausend Monumente; das Berliner Kadettenhaus, das Potsdammer Waisenhaus, die Charité und manches andere wohlthätige Institut, stehen, seine Werke, da, den Dank der Nachwelt zu erregen. Er setzte die Vestungen Wesel, Magdeburg, Stettin und das Fort von Memel in respektabeln Stand, kaufte für 7 Millionen Landgüter, brachte die Armee von

40,000 bis auf 76,000 gut mondirte und wohlgeübte Krieger, gründete durch strenge Edikte die verdiente Achtung für das brave Militair, aber dagegen auch die strengste Mannszucht desselben und häufte für seine Nachfolger, außer andern werthvollen Dingen, einen baaren Tresor von 8,700,000 Thalern.

Friede mit seiner Asche! Was sein Vater begann, setzte er rüstig fort, um das schöne Erbe dem Vollender, dem unerreichbar großen Friedrich II. zu überlassen.

Als er, der Einzige, mit würdiger Hand die Zügel der Regierung erfaßt hatte, da stand:

Preußen auf seiner Mittagshöhe.

Ha! welch ein freundlicher, schaffender Geist waltete damals über unser Vaterland! Der Mann auf dem Throne erschien als das Prinzip aller regen Kraft und bewegenden Weisheit: Er war Held und Staatsmann, Gesetzgeber und erster Bürger zugleich. Einsicht mit Thätigkeit, Raschheit mit Besonnenheit, Gründlichkeit mit Beharrlichkeit und Pünktlichkeit mit Genialität verschwistert. Seine Individualität war die eines Selbstherrschers, wie ihn das gebildete Volk von der Vorsehung erflehet. Sehet da, das Gemählde Friedrichs des Einzigen.

Eine gesunde Politik, wie sie noch keiner seiner Voraltern entwickelt hatte, dokumentirte er bei der Erwerbung Schlesiens, bei der glücklichen Beendigung des siebenjährigen Kampfes und in der ersten Theilung Pohlens.

Eine gesunde Politik, sage ich, und bitte den Leser nicht zu vergessen, daß Politik und Moral auf zwei entgegengesetzten Endpunkten liegen, und der musterhafteste Moralist immer und ewig der elendeste Politiker ist. Es besteht für Machthaber in gewissen Fällen nur eine Alternative: verlieren oder gewinnen! Da ist denn die Wahl leicht und das wirkendste Mittel das beste. Wer erliegt gern bei hoher Moralität, wenn das entgegengesetzte Prinzip einen ehrenvollen Standpunkt verleiht? Des Monarchen Personalität ist zwiefach, er ist Fürst und Mensch, aber immer erst Fürst. Hier beenge ihm nichts das Gewissen, dort sey er das Muster seiner Unterthanen!

Friedrich hat eine blühende Provinz, Schlesien, gewonnen und sein Kriegsheer um das Doppelte vermehrt. Aber er hat mehr, unendlich viel mehr gethan. Er hat einen hohen Geist über die todte Militairmaschine ausgegossen, er hat Soldaten zu Kriegern und Helden gebildet; er hat Preußen furchtbar gemacht; er war der Schöpfer der Wohlhabenheit seines Volkes, der verständige Gesetzgeber desselben. Er — doch warum wiederholen, was Tausende vor mir, von seinen Großthaten entflammt, gut erzählt und andere Tausende aus Gewinnsucht schlecht geschrieben haben? Was könnte ich Neues hinzufügen? Ohnehin wird mich in der Folge noch die Nothwendigkeit auf ihn zurückführen. Was der Einzige unserm Vaterlande war, fühlt Preuße, fühlt der Ausländer. Er begeisterte seine Zeitgenossen und spätere Generationen zu

seinem Lobe, zur ewigen Bewunderung; selbst die Mitglieder der geringsten Stände schauderten, als sie das Ableben des Großen erfuhren. An seinem Sterbetage sah man in der Residenz überall bethränte Augen, die Spannung war allgemein, man trauerte um ihn wie gute Kinder um den geliebten Vater; in der lebhaftesten Unruhe durchirrten Tausende die Straßen und man zweifelte lange an der Wahrheit der erhaltenen Trauerpost. — Bruder — fragte an diesem Tage ein gemeiner Soldat auf der Straße den ihm begegnenden Kammeraden: Was passirt denn? Die Menschen laufen ja als ob Feuer wäre. Ach — erwiederte Jener weinend — es ist eben ein großes Feuer ausgegangen! So machte das Gefühl eines so großen Verlustes den ungebildeten Kriegsknecht zum Dichter.

Wir haben ihn und mit ihm Alles verloren! Dieses und keines andern Bewußtseyns war der Bessere wie der Haufe fähig, und wie sehr man Recht hatte, beurkundete der Charakter seines Neffen und Successors Friedrich Wilhelm II. Das Gemählde seines Charakters ist mit wenig Worten entworfen: Er war nicht böse, aber sehr schwach!

Hinc illae lacrimae! Eben das führt zum Verderben. Gott verzeihe es den Menschen, die sich beherrschen lassen müssen, wenn sie wünschen, lieber einen bösartigen Herrscher zu besitzen, wenn er nur kräftig und consequent handelt, als einen Wankenden, von jeder Zwergsleidenschaft befangenen Kronenträger; lieber einen completten Teufel

als einen halben Engel. Gott verzeihe ihnen den Wunsch, sage ich: der Verstand hat ihn von jeher verziehen. Welch ein Kontrast zwischen Friedrich Wilhelm II. und Friedrich II.

In der That, beide Namen sind die bedeutendsten geworden in der Geschichte Preußens, und vor allen der: Friedrich Wilhelms II. Entsetzlich! In ihm liegt die Summe alles Elendes, unter dessen nächtlich grauenvollem, eisernen Druck unser Vaterland seufzt; der Ton, mit dem man ihm ausspricht, ist das Grabesgeläute der preußischen Monarchie, des ersterbenden Körpers, der noch vor kurzem in der Fülle der Gesundheit blühete. An uns und noch vielleicht an unsern Kindern bis ins dritte und vierte Glied werden heimgesucht seine Sünden.

Er hat Provinzen ererbt und Großpolen erobert, aber jene ründeten das Reich nicht und Polens Erwerbung legte einen fressenden Krebs am Marke des Staats. Unter ihm hat die Armee sich vergrößert, aber dem Scheine nach auch nur gedehnt, sie ist länger und — dünner geworden. Ja wahrhaftig, er hat durch Handlungen und Beispiel den in ihr waltenden Geist feindlich ausgetrieben, und ihr ist nichts geblieben, als der Anspruch, jener Stolz, der unter Friedrich an seiner Stelle war. Damals verdiente der Soldat die Hochachtung des Bürgers, denn er beschützte ihn und sein Eigenthum, er litt und starb, im Nothfall, für ihn; aber fernerhin quälte er ihn nur, gleichviel aktiv oder passiv, und was vorher edler Stolz war, wurde nun kleinliche

Hoffart, die dem Civil wehe that. Friedrich Wilhelm II. öffnete der Weichlichkeit Thor und Thüre und verdarb so das Militair; er lebte unsittlich, und es ist der Fluch der Großen, daß ihr tugendloses Beispiel mächtig auf die Menge zur Nacheiferung wirkt; er machte sich verächtlich, als er unwürdigen Menschen erlaubte, freien Geistern Fesseln anzulegen, als er sich nothlos und unverständig in die Angelegenheiten Frankreichs mischte, und dann einen schlimpflichen und verderblichen Frieden schloß; als er sich mit Mistikern und Geistersehern umgab; er schwächte die Staatskräfte, indem er den unwissenden und lüderlichen Creaturen seiner unwürdigen Favoriten bedeutende Aemter ertheilte und diesem und jenem Tagediebe einträgliche Güter schenkte; indem er seine Maitressen, habsüchtige Weiber in den Finanzen wühlen und sie zerrütten ließ; indem er durch immerwährende Ministerhände die Regierungsangelegenheiten besorgen ließ; indem er den ersten Staatsbeamten gestattete, Wucherer und Kornjuden zu werden.

Das alles ist nicht neu gesagt, ich weiß es wohl, aber jetzt ist es nöthiger als jemals, darauf zurück zu kommen; die Zeit ist erschienen, da die Wiederholung Belehrung ist, denn nun keimen und blühen und reifen und wuchern seine Giftsaaten. Genug davon für diesmal und weiter.

Er starb und sein Sohn Friedrich Wilhelm III. kam zur Regierung. War er der direkte Nachfolger Friedrichs II., sehr wahrscheinlich stünde jetzt die Sache etwas besser. Ich sage etwas, denn er konnte keine Unmög-

möglichkeiten möglich machen, er konnte die großen Mängel der militairischen Lage des preußischen Reichs nicht zauberartig hinwegschaffen, er konnte seine Individualität, durch Erziehung und Organisation begründet, nicht aufgeben.

Strenge Redlichkeit, Bescheidenheit, Gutmüthigkeit und Sparsamkeit sind die Hauptzüge seines Charakters: so würde er der liebenswürdigste Privatmann seyn, denn ihn zieren alle Bürgertugenden; zu einem trefflichen Regenten mangelt ihm nur der helle Blick seines Großonkels, mit ihm würde er groß seyn! Er trägt nur zu einem kleinen Theil die Schuld des jetzigen allgemeinen Unglücks; man hüte sich, es ihm ganz aufzubürden. Er faud zerrüttete Finanzen, ein am Geist untergegangenes Heer, eine Bevölkerung von zehn Millionen Menschen und darinn 250,000 zu besoldende Krieger. Wo bleibt da das Verhältniß der Einnahme zur Ausgabe, das des Heeres zur Volksmenge? Er übernahm ein Königreich, bestehend aus vielen, zum Theil kleinen, hier und dort zerstreuten, unbeschützten Provinzen. Er fand Minister, die zu ihm sprachen: Wenn der Staat subsistiren, wenn der Tresor Zuwachs erhalten soll, so muß man eine große Menge Getraides exportiren! Er glaubte das, denn er weiß, wie Geldarm Preußen ist; er meinte, das Volk sei wohlhabend genug, sein Brod etwas theuer zu bezahlen; er glaubte das, denn er selbst im höchsten Grade rechtlich, vertraute der Ehrliebe und Ehrlichkeit der Staatsbeamten.

hätte er gewußt, daß einer und der andere dieser Güter- und Kornmäkler so redete, um seine weiten Taschen zu füllen, während der ärmere Bürger gezwungen war, einen moralischen Schmachtriemen um den Leib zu legen, das heißt: mitunter aus Geldmangel ein wenig zu hungern: bei Gott! er hätte andere Maaßregeln genommen. Wie Friedrich II. hätte er zuvor seine Vorrathshäuser gefüllt und dann erst die Ausfuhr des Ueberflusses gestattet. Wie Friedrich Wilhelm I. hätte er die Betrüger mit seinem Zorn bedroht.

Er wollte sparen, darum erlaubte er die Getraide-Exportation; er wollte dem überhandnehmenden Luxus steuern, darum unterstützte er manche Fabriken im Lande zu wenig oder gar nicht: hätte er das Elend der Arbeiter gekannt, er wäre anders verfahren. Noch glaubte er den Heldentakt in der Armee, welchen er von Jedermann rühmen hörte; aber dieser war größtentheils untergegangen im frivolen Geist der Zeit. Noch hielt er das Offiziercorps für die Stütze des Staatsgebäudes, für die Wache des Throns und des Reichs; aber es war nur noch die Quantität, die Qualität war dahin, die Form war geblieben, der Geist verraucht; der Adel, in der Regel nicht mehr edel, kannte nur noch Rechte, nicht Pflichten, und der Krieger war zurückgeblieben in kriegerischer Vollendung. Unter so trüben Aussichten bestieg er den Thron seines Anherrn. Wohl wissend, daß der Friede in jedem Staate glückbringend sei; wohl bekannt mit dem Umstande, daß Preußen mit

Frankreich nur ein Interesse habe, lehnte er alle Bündnisse gegen dasselbe ab und biß nicht an Britaniens Subsidien-Angel. Er blieb stille bei den Reibungen der Völker, denn er wollte dem Norden Deutschlands jene Ruhe erhalten, welche der Süden lange fruchtlos ersehnte, und er willigte in jedes Mittel, das zum Zwecke führte. Frankreich occupirte Hannover, das preußische Kabinet rieth ihm noch zum Frieden, und er blieb ruhig! das war nicht gut, denn das Opfer, dem Frieden dargebracht, war zu groß: Er setzte seine Würde auf das Spiel, sein Ansehn bei den Fürsten, er verlor das Zutrauen der Machthaber in Europa, er schien, was er nicht war, Frankreichs Alliirter.

Der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich nebst Rußland entbrannte von Neuem; trotz dem Drängen beider Parteien wählte der König die Neutralität: das war gut! Aber ein Französisch-Baiersches Heer ging, trotz der proklamirten Neutralität, durch Ansbach; unsere Krieger zogen nach Franken hinab, das Publikum glaubte, der Monarch werde unter den damals günstigen Umständen Genugthuung für die erlittene Kränkung fordern, aber, alles blieb stille und unser Heer kehrte in seine Garnisonen zurück: das war nicht gut zu nennen. Wenn man der Friedensliebe seine Würde zum Opfer bringt, so ist bei diesem Frieden mehr verloren, als gewonnen! Graf Haugwitz ging nach Wien, wir gaben verschiedene Provinzen am Rhein und in Franken hin und empfingen dafür — das Churfürsten-

thum Hannover: das fand man inconsequent vom preußischen Kabinette.

Der König von Schweden, dessen Truppen wie er aus Lauenburg vertrieben, nahm diesen Umstand übel; wir stellten ein Corps an die Gränze von Schwedischpommern aus, um es eine Weile stehen und dann wieder weggehen zu lassen; was sollte man davon halten? Jene Kaufleute, die ihre Schiffe von Engländern wegen der Besitznahme von Hannover aufbringen sahen, gaben der vorerwähnten Handlung nicht den glimpflichsten Namen.

England und Frankreich, und Frankreich und Rußland beginnen Friedensunterhandlung, unser Kabinet erfährt, daß Frankreich sich erboten habe, das Churfürstenthum Hannover wieder an England zurückzugeben, wenn es die Bedingung des Friedens sei — (ob wahr oder nicht: wer aus dem Publikum weiß das?) — das empört unsern rechtlichen König, das nachbarliche Rußland mahnt zum Kampf, und wir erstehn nun mit Gewalt wider Frankreich. Warum nicht vor einem Jahre, da Frankreich von mehrern Feinden bedroht war, als das Bündniß mit dem ungeschwächten Rußland günstige Erfolge versprach, wenn man doch das Neutralitätssystem aufgeben und gegen natürliche Alliirte streiten wollte? Das war sehr fehlerhaft vom Kabinet.

Als unsre Armee marschirte, wurde fast Jedermann zum Unglückspropheten, auch war es unter den Umständen gar nicht schwer, das Final zu errathen. Man konnte

eben so gut unsere Niederlage auguriren, als die Propheten des alten Testamentes den Untergang des jüdischen Reichs.

Die Armee war freilich zum Theil noch brav, aber auch nur zum Theil; die Französische war es ganz; auf des Feindes Seite die Mehrzahl, denn wir sahen noch immer unsere Verbündeten, die Russen, nicht kommen; unsere Streitkräfte und Hülfsmittel verhielten sich zu den Französischen wie Eins zu Sieben; dort Uebung im Großen und Wissenschaft, hier ungewandte Exercierfähigkeit; hier augenblickliche Stimmung, dort hoher Muth; da mehrere berühmte Befehlshaber, hier jener Feldherr, der in der Champagne sein Talent manifestirte; hier schwächliches Alter der obern Officiere, dort rasche kräftige Jugend; hier der bescheidene König, zwar ein guter Soldat, wie er am Rhein dokumentirte, aber ohne Vertrauen auf sich, glaubend auf die Unfehlbarkeit des Herzogs von Braunschweig, ohne gebildetes Feldherrntalent, dort an der Spitze das bewährte sieggewohnte Genie Napoleons, dessen Intelligenz den Krieg zur Nationalindustrie erhoben.

Zu welchen Resultaten führten die Paralelen?

Einige unserer Schmalzgesellen machten in Unwissenheit und Muthlosigkeit große Fehler in Stellungen und Bewegungen, während drüben Alles nach den strengsten Gesetzen der Einheit und Einsicht gethan ward.

Bei Saalfeld focht die Uebereilung mit kalter Ueberlegung, bei Halle floh Muthlosigkeit und Einfalt vor der personifizirten Kriegskunst; hier und dort handelte und regte sich Etwas, dessen Namen man nicht nennen darf, da man nicht weiß, ob es Bestochenheit, Ueberdruß oder Unwissenheit war. Im Centro war Anfangs ein übler Befehlshaber, als er verwundet war, gar keiner, und also eine Armee ohne Feldherrn!

Saalfeld und Halle, Jena und Auerstät! Bei diesen Namen grinsen die triumphirenden Propheten, aber die guten Söhne des Vaterlandes knirschen, und sehnen sich hinab in die Grabe.

Die Preußen wurden geschlagen und der Feind drang über die unbeschützte noch bebrückte Elbe, durch das offne Land unaufgehalten in die Hauptstadt.

Die Vestungen des Landes fielen ohne Gegenwehr, denn die erkäuflichen oder muthlosen Befehlshaber — da stockt die Feder und ist nur fähig tausend Flüche über jene Nichtswürdigen aufzuzeichnen: Elend und Verachtung sei der Verräther Loos, so lange sie ihr schimpfvolles Daseyn mit sich herumschleppen, ihr Grabesgesang sey Rabengekrächz, die Schande ihr Grab; nie bedecke die heilige vaterländische Erde, in welcher brave Preußen schlummern, ihre verwitterten Schädel und späte Enkel sollen ausspeien, wenn sie die Schimpfnamen der neuern Kartouche nennen!

Da stehen wir nun, ärmer fast als Bettler, denn sie hoffen noch, wir beinahe nicht mehr. Zwar ist unser Loos bis jetzt 'grade nicht unerträglich, denn unter allen Feinden sind die Männer aus Frankreich wohl die unschädlichsten für den ruhigen Bürger: aber warum müssen sie unsre Feinde seyn? warum rief unsrer Väter Thorheit und die Befangenheit unsers Kabinets die Sieger in den Norden? Warum muß das ganze Volk die Sünden einiger Wenigen büßen, warum gestraft werden, wo es nichts verbrach, geben, wo es nichts schuldig geworden? Und wer steht uns bei der Fortdauer des Kampfs dafür, daß wir nicht total untergehen?

Ein glückliches Völkchen lebt in unserer Mitte: die orthodoxen (sogenannten) Patrioten! Die Leutchen saugen aus jedem, vielleicht von Müßigen ersonnenen Gerücht von den Niederlagen der Franzosen Nahrung für ihre Erwartung, wie die Bienen aus allen Blumen Honig. Aber enthielten auch jene Sagen strenge Wahrheit: können Rußlands Siege uns den verlornen Rest von Wohlstand, in dem wir vegetirten, zurückgeben? Kann jene Kraft die hohe Gewalt der Franken in den Staub treten? Und könnte sie es wirklich: gewinnen wir dabei? Sollen wir von Fremdlingen beherrscht werden, so — sicher ist jeder Unbefangene mit mir darüber einig — so mögen die gebildeten harmlosen Bewohner von Frankreich unsere Beherrscher seyn.

So steht es jezt mit uns; wohin wir sehen, da fletscht furchtbar die Gegenwart uns an; mag es noch so gut sich enden: was wir waren, werden wir im gegenwärtigen Jahrhunderte nicht mehr: geachtet von den Nachbaren und wohlhabend im Innern.

Preußens Abend

ist hereingebrochen; daß er nicht vollends und schnell zur Mitternacht werde, dafür bewahre uns das Schicksal, dafür behüte uns Napoleons des Großen Intelligenz und der gerade Sinn Friedrich Wilhelms III. — wenn wir, wie wir mit Zuversicht hoffen, das Vergnügen haben, ihn wieder als unsern Regenten bei uns zu sehen. —

Zwei Fälle nur sind möglich: gänzliches Aufhören, oder allmähliges Wiederaufblühen. Ein drittes kann nicht kommen. Wir setzen nämlich fest, daß der König unser König bleibe. Wohlan, bleiben wir dabei stehen: Der Friede ist geschlossen, und der Regent hat aus den Begebenheiten der letzten Monate Maaßregeln für die Folgezeit abstrahirt, oder nicht.

Im letzten Falle geht es in Schwerfälligkeit, Inconsequenz, Unordnung und Finsterniß fort, und das gute alte Uhrwerk läuft, ohne Reparatur, bald in unordentlichen Zuckungen ab. Das Kabinet handelt wieder so Folgewidrig, daß es möglich wird, zugleich gegen England und

Frankreich im Kriegszustande zu seyn, wie im vergangenen Sommer.

Das Militair kehrt in seine Garnisonen zurück. Einige von Ausschweifungen aller Art entnervte, am Geist invalide junge Herren in blanken Uniformen, welche vielleicht bei Jena davon gelaufen sind, versuchen es wieder wie ehedem den Bürger durch kleinlichen Hochmuth zu mißhandeln; man klagt, dem Könige wird die Sache von einer falschen, nur dem Officier nützlichen Seite dargestellt, und der gekränkte Bürger wird nun noch für die gewagte Beleidigung des Herrn Von bestraft. Jetzt, da man mehrere dieser Herren kennen gelernt hat, jetzt empört das, die Spannung unter beiden Ständen wird immer größer, die Unterdrückten knirschen, die Günstigen hohnlächeln so lange, bis einmal der Privathader die Publicität erhält; das Vorurtheil, daß bei Auerstädt und Jena so wenige ihre Schuldigkeit gethan, bläst fortwährend in den glimmenden Funken: Ein Windstoß, und die Flamme des Aufruhrs lodert in verzehrenden Gluten auf. Der gemeine Soldat wird nur als Maschine für den höchsten Nothfall behandelt, und bei den geringsten Anläffen wie ein Esel geprügelt: so verliert sich der ohnehin magere Rest von Ehrgefühl des Märkers und Pommern, die Anhänglichkeit an den König und das Vaterland, und die im Ganzen nicht dauerhafte Liebe für seinen Stand; er lernt nur, unter steter Quaal marschiren und Parade-

Handgriffe machen und weiter in der Welt nichts, und kömmt es dann zum Nothfall, so läuft er in der Angst seines Herzens davon; die nämlichen Franzosen, welche bei Roßbach zum Gegenstande des Gespöttes wurden, beherrschen unter Bonaparte Europa.

Alles Unfähige, wenn es nur vom Adel ist, bleibt an seinem derivativen Platze, und das Verdienst macht mit leerem Magen Bücklinge in der Antichambre.

Die reichen Güterbesitzer, mit dem Staatsruder in der Hand, behalten für sich und ihre Kollegen, den Landedelleuten und Juden, ihr Monopol, das Mark des Landes, unser Getraide in ungeheuern Quantitäten hinwegzuschaffen, damit die andern Stände verarmen. O, jene Herren verstehen sich auf die Kunst, die ärmere Volksklasse so recht methodice verhungern zu lassen, bis die Verzweiflung zum Aufruhr und innern Kriege führt, und wir sammt und sonders in des Himmels Namen untergehen, als Beute der Blutigel, welche um die Stufen des Thrones kriechen. (Wir haben jetzt unterscheiden gelernt, wir haben gesehen, zu welchen mäßigen Preisen jetzt in Kriegszeiten das Brodkorn verkauft werden konnte, und zu welchen ungeheuren es uns vorher gegeben wurde.) Leider muß es in diesen Fällen so geschehen, so, und nicht anders. Hier ist keine poetische Exaltation, keine Uebertreibung, nur nackte, baare

Wahrheit; die Erfahrungen aus vergangenen Tagen und die reine Ansicht der Dinge verbürgt die nicht wohlthuende Supposition.

Aber uns bleibt der bessere Trost, daß alles Alte vergangen sei und der biedere König in der Schule der Erfahrung einen belehrenden Blick über das Ganze geworfen habe. Wohl uns dann, und wohl Ihm!

Zu seinen übrigen liebenswürdigen Tugenden gesellt sich dann noch Selbstthätigkeit und Vertrauen auf sich; er wählt aus seiner Umgebung nur wenige bewährte Weise und Redliche zu rathenden Freunden. Ausgefegt wird allmählig der alte Staub; jene Staatsbediente, welche sich nur füttern lassen, ohne Wohlwollen zu dienen, mögen sich andern Unterhalt suchen. Der Anfang dazu ist bereits — so viel wir wissen — gemacht; der Soldat werde weniger durch den Stock, als durch geistige Reize zum Helden gemacht; der Officier halte mehr auf wirkliche Ehre, als auf jenen faden Schwur: Auf Ehre! der wie eine verrufene Münze nirgends mehr gilt. Das Verdienst werde an Ehrenplätze und in Wirkungskreise gestellt, gleichviel, ob es von Ahnen protegirt werde, oder nicht; es höre auf ein Edelmann zu seyn, wer nicht edel ist. Der Edelmann, welcher seinen Namen durch Mißhandlung eines Bürgers oder durch andere Frevelthaten schändet, verliere diesen Na-

men und trage mit dem namenlosen Sünder eine Strafe. Der König steure dem Kornwucher durch angelegte Magazine, welche sich im Nothfalle dem Volke öffnen, damit die Juden mit und ohne Bart erkennen, die Zeit des Schachers sei vorüber: so gönnet er dem armen Unterthan die Freude, sein Brod wohlfeil zu kaufen, sich satt zu essen und — nach Heinrichs IV. Wahlspruch — auch Sonntags sein Pfund Fleisch in dem Topfe zu haben.

Dann fließt mit den Goldstücken auch der Segen des Volkes in die Staatskassen; denn, der Strom, welcher sich in die Schatzkammern der Fürsten ergießt, entquillt am reichlichsten in den Brodkammern der Bürger.

Was die Natur unserm Vaterlande stiefmütterlich gab, veredle die Fürsorge des Herrschers, dann erst gedeihet der Fleiß der Einwohner.

Ewig Schade, daß unsere Erdengötter nicht mehr wie ehedem verkleidet umhergehen, um selbst zu sehen, zu hören und an Ort und Stelle zu urtheilen. Welche Erfahrungen wären auf diese Weise zu machen! aber sie scheuen die Gemächer des Elendes und die Hütten der Armen im Lande, und doch ist dort nur Belehrung zu finden, wie man da unten helfen könne; die da oben stehen, helfen sich — Gott erbarm's! — wohl selbst durch.

Der König muß — doch genug und mehr als genug! denkt und fühlt der Vater des Volks nicht selbst: was nützen dann Millionen Erinnerungen? Mit einem Worte: Friedrich Wilhelm III. muß säen, wie Friedrich II. säen, damit er ärndte.

Natürlich geht der halbzertrümmerte Staat, so gepflegt, nach und nach wieder zum Wohlstande über, unsre jetzige Generation wird ihn freilich nicht mehr erleben, aber unsre Kinder werden sich wieder sammeln unter dem milden Schatten der Flügel des Adlers; sie werden die Früchte der Vatersorge, Sicherheit, Ruhe und Wohlhabenheit genießen, und bei Thränen des Danks und der Freude rufen:

Segen über das Geschlecht der Hohenzollern auf Preußens Thron!

Beweis, wie sehr die Umstände auf Meinungen und Aeußerungen einwirken und — weiter nichts.

(Eine Zusammenstellung einiger Aufsätze aus dem Journal: Der Telegraph.)

Der Telegraph.

Nro. 1. Freitags den 17ten Oktober 1806.

„Das Erwachen des Nordens.“

Lange hatte der Norden geruht. Lange hat ein weiser, menschenfreundlicher Monarch den Vorstellungen, Einladungen und Verheissungen Frankreichs, mehr aber noch den Wünschen und den Eingebungen seines eigenen Herzens, die Ruhe und den Frieden der Völker zu erhalten, Gehör gegeben. Aber das Maaß der Vergehungen, der List ist voll. Der Norden ist erwacht! Der erste Schlag von Preussens Braven wird dem Feinde die Wohlthat fühlbar ma-

Der Telegraph.

Nro. 9. Dienstags den 28ten Oktober 1806.

(Zweiter Aufsatz.) Kurzer Bericht über die Ereignisse seit der Eröffnung des Feldzugs (der bis zum 17ten Oktober geht und worin es am Schlusse heißt):

„Wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin“ — (die Königin nämlich, von der vorher die Rede war) — geliehen! Wie glücklich ist die Nation, deren Frauen treu der Stimme der Natur und blos den Pflichten ihres Geschlechtes geweiht, kein

chen, die Friedrich Wilhelms Schonung ihm gewährte. — Völker des Norden!“ — — — (Hier folgt etwas, das sich nicht gut schreiben läßt) — — „Völker des Norden! Worauf rechnet ihr? Soll Eure Ergebung ihn erweichen — — oder — seine Großmuth Euch retten? — — — Auf zu den Waffen! Der Sieg ist Euer! — — — — — —
— — — — — —
Der Norden ist erwacht!“
„Sieg den Preußen
Tod dem Feinde!“

Nro. 2. Den 18ten Okt. 1806.

„Bürgerpflicht.“

(Die Einwohner von Berlin werden hier ermahnt, sich, bei der eingegangenen Nachricht, daß die Preußen bei Auerstädt geschlagen worden, nicht zu sehr der Aengstlichkeit zu überlassen. Dann heißt es weiter:) Als Unterthan eines Staats ist es Pflicht gegen den Staat und gegen sich selbst (in Hinsicht der eignen innern Ruhe) der Regierung all den guten Willen, die Kraft und die Weisheit zuzutrauen, die binnen des Krieges, und von den Berathschlagungen des Kabinets entfernt sind.“

Nro. 13. Sonnabend den 1sten Nov. 1806.

(Dritter Aufsatz.) „Betrachtungen eines echten Preußen.“ (S. 51 nach mancher Betrachtung.) „Der König hatte aufgehört, er selbst zu seyn; junge Männer und Weiber mischten sich in die Direction der Geschäfte; die Presse brachte Pamphlets hervor; man benutzte sogar das Theater, um in der Nation gewisse Leidenschaften zu erwecken“ (u. s. w.)

Nr. 34. Sonnabend den 22sten Novemb. 1806.

„Gespräch im Reich der Todten zwischen Friedrich dem Großen, dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und dem General Schmettau.

„Der Prinz — — Nachdem ihr gegenwärtiger Successor lange Zeit der ruhige Zuschauer der fruchtlosen Anstrengungen seiner Nachbarn um diesen Strom“

zur Ehre, zur Wohlfahrt, zur Sicherheit und zur Erhaltung des Ganzen erforderlich, dienlich und heilsam ist. Daran zu zweifeln wäre Sünde gegen den Staat, Sünde gegen sich selbst.

Was mich betrifft, so ist die Liebe zu dem Souverain, dessen Unterthan ich bin, und die Anhänglichkeit und Ergebung gegen den Staat, dem ich angehöre, unerschütterlich. Und sollten Umstände oder Zufälle von irgend einer Art, meine Treue bewähren wollen, so werde ich den letzten Blutstropfen, der in meinen Adern wallt, für meinen König und mein Vaterland mit Freuden dahin fließen sehen. Dies ist — — Bürgerpflicht!"

(Frankreichs Armee) aufzuhalten, war, glaubte er endlich, daß es für ihn rühmlich sei, mit in die Bahn des Kampfes zu treten: Er hat demzufolge an Bonaparte den Krieg erklärt und in einer der ersten Affairen fand ich den Tod.

Friedrich.

Prinz, ist das, was Sie hier sagen, möglich? Läßt es sich denken, daß mein Neveu (der König) das Interesse von Preußen so wenig kannte, um eine solche Unbesonnenheit zu begehen?" —

(Weiter unten:) „Entfernen Sie sich, Prinz, meines Namens unwürdig." — „mögen alle diejenigen, die Ihren Unsinn mit Ihnen getheilt haben, nachdem sie oben wegen Ihrer Albernheit bestraft worden, sich bald mit Ihnen vereinigen." — — „Und du Bonaparte! — — Verzeihe die Schwäche eines Königs, von Verführern umringt u. s. w."

Das schwarze Register
oder
General-Tableau

während der Minister von Hoym diese Provinz verwaltet hat, in den Jahren 1794 bis 1798

als Gratialgüter verschenkten, ehemaligen pohlnischen Kron- und geistlichen Güter.

Zahl der Donatarien . 52

Zahl der verschenkten Güter 241

Deren vorgespiegelter Werth bei der Schenkung 3½ Millionen Thaler.

Deren wahrer Werth 20 Millionen Thaler.

I. Im Departement der Kammer zu Posen.

1. Geheimer Cabinets-Rath von Beyer. Jetzt pensionirt und lebt in Berlin.

Güter	Kreis	
1) Lubin	Kosten	70225.
2) Wymislaw	Kosten	
3) Brzyna	Kosten	
4) Osowo	Kosten	
5) Stenszyce	Kosten	
6) Wielkowo	Kosten	
7) Zelasno	Kosten	
8) Woyniec	Fraustadt.	
9) Gniewowo	Fraustadt.	
10) [illegible]	Fraustadt.	
11) [illegible]		

Anmerkungen und Berichtigungen. Die jährlichen Einkünfte dieser Eilf Güter betragen jetzt zum allerwenigsten 8000 Thaler. Ihren wahren Werth kann man daher ohnstreitig zu 100000 Thaler annehmen. Die Donations-Urkunde ist d. d. Berlin d. 14ten Januar 1797. und von Hoym und Reck unterzeichnet. Sie lautet: Zum Beweise Unsrer gnädigsten Zufriedenheit mit dem Uns und Unserm Königlichen Hause geleisteten langjährigen treuen und rechtschaffenen Dienste ꝛc. Und so lauten sie fast alle.

2) General-Lieutenant von Bischofswerder. Jetzt pensionirt und lebt auf seinem schönen Gute Marquard, eine Meile von Potsdam, welches der vorige König ihm ebenfalls geschenkt hat.

Güter	Amt	Werth
1) Bieganowo 2) Brzewierzyn	Radziejewo	18000.
3) Byton 4) Struzewo	Brzesc	

Anmerk. Diese so geringe Werth-Angabe ist notorisch; denn der Bischofswerder hat diese vier Güter an den Grafen von Lüttichau für 25000 Stück Friedrichsd'or verkauft.

3) General-Major von Blücher.

Güter	Amt	Werth
1) Duninów 2) Tobenczna 3) Szadow 4) Nowa Wieś 5) Krezement	Kowal	28000.

Anmerk. Da die jährlichen Einkünfte gewiß 6000 Thaler betragen, so kann man den wahren Werth dieser fünf Güter unbedenklich zu 120000 Thaler rechnen.

4) Obrister von Böhmcken, jetzt in Ruppin bei dem Regiment Ferdinand; ehemals Flügel-Adjutant in Potsdam beim Könige.

Sokolowo	Brzesc	21925.

Anmerk. Wahrer Werth zwischen 40 und 50000 Thaler. Donations-Urkunde d. d. Berlin den 25sten Januar 1797.

5) Geheime Finanz-Rath Boumann.

1) Lubrze 2) Chrustowo	Szroda	15000.
3) Ostrowite	Podwidz	

Anmerk. Der jährliche Pachtertrag beläuft sich jetzt auf 4000 Thlr. Bloß für Lubrze, welches herrliche Wiesen und Holzungen hat, bot ohnlängst der Graf Kwilecky auf Dobrojewo dem bei der Posenschen Kammer als Assessor angestellten Sohne des Boumann, 12000 Thlr.

6) Major von Brodowsky in der Suite zu Potsdam.

Lagiewnick	Posen	2650

Anmerk. Im Juni 1801 verkauft für 25000 Thlr.

7) Stadt-Präsident Eisenberg in Berlin.

1) Pietrzykowo 2) Jadamirz 3) Wronbryn 4) Wronbryner Hauländerei.	Peisern	23350.

Anmerk. Jetzt an einen von Jaworowitz für 2000 Thlr. jährlich verpachtet. Wahrer Werth 40000 Thlr. Nach dem Aufruhr in Breslau, in dem 72 Menschen umkamen, mußte Eisenberg nach Breslau reisen und die

Sache untersuchen. Bei der Gelegenheit fiel Hoym vor Eisenberg auf die Knie und bat ihn um Gotteswillen, ihn nicht unglücklich zu machen. Daher späterhin diese Schenkung. Donations-Urkunde d. d. Berlin den 25sten Januar 1797.

8) Major von Grawert, in der Suite zu Potsdam.
General-Adjutant der Kavallerie beim Könige.

1) Grabowa 2) Krzywagóra	Peisern	15450.

Anmerk. An einen Amtmann Nehring für 1500 Thaler jährlich verpachtet. Währer Werth unter Brüdern 30000 Thlr. Donations-Urkunde d. d. Berlin d. 25sten JanUar 1797.

9) Major von Hünerbein, in der Suite zu Potsdam.

1) Obra 2) Jasieniec 3) Zodyn 4) Kielpini 5) Nieborza 6) Krulla 7) Winiza 8) Chorzemin 9) Jasieniecі 10) Sämtliche zu diesen Gütern gehörige deutsche Hauländereien.	Bomst.	100000.

Anmerk. Der jährliche Ertrag aller dieser Güter ist schon jetzt nahe an 10000 Thlr.

10) General-Lieutenant Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, in Breslau. Siehe Nr. 8. im Departement von Kalisch.

1) Stadt Betsche 2) Schwiegoszyn 3) Stocki 4) Lowin 5) Glaszewo 6) Dormowo	Meseritz	77250.
7) Wiklitz	Brzesc	

Anmerk. Diese und die Sub. Nr. 8. im Departement von Kalisch designirten Güter, sind zusammen circa 800000 Thlr. werth und bringen jährlich 50000 Thlr. Revenüen; mithin sind diese Güter besser als das verschuldete Fürstenthum Ingelfingen. Der Fürst wollte vor einigen Jahren diese zerstreuten Güter gern, gegen die schon von so vielen Speculanten angetastete Königliche Domaine Krotoschin vertauschen; aber der Cabinets-Rath Beyme verhinderte die Ausführung dieses Projekts mit Recht. Bei dieser Veranlassung gab der Fürst selbst obgenannten jährlichen Ertrag à 50000 Thaler, im Cabinette des jetzigen Königs auf so hoch an. Der verstorbene König willigte eigentlich nur in eine Schenkung ein, die dem Fürsten jährlich 6000 Thaler einbringen sollte.

11) Hofmarschall Graf von Keyserling.

1) Stadt Priment 2) Alt Kloster 3) Lupice 4) Mauche 5) Friedendorff	Fraustadt	59000.

Anmerk. Wahr ist's, daß der Kayserling 40000 Thlr. Einkaufsgeld gegeben hat, dafür zieht er aber jetzt aus diesen Gütern jährlich 6000 Thlr. Einkünfte.

12) Der von Krackwitz. Er war Reisestallmeister beim vorigen Könige, und hieß damals Leberenz. Jetzt lebt er in Berlin.

1) Koslowo 2) Stenowo	Kröben	30150.

Anmerk. Der wahre Werth ist circa 100000 Thaler und der jährliche Ertrag zwischen 4 und 5000 Thaler. Beides würde höher seyn, wenn für eine ordentliche Bewirthschaftung gesorgt würde. Die Gunst der Cabinets-Räthin Beyer war wohl der Haupt-Canal, aus dem dieß Geschenk floß. Ihr Mann, der bereits sub Nro. 1. mit eilf Gütern designirt ist, befand sich einst mit dem Krackwitz in Posen und erzählte sehr gutmüthig an der Tafel des Kammer-Präsidenten, daß diese Schenkung eine Belohnung dafür sey, daß Krackwitz dem verstorbenen König in der Champagne zweimal das Leben gerettet habe. Andere Leute wollen jedoch hievon nichts wissen. Krackwitz hat diese Güter an den Landrath von Pottworowsky im Kostenschen Creise für 60000 Thaler verkauft.

13) General-Major von Lärisch.

1) Liekarzewice 2) Woytostwozakowice	Brzesc	9000.

14) Der dänische dort emigrirte Graf von **Lüttichau**. Siehe No. 10. im Departement von Kalisch.

Gut	Ort	
1) Stadt Kowal	Kowal	84000.
2) Stadt Szabek	Brzesc	
3) Kruschyn		
4) Schwiodnik		
5) Popowice		
6) Pölschewo	Radziejewo	
7) Tarnowo	Posen	
8) Konojad	Kosten	
9) Stadt und Starostey Kopanitz	Bomst.	
10) Groitzig	Brzesc	
11) Lajiewnik		
12) Kalmowice	Radziejewo	
13) Diabolek		

Anmerk. Diese Güter zusammen mit denen Nr. 10. im Departement von Kalisch sind 800000 Thr. werth. Die Bewandniß, die es mit diesem **Lüttichau** hat, ist sehr verworren und räthselhaft. Man begnügt sich daher hier bloß anzuführen, daß er zuweilen seinen Namen zu Schenkungen hergab, welche eigentlich andere bekamen, die nicht genannt werden sollten. Dies war zum Beispiel der Fall mit dem 2 Meilen von Posen gelegenen Gute Tarnowo, Nr. 7. welches der Regierungsrath v. **Grävenitz** in Posen zum Lohn dafür bekam, weil er in dem Ehescheidungs-Processe des einfältigen Grafen **Gurowsky** mit seiner Frau, einer **Bischofswerderschen** Tochter, die ihm aufgehalset worden war, zu Gunsten dieser Person, so entschied, daß ihr 72000 Thlr. von ihrem Manne herausgezahlt werden mußten. **Grävenitz** gab dem **Lüttichau** für Tarnowo 3000 Thlr. und verkaufte es nachher für 65000 Thlr. Eben so mußte **Lüttichau** das Gut Konojad Nr. 8.

an den Justiz-Rath Reinhard in Posen, zufolge einer mit Hoym heimlich geschlossenen Convention abtreten, zur Belohnung dafür, daß der Reinhard, der das Südpreußische Hypotheken-Wesen organisiren half, mithin von den vacant werdenden Gütern und ihrem Werthe sehr wohl unterrichtet war, die zu verschenkenden Güter aussuchte. Die Donations-Urkunde ist vom 25sten Januar 1797. und lautet: Um ihm ein Merkmal Unsrer Königlichen Huld, Gnade und [illegible] zu geben, haben wir resolvirt rc. Die Cabinets-Ordre an den Minister von Hoym fängt an: Eurem Antrage gemäß rc.

15) Minister Marquis von Lucchesini in Potsdam, jetzt Gesandter in Paris.

Güter	Amt	Werth
1) Starosten Meseritz 2) Ein großes Vorwerk dabey 3) Eine große Mühle 4) Ein Kupferhammer 5) Eine Schneide-Mühle 6) Känsch 7) Niepter 8) Solben 9) Dürlettel	Meseritz	151500.
10) Rogsen 11) Die Zinsen der aus alten Zeiten zur Starosten Meseritz Zinspflichtigen in der Neumark belegenen Dörfer Sären, Tempel, Burschau, Langenpfuhl und Morke.	Bomst	

Anmerk. Diese Schenkung ist wegen ihrer trefflichen arrondirten Lage und Durchströmung der Obra, eine der ansehnlichsten, wichtigsten und schönsten. Jetzt ist sie gerichtlich auf 300000 Thlr. taxirt, und dieß vollkommen werth. Der feine Italiener hat mit pfäffischem Scharfblick richtig den besten Fleck erspäht und ihn sich zuzueignen gewußt. Seine ehemalige gesandtschaftliche Mühwaltung in Warschau ist hiermit reichlich belohnt. Es war billig, daß er von der Theilung Pohlens, die er einleitete, ein Stück abbekam. Diese Starostey Meseritz gehörte ehemals dem Fürsten Jablonowsky. Die Donations-Urkunde d. d. Berlin d. 14ten Sept. 1797 lautet: Zum Beweise Unsrer gnädigsten Zufriedenheit mit den Uns und Unserm Königlichen Hause geleisteten treuen, ausgezeichneten und ersprießlichen Diensten ꝛc.

16) Baron von Schilden. Ehemals Kammerherr bei der Prinzessin Ferdinand, jetzt in derselben Würde bei der Königin angestellt. Weitere Verdienste sind von ihm nicht bekannt.

1) Goroslowo 2) Kierza Gura 3) Boniszewo	Kosten	21800.

Anmerk. Vor kurzem verkauft für 30000 Thaler.

17) Major von Schwichow, von der Leib-Garde in Potsdam.

1) Laskowo 2) Miedzichowo 3) Osnowo	Gnesen	11425.

Anmerk. Friedrich der Große soll ihm ehemals, in Betreff verschiedener Ansprüche auf ein Lehn in Pommern, Unrecht gethan haben. Daher diese Entschädigung. Der Grund läßt sich allenfalls hören. In den vorliegenden Beispielen ist er wenigstens einer der besten. Jetzt hat Schwichow diese drei Güter an den Regierungs-Rath Fromm in Posen für 40000 Thlr. verkauft. Donations-Urkunde d. d. Berlin, d. 25sten Januar 1797.

18) Der Galanterie-Händler von Treskow in Berlin. Er ist unter der vorigen Regierung geadelt und ein Schwiegersohn des reichen Brandweinbrenner George in Berlin. Da keine sonderlichen Verdienste um den Staat von dem Treskow bekannt sind, so muß man mit Recht über diese ungeheure Donations erschrecken. Siehe ferner No. 10. im Warschauer Departement.

Güter	Kreis	
1) Das schöne und reiche Kloster Owinsk, 1 Meile von Posen.	Posen	73325.
2) Mieskowo		
3) Debogura		
4) Radziavi		
5) Wieszonka		
6) Borzinek		
7) Szorzenzin		
8) Radojewo		
9) Truskolowo		
10) Czerwona		
11) Chlodowa		
12) Biedrusko		
13) Bolechewo		

Anmerk. Owinsk hat trefliche Waldungen und die nahe daran gränzende, eine Königl. Domaine gewordene ehemalige Starostei Szrim hat keinen Baum, so daß der Be-

amte in Szrim nicht nur sein Bau-, sondern sogar sein Brennholz von dem Treskow kaufen und dieser Ankauf ihm auf dem Domainen-Etat von Szrim zu gut gerechnet werden muß. Nahe an Owinsk und Szrim liegt die Herrschaft Murawanna Goslina. Diese gewann die Bischofswerdersche Tochter, (siehe die Anmerk. zu Nr. 14.) von ihrem Mann statt der baaren 72000 Thlr., die Grävenitz ihr zubilligte. Hoym kaufte hierauf dieser Dame ihr Murawanna Goslina für 72000 Thlr. ab, und verkaufte es wieder an Treskow für 120000 Thlr. Welch ein Trafik! Der Treskow ist jedoch der nützlichste von allen Donatarien wegen des rastlosen, verständigen, ja verschwenderischen Eifers, mit dem er seine Güter in Stand setzt und seine Bauern fleißig macht. Diese Güter, zusammen mit denen, die sub Nr. 10. im Warschauer Departement verzeichnet sind, haben einen Werth von 350000 Thlr.

In der Schenkungs-Urkunde d. d. Berlin d. 24. Januar 1797; ist als Grund der Schenkung nichts weiter angegeben, als: Aus Königlicher ihm zutragenden Huld und gnädigsten Wohlwollen ꝛc.

19) Graf von Unruh, Besitzer der Stadt Karge in Südpreußen ohnweit Züllichow. Derselbe, der in Warschau während der Revolutions-Zeit schon unter den Galgen gestellt worden war.

1) Woynowo 2) Chwalin 3) Alt Kramzig 4) Neu Kramzig	Bomst	21150.

Anmerk. Er gehörte ehemals zu der preußischen Parthey in Warschau und ist ein unerträglicher Mensch, ohne

allen Verstand, dabei aber doch ein überaus arroganter Schwätzer. Diese Güter wurden ihm nur gegeben, um ihm das Maul zu stopfen. Ihr Pachtertrag ist jährlich 4000 Thaler.

20) Ritterschafts-Rath von Unruh, Besitzer von Heinersdorf bei Züllichow in der Neumark. Ein Schwager des Obersten von Köckeritz.

1) Groß Posemuchel 2) Klein Posemuchel. Oder eigentlicher die Starostey Bomst ohne die Stadt. Denn jenes sind nur Stadtvorwerke.	Bomst.	Der Schenkungsanschlag ist unbekannt geblieben. Doch ist diese Schenkung ohnlängst für 80,000 Thaler verkauft worden.

Anmerk. Diese Güter sind eigentlich dem Obristen v. Köckeritz, General-Adjutanten des Königs geschenkt, und nur, weil er und sein Schwager, auf den Grund einer zwischen beiden bestehenden Erbverbrüderung, ihr beiderseitiges Vermögen als eins betrachten und behandeln, auf den Namen dieses Schwagers geschenkt und geschrieben. Zur Ehre des Köckeritz wird hier bemerkt: daß Hoym diese Donation ihm viermal anbieten und zuletzt aufdringen mußte, bevor er sich entschließen konnte, sie anzunehmen. Endlich nahm er sie auch nur an, nachdem er, dem Kronprinzen (jetzigen König) davon Anzeige gemacht hatte. Man ersieht übrigens aus dieser Demarche des Hoym, wie dringend er bemüht war, sich bei Zeiten bei den nächsten Freunden des Thronfolgers einzuschmeicheln und sie für sich möglichst zu gewinnen. Donations-Urkunde d. d. Berlin d. 25sten Januar 1797. Sie lautet: Um dem Unruh ein Merk-

mahl Unserer Königlichen Huld und Gnade zu geben, haben wir resolvirt.

21) General-Lieutenant von Wendessen in Warschau.

Siehe Nr. 11. im Warschauer Departement.

Czermno] Brzesc] 19375.

Anmerk. Vermuthlich ist Wendessen, während der Zeit vor der Acquisition Süd-Preußens, als er in Breslau in Garnison stand, mit Hoym in sehr freundschaftliche Verhältnisse gerathen. Donations-Urkunde d. d. Berlin den 25sten Januar 1798.

22) General-Major von Zastrow in Posen, ehemaliger General-Adjutant des Königs.

1) Gurka 2) Tworsikowo 3) Gura 4) Schimanowo	Szrim	87650.
5) Willichowo	Kosten	
6) Deutsch Presse	Fraustadt	
7) Widziszewo	Kosten	
8) Slupia	Kröben	

Anmerk. Diese in der fruchtbarsten Gegend der Woywodschaft Posen belegene Güter sind zum Theil Confiscate, und gehörten vorher erblich dem in Polens Revolutions-Geschichte bekannten Grafen Wybicky, der jetzt bei Kosciusko in Paris lebt. Zastrow hat diese Güter wohlweislich bis jetzt nicht taxiren lassen. Indeß sind sie zum Mindesten jetzt 200000 Thaler werth. Sie liegen nur 3 bis 4 Meilen von Posen entfernt.

II. Im Departement der Kammer zu Kalisch.

21. Fürst Czettwertinsky.

Starostey Tusczyn] Peterkau] Unbekannt.

Anmerk. Wahrscheinlich unerheblich und nur um Unpartheylichkeit zu affektiren, einem gebohrnen Pohlen gegeben.

22. General von Favrat in Glatz.

Willamowo] Szadeck] 5500.

Anmerk. Die Cabinets-Ordre vom 20sten April 1797. fängt, wie die mehrsten ähnlichen an Hoym, an: Nach Eurem Vorschlage ꝛc. Der wahre Werth ist 36000 Thaler, nachdem Favrat bereits für 20000 Thaler Holz hat schlagen lassen.

23. Geheime Rath von Goldbeck, Sohn des Groß-Canzlers, der klüglich die Schenkung auf den Namen des Sohnes schreiben ließ.

1) Russow
2) Dykallow
3) Klokinie } Kalisch } 28600.

In der Schenkungs-Urkunde hat der vorige König auf ewige Zeiten einen beträchtlichen und sonderbaren Erlaß der Abgaben von diesen Gütern, noch unter den fixirten Steuern der Edelleute, festgesetzt. Mit diesem Vorzug verbessert, hat Goldbeck jun. sie an einen Baron von Seld für 62000 Thaler verkauft. Jedoch sehr zu seinem Schaden. Denn nach der gerichtlichen Taxe, die Seld hat aufnehmen lassen,

ist Rassow	. . .	64374 Thlr. 8 Gr. — Pf.
Dykallow	. .	56551 . 10 . 10 .
		120925 Thlr. 18 Gr. 10 Pf.

geschätzt; und überdieß ist Klokinie noch gar nicht taxirt. Nebenher entsteht die Frage: wie ein gerechter Groß-Canzler, den angeführten Abgaben-Erlaß, als eine sehr anstößige Exemtion von allgemeinen Lasten, annehmen oder gar wollen konnte?

14. Obrist-Lieutenant von Hagen, vom Regiment Grävenitz in Glogau, jetzt Commandeur beim Regiment Treuenfels in Breslau.

Bogumilow	] Siradz	] 15000.

Anmerk. Es ist der einzige, der bei diesem Schenkungs-Werke betrogen worden ist; denn er hat Bogumilow für 12000 Thaler verkauft. Dafür ist er aber auch ein sehr rechtschaffener Mann. Der Käufer war Hoym selbst, der doch die Taxe der Schenkung gemacht hatte. Den Namen zum Kauf mußte ein Baron von Stößel hergeben und dem Hoym leihen.

15. Minister Graf von Haugwitz, Besitzer der großen Herrschaft Krappitz in Oberschlesien.

1) Starostie Klobuko]	Censtochau	] 135000.
2) Kroszyce]	Antheil von Cracau	

Anmerk. Wie es heißt, soll dieser Mann aus Patriotismus kein Gehalt als Minister nehmen, sondern dient umsonst. Indeß ist es sehr gewiß, daß er doch diese Güter genommen und sie bereits für 200000 Thlr. verkauft hat.

28. Prinzessin von Hessen-Philipps-Thal.

Scholtisey Siradz	Siradz	3400.

29. General von Hirschfeld, Commandeur der Leib-Garde in Potsdam.

Marianowokuszmica	Czenstochau	9700.

30. General-Lieutenant Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen in Breslau.

1) Trobozyn 2) Nowa-Wies 3) Oszyni 4) Lazy 5) Szellewen	Konin	12000.

Anmerk. Siehe Nr. 10. im Posenschen Departement.

31. Graf Luba. Ein geborner Pohle.

Starostey Stawisczyn ohne die Stadt.	Konin	[illegible]

Anmerk. Nicht erblich ertheilt; sondern nur Bestätigung der Verleihung zu pohlnischer Zeit, auf 44 Jahr. Luba hat dieses Benutzungsrecht für 11000 Dukaten an die jetzige Frau von Biernazka verkauft. Diese Frau ist dieselbe Bischofswerdersche Tochter, die Anno 1793 den Grafen Gurowsky heyrathete und deren bei Nr. 14. gedacht ist.

32. Der Dänische emigrirte Graf von Lüttichau. Siehe Nr. 14. im Posenschen Departement.

1) Bliszanowo 2) Zborrow 3) Grodziskow 4) Cekow 5) Prasuki 6) Stare	Kalisch	26000.
7) Kuchary 8) Podlesi	Adelnau	

Anmerk.

Anmerk. Die unverschämte Betrügerey bei nebenstehender Werths-Angabe ist erwiesen; denn das Gut Kuchary Nr. 7, ist allein auf 90000 Thlr gerichtlich taxirt.

11. Legations-Rath Neumann.

1) Marschwaz 2) Clinek 3) Michalowy 4) Der Jwanovicer Priestergrund.	Kalisch	Unbekannt.

12. Kammerherr Chevalier Saint Patern.

Dobron	In der Intendur Fabianice	Unbekannt.

Anmerk. Ist seit kurzem für 17000 Thlr verkauft.

13. Major von Plötz vom Regiment von Grävenitz.

Wongkow	Warta	10000.

Anmerk. Verkauft für 20000 Thlr. Die Cabinets-Ordre ist vom 20sten April 1797.

14. Major von Pontanus von der Artillerie. Dirigirte die Belagerung von Warschau.

1) Dzigorzew 2) Jacubice 3) Baszkow 4) Starostey Siradz	Siradz	Unbekannt.

Anmerk. Die gerichtliche Taxe der Regierung in Kalisch lautet auf 200000 Thlr. Pontanus konnte diesen Preiß erhalten, wollte aber doch nicht verkaufen.

11. General-Lieutenant von Rüchel in Potsdam.

1) Herrschaft oder Starostey Osterczeczow 2) Boreck 3) Sidlikow. 4) Zaconky 5) Parana 6) Riedzwic 7) Bukowice 8) Das geistliche Gut Kalischkowice.	Osterczeczow	30000.

Anmerk. Rüchel bekam die Herrschaft Osterczeczow oder die 7 ersten Nummern, laut der Donations-Urkunde, unter dem Titel eines Gratial-Gütchens und nach einer Taxe von 20000 Thaler geschenkt. Gleich nach der Schenkung fuhr eine Windsbraut durch die großen Waldungen dieses Gratial-Gütchens und warf wirklich einige Tannen nieder. Darüber erhob Rüchel ein gewaltiges Geschrey und stellte sich, als wollte er dieses angeblich ruinirte Gratial-Gütchen gar nicht einmal behalten. Hoym ließ den Windbruch hierauf zu 40000 Thaler taxiren und machte, daß Rüchel zur Entschädigung noch Kalischkowice, nach einer Taxe von 10000 Thaler geschenkt bekam. Nun dauerte es nicht lange, so verkaufte Rüchel alle 8 Güter, ohne daß er sie je besucht oder gesehen hätte, an den Regierungs-Rath von Reibnitz in Kalisch für 130000 Thaler. Nach dem Kauf ließ Reibnitz sie gerichtlich taxiren und da fand sich, daß die Herrschaft Osterczeczow oder die 7 ersten Güter 341000 Thaler und das geistliche Gut Kalischkowice 39000 Thaler, alle zusammen also 380000 Thaler werth sind. Nun wollte Rüchel gegen Reibnitz klagen, daß er über die Hälfte verletzt sei und den Verkauf zurücknehmen,

es gelang ihm aber nicht. Reibnitz hat bereits 12000 Thaler Einkünfte aus diesen Gütern, ist jedoch dem Rüchel noch 90000 Thaler à 5 pr. C. schuldig.

Euclides lehrt, daß der Theil kleiner sei, als das Ganze, und Gott selbst kann das nicht ändern. Nichts desto weniger vermochte dies Hoym. Denn wie konnte er sonst auf einem Gütchen, das er 20000 Thaler taxirt, und wo Rüchel nicht einen Zaunpfahl reparirt und noch weniger andere Meliorationen vorgenommen hatte, wenig Monate nach der Schenkung, einen Waldschaden à 40000 Thaler angeben, da der Wald doch nur ein Theil eines Gutes ist? Und überhaupt, welch ein Gütchen, wo ein so großer Waldschaden vorkommen kann und dennoch der der Wald stehen bleibt! Man sieht offenbar, entweder die Taxe von Osterczeczow à 20000 Thaler oder die Taxe des Waldschadens à 40000 Thaler mußte falsch gewesen seyn.

Kr.- Kriegs- und Forst-Rath von Triebenfeld in Breslau, Liebling des Ministers von Hoym.

1) Piotrow	Kalisch	Die ersten 4 Nummern sind bei der Schenkung 31000 Thlr taxirt worden. Für die letzten 4 Numern oder die Herrschaft Lasky hat er ein Erbstands-Quantum von 20000 Thlr gegeben.
2) Koscielnawies	Adelnau	
3) Glogowa	Adelnau	
4) Krzywschondowa	Adelnau	
5) Lasky	Osterczeczow	
6) Pawlowska	Osterczeczow	
7) Nowa Wies	Osterczeczow	
8) Schwiardke	Osterczeczow	

Anmerk. Im Frühjahr 1797 sind diese überaus trefflichen Güter, von der Regierung in Kalisch nach Abzug aller darauf haftenden Steuern und Competenzen an reinem Werth über 700000 Thaler taxirt worden. Unter andern folgende Güter, folgendergestalt:

Bistrow und Pawlowka	19044 Thlr.	1 Gr.	8 Pf.
Koscielna Wies =	195415 =	22 =	6 =
Glogowa = =	151087 =	10 =	— =
Krzywschondowa =	47888 =	3 =	4 =
Lasky = = =	271061 =	4 =	2 =
	684496 Thlr.	17 Gr.	8 Pf.

Hierbei fehlt aber noch die Taxe von Nowa Wies und Schmardke. Auf diesen Gütern sind beträchtliche Kapitalien für Bischofswerder eingetragen. Triebenfeld hat sie alle mit einander ohnlängst an den Prinzen George von Hessen-Darmstadt für 400000 Thlr. verkauft, und dieser hat sie wieder an den sächsischen Ober-Forst-Meister und Kammerjunker von Schirnding, laut Contract, d. d. Berlin in der goldnen Sonne, den 9ten März 1801 für 750000 Thlr. verkauft.

17. General Graf von Wartensleben in Liegnitz.

Tyczyn	Siradz	3500.

18. Hauptmann von Stromberg.

Kamsko	Konin.	Der Schenkungsanschalag ist unbekannt geblieben.

Anmerk. Wahrer Werth 50000 Thlr. Stromberg verkauft jetzt Jahr aus Jahr ein für einige tausend Thaler Erlenholz. Sein Bruder, ehemals russischer Major, dann südpreußischer Landrath und jetziger Beamter in Dolzig, war es, der die Madame Schreiber in Breslau, ehemalige Maitresse des Ministers Hoym, als letzterer ihrer satt war, heirathen sollte. Dies wäre auch geschehen, wenn die Schreibern nicht plötzlich gestorben wäre.

11. Prinz Louis von Würtemberg, Preußischer General von der Cavallerie. Jetzt in Rußland.

Gut	Kreis	
1) Zarembice	Czenstochau	Diese 20 Güter sind dem Prinzen gegen ein Einkaufs-Geld von 20000 Thlr. und gegen Entrichtung eines bei der Schenkung ausgemittelten Canons à 13398 Thaler verliehen worden.
2) Przyrow		
3) Klobuckowice		
4) Kuchary		
5) Groß Malusche		
6) Brusiсce		
7) Zawade		
8) Konin		
9) Wanskow		
10) Jaszkow		
11) Luslawice		
12) Rudnicky		
13) Baby	Radomsk	
14) Okdlowice		
15) Wielgomlin		
16) Przegoszice		
17) Laborszyce		
18) Lubnick	Ostercze-czow	
19) Dzierskowice		
20) Jesiersko		

Anmerk. In den berlinischen Intelligenzblättern vom Juni 1801. sind allein die beiden ersten Güter Zarembice und Przyrow nach einer gerichtlichen Taxe von 82300 Thlr. 14 Gr. 6 Pf. zum Verkauf ausgeboten.

III. Im Departement der Kammer zu Warschau.

1. General-Lieutenant Graf von Brühl.

Güter	Amt	Thaler
1) Kaski		
2) Buszyce		
3) Baranow		
4) Gocin		
5) Grzybeck		
6) Jaktorow		
7) Mühle Ogidel		
8) Kolonie Ogidel	Suchaczew	32500.
9) Michalow		
10) Grody		
11) Gogolinow		
12) Wizutki		
13) Strumiary		
14) Stare		
15) Osiarow		

Die Donations-Urkunde d. d. Berlin d. 14ten Jan. 1797. lautet; Zum Beweise Unsrer gnädigsten Zufriedenheit mit den Uns und Unserm Königlichem Hause geleisteten treuen, ausgezeichneten (?) und ersprießlichen (?) Diensten ꝛc.

2. General von Chlebowsky in Warschau, ehemals in der Suite zu Potsdam. Er machte den Dislocations-Plan der Garnisonen für Südpreußen in den Jahren 1794 und 1795.

Güter	Amt	Thaler
1) Nowidwor		
2) Alt-Rawa		
3) Alt-Regno	Rawa	33000.
4) Podskarbice		
5) Komorow		

Anmerk. Die Donations-Urkunde ist d. d. Berlin d. 17ten Juni 1796. Der jährliche Pacht beträgt 6000 Tha-

ler. Bloß Komorow bringt jährlich 1500 Thaler ein. Dieß Dorf hat er seiner jetzigen vorher schon von zwei Männern und zuletzt von dem Kriegsrathe Buchholz in Posen geschiedenen Frau, als sie noch seine Geliebte war, geschenkt, weil er befürchtete, daß sie seine Geheimnisse, um die sie wußte, gegen ihn selbst anwenden möchte. Bei der Huldigung in Warschau, welche Hoym einnahm, soll der Chlebowsky diesen Hoym nicht anders, als: Eure Königl. Majestät, genannt haben.

3. Michael von Dzierbicky, ein einheimischer Edelmann.

Starostey Blonie	Blonie	Unbedeutend.

Anmerk. Ist demselben auf 12 Jahre zum emphiteutischen Besitz überlassen, also eigentlich nicht verschenkt.

4. General-Lieutenant von Dolffs von der Kavallerie in Breslau.

1) Strzelice 2) Luvin 3) Mislownia 4) Lychota 5) Wyrobky	Gostinin	20000.

Anmerk. Die Donations-Urkunde ist d. d. Berlin den 9ten August 1796.

5. Ober-Post-Direktor Goldbeck in Warschau.

Kiondczewic	Blonie	11000.

Anmerk. Hat dieses Gut bloß aus einem Versehen bekommen. Der Groß-Canzler von Goldbeck wollte es eigentlich für seinen Sohn haben. Ein Fehler aber, der in

der Cabinets-Expedition vielleicht muthwillig begangen wurde, war daran schuld, daß es das Eigenthum dieses Post-Direktors wurde. Als er es dann einmal hatte, konnte man nicht füglich es ihm wieder nehmen. Für den Sohn des Groß-Canzlers wurden hierauf andere und zwar bessere Güter aufgesucht, die er mithin später als sein Nahmens-Vetter erhielt. Vid. Nro. 3. im Departement von Kalisch. Die Donations-Urkunde ist d. d. Berlin den 9ten August 1796.

47. Artillerie-Lieutenant von Holzendorff.

Güter	Amt	Werth
1) Glaskow 2) [illegible]rocholle 3) Malawies	Blonie	8400.

Anmerk. Der wahre Werth ist wenigstens 24000 Thlr. Die Donations-Urkunde ist d. d. Berlin d. 9ten Aug. 1796.

48. Minister Graf von Hoym in Breslau, Chef der gesammten Finanz-, Domainen- und Cammeral-Verwaltung des Herzogthums Schlesien.

Güter	Amt	Werth
1) Gurca 2) Czerwonkanowa 3) Stara-Wiskitti 4) Stadt Wiskitti 5) Koslowice 6) Skule 7) Wola Wiedniewska 8) Mühle Zyska 9) Czidy Cziegonowska 10) Bednarsky 11) Grody 12) Ruda 13) Seredzgory	Suchaczew	69500.

Anmerk. Er beschenkte sich eigentlich selbst mit diesen Gütern und vertauschte sie nachher an die Familie Lubinsky. Diese gab ihm dafür, außrr einem nicht bekannt gewordenen Geld-Quanto, die zwei Meilen von Kalisch belegene Herrschaft Szydnik, die jährlich 10000 Thaler einbrachte. Diese verkaufte er endlich an den Justiz-Rath Rönneberg aus Mecklenburg für 198000 Thaler.

Bei der Chargen-Casse gab er den Werth nebenstehender Schenkung nur zu 60000 Thlr. an. Er betrog demnach den Monarchen nicht nur in Ansehung des Werths an sich, sondern auch in Ansehung der Chargen-Casse. Eine üble Erscheinung an einem Minister, der auf Wahrheit und Ordnung und über die Intraden der Staats-Cassen selbst wachen soll. In der, in diesem Fall, bloß von dem Groß-Canzler Goldbeck contrasignirten Schenkungs-Urkunde, d. d. Berlin, d. 14ten Sept. 1796. ist als Grund der Schenkung gesagt: Um Unserm ꝛc. Hoym ein besonderes Merkmahl Unsrer gnädigsten Zufriedenheit und allerhöchsten Wohlwollens, wie auch Unsrer Erkenntlichkeit, für die von demselben, Uns und Unserm Königlichen Hause, seit geraumen Jahren, mit dem ruhmwürdigsten Eifer, geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste, zu geben. ꝛc. ! ! !

23. General-Lieutenant von Köhler von der Cavallerie.

Die Herrschaft und Stadt Osmolin	Gostinin	14000.

Anmerk. Die Schenkungs-Urkunde ist d. d. Berlin d. 3ten May 1797.

10. Fürst Radzivill, Schwiegersohn des Prinzen Ferdinand, Groß-Oncles des Königs.

1) Stadt Bomilow 2) Dorf Bomilow 3) Wola Bomislowska 4) Chamin 5) Wola Chydlowiecka 6) Budy Bolinowska	Suchaczew	32500.

11. Galanterie-Händler von Treskow. Siehe Nr. 18. im Departement von Posen.

1) Dlugolenka 2) Niedrzakow 3) Budy 4) Zabinke 5) Skowroda 6) Scholtisey Dlugolenka 7) Muchnowo 8) Kolonie Muchnowo 9) Skarzew	Gostinin	12500.

12. General-Lieutenant von Wendessen in Warschau. Siehe Nr. 21. im Departement von Posen.

Osermno	Gostinin	14200.

Erfahrungen, gesammelt bei einem Spaziergange in und um Berlin, im April 1807.

Mein Freund!

Du verlangst etwas von den Neuigkeiten des Tages aus Berlin zu wissen, Du forderst mich auf, Dir einige Nachrichten von hier mitzutheilen; aber der Wunsch findet in seiner Erfüllung eine Hauptschwierigkeit, und weißt Du: Welche? Siegfried von Lindenberg drückt das sehr gut aus, wenn er zu seinem Lector ornaris spricht: Wo nichts passirt, da läßt sich nichts davon schreiben! Doch bin ich im Stande, Dir Kleinigkeiten mitzutheilen, worunter denn doch vielleicht eine oder die andere ist, welche Dich interessirt; daß nicht alles von großer Erheblichkeit ist, begreifst Du im Voraus.

Zur Sache: Wenn Jemand auf der Reise war, so kann er was erzählen! sagt Asmus, und ich setze hinzu: auch wenn er nur einen Spaziergang macht, stößt ihm mancherlei auf, das er seinen Freunden und Bekannten mittheilen kann; der Zuhörer Sache ist es, den Kern — wenn sich etwas davon vorfindet — aus der Schaale zu heben! So höre denn: Meine Wenigkeit hat gestern ei-

nen Spaziergang gemacht, und theilt Dir ihre Erfahrungen und Bemerkungen hierdurch mit; sie räuspert sich und beginnt:

„Es ist Sonntag, die Luft ist mild und heiter, alle Spaziergänger haben sich herausgemacht, alle Wallfahrtsorte der Lustwandler sind überfüllt, heute bleibt kein Großstädter daheim, jeder muß den Frühling begrüßen und genießen: so oder so, sehen oder gaffen, hören oder lauschen. Wohlan, auch ich will umherstreifen in der Königsstadt; durch die bunten Gruppen der Lustpilger, durch die Reihen der Neugierigen will ich wandeln und hören und sehn: heute giebt es Stoff zu Meditationen und Spekulationen im Ueberfluß." Mit diesem Monolog nahm ich meinen Hut und schritt aus dem Hause.

Da marschirt ein Trupp französischer Soldaten, die gestern erst angekommen, vor mir hin, lauter sehr junge Leute von der letzten Conscription; sie ziehen über den Wilhelmsplatz, nahe an dem Standbilde des Generals Seidlitz vorüber. Wie? Des Feldherrn Antlitz scheint Leben zu erhalten; seine Züge gestalten sich anders, zwischen seinen Augenbraunen und auf der Stirne vertiefen sich die Furchen, der Blick erhält Ausdruck, der Mund scheint sich zu öffnen zu der Frage: Sehe ich wirklich einen Theil des französischen Heeres? Sind es die Söhne jener Krieger, die ich bei Roßbach schlug? Wie kamen sie in die Residenz meines großen Königs, meines Friedrichs? Ja, guter Seidlitz, du siehst richtig; sie sind

es, sind hier; aber Fritz ist nicht mehr und wenige deines Schalts befehlen den Preußen, indessen drüben statt eines Soubise eine Menge von Braven und an ihrer Spitze ein Held, Napoleon, lebt: Versinke, muthiger Mann, in den Umgebungen von Jena und Auerstädt rächte jenes Volk den durch dich ihnen abgerungenen Triumph bei Rosbach, und du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!

Unter jenen Bäumen wandelt einsam ein Männerpaar einher, zwei Bürger, die sich unterhalten. Hin zu ihnen, vielleicht erlausche ich etwas. Richtig, sie sind versunken in den Gegenstand ihres Gespräches, sie bemerken mich nicht, ich vernehme alles ihrer Worte; die Freunde klagen einander das Unglück ihres jetzigen Zustandes. Als ich — sagt der Eine — zu Friedrich des Zweiten Zeit das Meisterrecht erhielt und mich etablirte, da ging alles gut: der König unterstützte meinen Fabrikherrn, und dieser mich; sobald ein Stück Zeug vom Stuhl kam, trug ich es zu ihm und erhielt baare und gute Zahlung, auch wohl Vorschuß, wenn ich dessen bedurfte. Wie anders späterhin! Der Monarch thut — wahrscheinlich aus Gründen — wenig oder gar nichts für die Manufakturen; es erfolgte schlechte Bezahlung und ich mußte sogar mitunter lange darauf warten; so kam ich herunter wie Jeder unseres Handwerkes. Und nun vollends der unglückliche Krieg. Aller Verkehr hat aufgehört, oder ist doch unbedeutend. Niemand wagt, etwas anfertigen zu lassen, etwas zu

kaufen; ich habe Einquartirung von fremden Truppen gehabt, ich habe in diesen Tagen Casernengeld geben müssen, weil seit einiger Zeit die Soldaten nicht mehr in Bürgerhäuser, sondern in die Casernen logirt werden. Jetzt bin ich am Ende, zu betteln schäme ich mich, ich hungre mit meinem armen Weibe und mit meinen drei schreienden Kindern. Er trocknete die nassen Augen, sein Freund begann ihn zu trösten, ich fuhr hastig in die Tasche und — fand sie leer. Was jenen Armen drückt, quält auch mich; unsre öffentlichen Kassen sind entfernt, viele Beamte erhalten keine Besoldung, Niemand verlangt Arbeit, Keiner bezahlt, der Geldbesitzer spart für den dringendsten Nothfall. Woher nehmen? Armer Handwerker! Unseliger Krieg!

Ich ging weiter.

Dort wieder eine Gruppe: Einige Kaufleute, die sich erzählen, daß in diesen Tagen das französische Gouvernement alle in Berlin vorräthige Russische Pottasche gegen Bezahlung requirirt habe, weil es wahrscheinlich im Innern von Frankreich einigen Fabriken, für diesen Augenblick, daran mangele.

Welche Heerde von lumpenhaften Bettlern, Kleinen und Erwachsenen, fällt und hält dort Jedermann an: Natürlich! Wer kann viel geben, wenn er selbst Mangel leidet? Wer wohlthätig seyn, wenn er selbst verarmt? Wer giebt dem fleißigen Armen Beschäftigung? Zwar ist Wohlthätigkeit der Berliner erste Tugend — weshalb man ihnen

manche andere Schooßthorheit verzeiht — doch jetzt reicht es nicht aus, was sie zu spenden vermögen, und die ersten Wohlthäter der Dürftigen, (unser gütiges Königspaar) sind entfernt. Das Armendirektorium ist fast aufgelößt, und hätten nicht brave Musiker im Laufe dieses Jahres zum Besten der Armen einige Concerte gegeben, so müßte die Verzweiflung furchtbare Scenen gebähren; ist doch die Moralität wegen großer Hülflosigkeit bei uns seit länger als einem Jahre her schon so groß, wodurch in jeder Woche im Durchschnitte 30 bis 40 Menschen mehr sterben als gebohren werden. Wohin kann das führen?

Die Wilhelmsstraße passire ich und komme unter die Linden.

Ey, wie sich dort die Menge drängt und treibt, wie das bunte Meer von Uniformen, Sammt, Atlas, Taffent, Petinet, Battist, Musselin, Cattun und Tuch auf und ab wogt und wallt. Da die Bettler und hier die Pracht. Ein beengender Contrast! Elegants mit Brillen auf den Nasen, falschen Lenden, schwachen Nerven und leeren Taschen; schmiegsame Jungfrauen mit gefärbten Wangen, übertünchte Gräber, und neben ihnen ihre Broddiebinnen, hübsche Weiber mit verbuhltem Blick, ihrer Kinder Mörderinnen, ihrer Männer Schande. Die erbuhlten Gewänder glänzen und rauschen und der erborgte Petinet bleibet: es sind Segel und Flaggen eines Kaperschiffes. Und dort die Matrone gleichfalls herausgeputzt zum Erschrecken. Und sollte daheim das Bett verpfändet

oder verkauft werden: vom äußern Glanze darf kein Millionentheilchen schwinden. Die Frau ist wie ein Treibhaus, man nehme ihr die Wärme des Pfandleihers und die Blätter fallen ab. Am Arm jener Dame hängt ein Bürgergardist, dessen Beinkleidernäthe vierfach mit Gold garnirt und die Knopflöcher mit eben der Masse eingefaßt sind: Aber zu Hause? Da ist auch vielleicht Heulen und Zähnklappern; seine Haltung zeigt, daß er ein Handwerker ist, und wahrscheinlich leidet er wie Jedermann von den Umständen, aber das Gold schreit: Element, seht her, wie reich ich bin! O, armes glänzendes Elend! warum wählt dich doch der Haufe so gerne aus vor der bescheidnen Schicklichkeit! Zum Glück spaziren neben dem Goldmann drei andre Bürgergardisten, ehrbar angethan mit der Uniform, wie sie seyn sollte. Nun, so mag der blanke Mann passiren; unter einer Heerde von vieren findet sich wohl ein Stück mit der Drehkrankheit behaftet. Finden wir doch auch mitunter thörigte Fürsten, Feldherren und Pfaffen, reift doch unter dem Monde keine Vollkommenheit. Brüste dich immerhin, beblechter Mann, vielleicht kennst du, Aermster, keine bessere Freude! Werde nur nicht, wie die ehemaligen Gensdarmes-Officiers, die hoffärtige Geißel deiner Brüder ohne Uniform, worauf deine Goldstreifen hindeuten, dann wollen wir mit Lächeln, doch nicht mit Verachtung an dir vorübergehn. Dort wieder ein Bürgergardist mit einem militairischen Schnauzbart! Ach, du mein lieber Himmel! Was soll das seyn? Er scheint alte

Frauen

Frauen kränklich machen zu wollen, wie man zu sagen pflegt. Ein Bürger mit einem dito Bart ist ein Kato mit der Pritsche, oder der Sommer in der Pelzmütze. Hu, wie es vom Schlosse bis hierher schimmert und blendet! Und wir sollen eben Contribution entrichten und Einquartierungsgeld bezahlen, und gerade jene glänzenden Leute seufzen und klagen gewöhnlich am bitterlichsten über den Umstand, wollen, daß man sie da für recht arm halten soll. Ihr Narren! Was soll der Barometer des Vermögens seyn, als Eure Außenseite? und sie ist so, daß man Berlin in seiner drückenden Armuth für die reichste Stadt in Deutschland halten muß. Wenn doch Einer den Autoritäten rathen möchte, daß man den Narren, welche über ihren Stand und ihre Kraft hinaus sich kleiden und benehmen, und verschwenden, um zu scheinen, die Kleidslappen auszöge und zum Vortheil der Klügern verauctionirte und eine Kleiderordnung für die Tollhäusler einführte, denn es geht viel Elend daraus hervor. Sie möchten sich gern allen öffentlichen Lasten entziehen, um ein prunkendes Wamms zu erkaufen. Sollen Steuern gegeben werden, so hört man Klagen und Weigerungen; wenn Einquartirung kommt, so möchten sie gern im Unmuthe ausrufen, wie vor kurzem eine zeitige Jüdin: Aber, der Kaiser von Frankreich schickt uns doch auch gar zu viel seiner Leute über den Hals; läßt unser König wohl so Viele nach Frankreich marschiren? Die Menschen gehn unter in ihrer Thorheit.

Warum strömt die Menge nach jenem Punkte? Was giebt es da? Ah, es sind ungefähr 150 Russen, französische Kriegsgefangene, angekommen, die zum Platzcommandanten geführt werden: Mitleid und Neugierde zieht die Leute dorthin. Ich werde mit fortgedrängt, und muß die Gefangenen unwillkührlich mit beschauen. Junge Leute, aber ihr Unglück hat sie mürbe gemacht, sie sind bleich und hager. Eine Frau ist beschäftigt, Geld unter sie auszutheilen; man sieht, daß sie con Amore giebt und darum frage ich einen Nahestehenden nach dem Namen des wohlthätigen Weibes, dessen Gesicht den Leuten Trost und Hoffnung spricht, während ihre Hand ihnen Geschenk reicht. Sie ist — erwiederte der Nachbar — die Frau des Schneider Krüger aus der Adlerstraße Nr. 7. Wie viel Gutes diese Frau, eine gebohrne Kurländerin, an den gefangenen Russen gethan hat, seit sie hier durchkommen, ist kaum zu beschreiben, denn, daß sie ihnen bloß Geld giebt, ist daß wenigste, aber sie unterstützt die Unglücklichen thätiger noch und besser. Sie und die Gräfin Löwenstern haben durch ihre menschenfreundliche, fast mütterliche Fürsorge, durch ihre zweckmäßigen Wohlthaten Hunderten das Leben erhalten oder wiedergegeben; sie haben die im Pontonhause fast von jedem Transport zurückgebliebenen Kranken gepflegt und erquickt mit warmer ungetheilter Menschenliebe; sie haben ihre Gesundheit selbst zum Opfer eingesetzt, indem sie unter Schwerkranken und Halbtodten (deren Krankheit vielleicht epidemisch seyn konn-

te, oder deren Ausdünstungen die Atmosphäre vergiftete) herumgingen, um Leiden zu mildern, Trost und Muth zu bringen und Erhaltungsmittel anzuwenden; sie haben extraordinaire Krankenwärter angestellt, die der Russischen Sprache mächtig waren, um die Leidenden zu trösten; sie haben um die Erlaubniß gebeten, eine Anzahl der Kränksten zur Kur in ihre Häuser nehmen zu dürfen; das Letztere ist ihnen zwar aus achtbaren Gründen verweigert worden, aber der gute Wille dafür ist doch schon sehr Ehrenwerth! — Ja wohl — rief ich — sehr Ehrenwerth und einer Belohnung — außer der großen Vergeltung ihres Bewußtseyns — höchst würdig; auch wird, wenn einst der Gott des Friedens wieder über den Norden waltet, der Kaiser Alexander die Namen der wackern Frauen erfahren und ihnen die menschenfreundliche Sorge für seine unglücklichen Krieger lohnen, wenn auch die Spenderinnen darauf nicht zählen! — Jetzt werden die Gefangenen in ihr Quartier, das Pontonhaus, geführt, und die Holländischen Werber folgen ihnen nach, um einige freiwillige Rekruten aus ihrer Mitte zu erhalten.

Dort an seinem Fenster steht der Platzkommandant, General Hülin, ein sehr wackrer Mann, strenge haltend über Pflichterfüllung, aber auch gütig und billig. Das letztere hat er wieder neulich bewiesen. Es war am 10ten März, dem Geburtstage der Königin, da hatten mehrere hiesige Familien, gewohnt diesen Tag zu feiern, Gesellschaft bei sich. Einer der Adjutanten des Generals Hü-

lin von der Municipalität war in einer solchen Gesellschaft. Es wäre doch wohl gerathen — denkt er — wenn ich dem General anzeigte, daß ich, und warum ich hier bin. Mit dem Entschlusse verläßt er den Cirkel und begiebt sich zum General. Ich weiß es — entgegnet der Würdige auf die Meldung — und finde es recht gut! auch ich habe heute auf das Wohlseyn der schönen Frau getrunken. Gehn Sie bald wieder zu ihrer Gesellschaft! — Es thut mir wohl, diesen Mann zu sehen. Berlin erkennt, was er für Ruhe und Sicherheit der Stadt thut.

Jene Gruppe besteht aus kriegsgefangenen, auf ihr Ehrenwort entlassenen preussischen Officieren. Im Trauerblick Einiger, in ihrem gebeugten Wesen ist der Gram über ihr Unglück zu lesen. Wahrhaftig, es befinden sich viele brave Männer unter ihnen. Aber Andre scheinen sich in ihrem jetzigen bequemen unthätigen Zustande besser als im Felde zu gefallen, wenn nur immer viel Münze da wäre! der Wunsch scheint leserlich in ihrem Wesen zu stehen; mir deucht, in ihrer ganzen Haltung, in ihrem Lächeln liegt der Triumph: Gottlob, daß ich so weit bin, daß ich Feyerabend habe! Da giebt es mehrere, die (wie man zu sagen pflegt) dick und fett sind, die mit ihrer Lage so zufrieden scheinen, daß sie dieselbe mit keiner andern vertauschen möchten. So hat z. B. der S... S......, Lieutenant im K......schen Regiment, noch neulich einen kostspieligen Ball im Englischen Hause gegeben. Was fällt dem Denker wohl ein, wenn er das hört? Einmal:

die Lustigkeit ist wohl jetzt nirgends schlechter placirt, als bey einem kriegsgefangenen preußischen Officier: Er könnte im Sack und in der Asche sitzen, ohne für einen Narren gehalten zu werden. Zweytens: War bey dem wirklich hohen Geldmangel, mit der aufgewandten bedeutenden Geldsumme nicht etwas Besseres zu thun? Es vegetiren hier so viele geldarme Officiere, es weinen so viele sehr dürftige Soldatenweiber mit ihren wimmernden hülflosen Kindern: leidende Männer, Wittwen und Waisen, und der Herr Lieutenant verwendet seinen Ueberfluß auf Bälle. Ehre dem braven Neander, Lieutenant im Pr. Artilleriecorps! Er hat nach Maaßgabe seines Vermögens den Armen gegeben und eine Sammlung für die Dürftigen veranstaltet, worin die bessern Berliner ihn thätig unterstützten: ihm danken Gesättigte und Gekleidete, indessen der Ballgeber von seinen Tänzerinnen mit einem affectirten Kopfnicken salutirt und — verlacht wird. Welches ist das Angenehmere?

Die Werber in holländischen Diensten haben ihren Zweck erreicht, sie führen einige zwanzig Rekruten mit sich fort und die gaffende Menge strömt hinterdrein. Ja, ja, die liebe Neugierde ist die Erbsünde der Berliner. Aller Orten sieht man gern etwas neues, aber nirgends läuft und maulafft man so leidenschaftlich als hier. Steht ein Mensch irgendwo in einer Straße, der etwas zu fixiren scheint, so sammelt es sich flugs um ihn, und die Lavine wird zum Coloß. Der Ausruf: Da oben auf dem fran-

zösischen Thurm speist der Habicht eine Taube! ist ein Bannspruch, wodurch auf der Stelle Hunderte dahin getrieben werden; es ist nicht möglich da vorbei zu gehn, es ist unmöglich sich loszureißen, jede herabfliegende Feder erschafft eine neue Anmerkung, neues Verweilen, neue Verwunderung. So ein Habicht macht den Leuten entsetzlich viel Umstände. Nun denke dir die vollen Straßen, wenn französische Truppen eintreffen oder gar Russen. Wer sie nicht sah, gilt nicht für einen ächten Weltbürger. Was kümmert dem Zuschauer sein Gewerbe daheim, sein Geschäft? Es giebt in diesem Augenblick für ihn auf der Welt nichts anders als Russen.

Der Haufe zieht aus dem Brandenburger Thore, und ich ziehe mit. Vor dem Thore theilt sich der Strom in mehrere Arme. Grade aus geht es nach Charlottenburg, zu Fuß, zu Roß und Wagen, rechts nach den Zelten, links zum Hofjäger und zu Kerstens. Ein Bekannter stößt mir auf und ich schlendre, ihm zu Gefallen, links mit hinab zu Kerstens. Hu, wie voll und bunt; überfüllter als je; Wie kommt das? Die Officianten von verschiedenen Departements haben in diesen Tagen, dem Versprechen des Kaisers Napoleon gemäß, ihren rückständigen Sold erhalten. Die nothgedrungen gemachten Schulden sind bezahlt, man thut sich wieder gütlich. Immerhin! Aber das allein kann den Ort nicht so anfüllen. Die Heiterkeit des Frühlingstages, die Sucht gesehn zu werden und zu sehen, das ist die Ursache. Geht doch kein

Residenzler, der Natur wegen, in die Natur, sondern um große Gesellschaften zu schauen.

Ich setze mich mit meinem Bekannten, wir beginnen ein Gespräch: Worüber? Politische Gegenstände geben den Unterhaltungsstoff, das ist jetzt Tagesordnung. Wer nicht stumm ist, spricht über die Ereignisse der Zeit, welche allerdings uns allen sehr nahe liegen. Wir kommen auf den Verfall Preußens. Es fließt manche schon dagewesene Bemerkung ein. Still davon. Die Sünde (das heißt, die politischmilitairischen Mißgriffe) der Väter ist der Boden, dem unser Verderben rasch und reichlich entquoll und entquillt: Sonst nichts, sonst gar nichts auf der Welt, das behaupte ich und darauf sterbe ich. Und daß — entgegnet mein Freund — bei Jena und Auerstädt kein eigentlicher Feldherr existirte.

Ich. Ganz recht; aber woher entstand der Mangel, woher die Fehlgriffe alle? ich reducire sie mit Recht auf meine Behauptung.

Er. Beweise.

Ich. Der Herzog von Braunschweig kommandirte die Armee, er war in Nachlässigkeit versunken und in Fehlerhaftigkeit. Er verdarb Alles: Warum? Er war nicht fortgeschritten im Geist der neuern Kriegskunst, er war stehn geblieben bei der Taktik des siebenjährigen Krieges: Schuld der Alten. Der König übernahm das Commando, es fehlt ihm nicht an persönlicher Tapferkeit, es mangelt ihm nicht an Ueberblick, denn er hat für seine Person vor

der Auerstädter Schlacht ein viel besseres Urtheil über die Zukunft gefällt, als die obern Kriegskünstler um ihn her. Er sprach zu Weimar die Besorgniß aus, in der linken Flanke tournirt zu werden, aber alles widersprach ihm. Er sprach nach dem Anblick französischer Soldaten ganz richtig über sie ab, aber seine Umgebung machte ihm glauben, daß er sich irre. Julius von Voß *) hat das sehr gut auseinander gesetzt, wenn er sagt: „Warum aber handelte der König nicht nach eignem Takt der Intelligenz und unterzog sich mit so übergroßer Bescheidenheit dem Rath der sogenannten Erfahrung, die, wie sich's denn doch gezeigt hat, bey ihren dreyßig, vierzig Revüen nicht das erfuhr, was es jetzt zu wissen galt, oder ihre dunkeln Erinnerungen der Praktik des siebenjährigen Krieges nicht dem vorliegenden Fall anzupassen verstand? Mir scheint, die Frage beantwortet sich folgendergestalt: Friedrich der Große befolgte, bey der Erziehungsanordnung der Söhne seines Neffen, Grundsätze, die um so mehr befremdend sind, als er doch seine eigne hohe Geisteskraft, nicht auf dem Paradeplatz der langen Grenadiere, sondern im Schooße der Musen, und im Umgange mit den kultivirtesten Männern seiner Zeit ausgebildet hat. Die Prinzen mußten nämlich als Fähndrich, Lieutenant u. s. w. der Garde sich lange Zeit der Strenge des kleinen Dienstes unterwerfen. Mag das das Gute haben, daß beym Un-

*) Was war nach der Schlacht bey Jena zur Rettung des preussischen Staates zu thun? Note. Seite 5.

rangirten-Exerciren, Anzug- und Gewehr-Nachsehen alle hierzu gehörenden Umstände genau erlernt werden; für den künftigen Herrscher ist es keine (wenigstens lange) passende Beschäftigung. Hier hat Friedrich Wilhelm III., dessen Gemüth ohnehin voll Bescheidenheit und Mäßigung ist, wohl die zu hohen Begriffe von der Intelligenz eines preußischen Generals geschöpft, da Seine eigene, in den blühenden Jahren der Kraft, worin er lebt, und bey den Ihm gar nicht mangelnden Kenntnissen, viel weiter geführt haben würde." So ist das erklärt. Der Monarch vertraute der Einsicht des Herzogs von Braunschweig, übertrug ihm das Commando der Armee, indeß Er sich selbst bescheiden zurückzog. Seine Erziehung verursachte diese Handlung, die Erziehung ist die Schuld des Erziehenden, also ein Fehlgriff Friedrichs des Großen, wiewohl auch der Friedensschluß nach dem siebenjährigen Kriege — so mager und dürftig für den Sieger — ein Fehlgriff genannt zu werden verdient.

Er. Nicht übel deducirt. Dann kommt aber so manches in Betrachtung, das unserm Heere und seinen Befehlshabern zur Last gelegt werden muß: zweckwidrige Stellungen und Bewegungen, Nachlässigkeit in Besetzung wichtiger Punkte, Sorglosigkeit in der Deckung der möglichen Retirade.

Ich. Alles die Sünde der Väter, Friedrich Wilhelms des II. Schuld, der alles das unterließ, was er hätte zur Fortbildung der Armee und zur Erhaltung des Geistes in

ihr thun sollen. Friedrich der Grosse und der siebenjährige Streit hatte den Officieren das Vertrauen der Unfehlbarkeit gegeben; sie waren noch stolz im Rückblick und hielten die Niederlage der Preussen für eine Unmöglichkeit. Daher ließ man die Elbe unbesetzt, darum gab man vor der Auerstädter Schlacht keine Verhaltungsbefehle für den Fall des Mißlingens.

Er. Mangel an Uebung effectuirte auch wohl sehr viel; denn unser Exerciren auf dem Templower Berge, unsre Revüen und Manövres nenne ich nicht Uebung. Herzberg meinte, in funfzehn Jahren müsse die Preussische Armee wenigstens einmal Krieg haben, und ich glaube, er hatte Recht. Der Befehlshaber unserer Armee im Feldzuge 1806 kömmt mir immer vor wie ein Billardspieler, der —

Ich. (Einfallend.) Warum nicht lieber ein Schachspieler? Der Geist dieses Spieles eignet sich mehr dem Kriege an und ist darum so oft damit verglichen worden.

Er. Alle Gleichnisse hinken und auch das. Die Stellung der Armeecorps und der Schachfiguren haben freilich einige Aehnlichkeit, allenfalls auch die Operationen; aber im Ganzen paßt die Allegorie nur halb, denn es ist hier gar keine Rücksicht auf Berechnung physischer Kräfte genommen, die doch auch zuweilen sehr in Anschlag kommen. Aber laß mich ausreden. Wie ein Billardspieler, sage ich, kömmt mir unser Befehlshaber im Feldzuge 1806 vor, der mit seinen Kindern auf einer kleinen Tafel zum

Vergnügen gespielt hat; dort kennt er das Billard genau und seinen Gegner, da weiß er aufs Haar, wie er den Ball treffen und wie stark er stoßen muß, wenn des Gegners Ball da- oder dorthin gemacht werden, oder hier zu stehen kommen soll, und er gewinnt jedesmal brillant. (Unter dem kleinen Billard verstehe ich unsre Exercierplätze bei Templow u. s. w., die Mitspieler zum Scherz sind die Kameraden, welche auf Ordre sich zurückdrängen lassen oder angreifen und einen Hügel oder Zaun ganz charmant vertheidigen, weil der andre gleichfalls nur spaßt.) Nun aber kam man auf einmal auf eine große Billardtafel (Jena und Auerstädt), fand einen andern Gegner (Napoleon) und spielte um einen bedeutenden Preis (hier das Leben, dort die Krone und da Millionen), kein Wunder, daß man verwirrt wurde und die Parthie complett verlor.

Ich. Recht gut so; aber laß uns abbrechen, das Gespräch ist nicht angenehm, wie die Sache selbst.

Wir gingen durch den Thiergarten zu den Zelten und fanden hier wie dort alles so voll, daß kein einziger Stuhl mehr zu haben war.

Bei Webers am Wasser saßen um einen Tisch einige politische Kannengießer, welche so eben haarscharf stritten; jeder vertheidigte seine Parthie lebhaft genug, obgleich sie die Nachbarn zuweilen so anschauten, als ob sie fragen wollten: Behorcht ihr uns auch? Gehorsamer Diener, meine Herren! O ja, wenn sie erlauben! hätte ich antwor-

ten mögen, denn ich war so eben beschäftigt, hier und da ein Fragment ihrer Orakelsprüche zu erhaschen, doch nicht um Mißbrauch davon zu machen.

Sehn Sie, meine Herren Gevattern — sagte A. — Die französische Armee ist groß, außerordentlich stark, alle Tage kommen Ergänzungstruppen, und wie lange wird es dauern, so sind die Conscribirten vom Jahr 1808, 80,000 junge frische Leute, auch auf dem Platze, denn das muß man den Franzosen lassen, flink sind sie wie der Wind und darum bekommen wir Deutsche immer in aller Geschwindigkeit mörderliche Hiebe, weil wir uns mit der Geschwindigkeit gar nicht abgeben. Aber, was ich sagen wollte: Da sie nun so stark sind, so würde ich, wenn ich an des Kaisers von Rußland Stelle wäre, auch alles aufbieten und zu dem Könige von England würde ich sagen: He, Herr Nachbar! Jage er seine Leute einmal von der Rostbeefschüssel weg und lasse er so an drey bis viermal hunderttausend Mann einschiffen und herüberkommen, auch Schottländer dabey, wenn sie auch keine Beinkleider anhaben, wenn sie nur schießen können und hauen und stechen, mit den Hosen ist es nicht gethan; und der König von Schweden müßte auch mit seiner ganzen Macht kommen. Dalekarlier und Alles müßte er mitbringen, etwa einhunderttausend Mann, und die Preußen, welche noch übrig sind, müßten Alle heran, und ich selbst, ich der Kaiser nämlich, ließ alles marschiren, was Beine hätte, so eine Million Volk brächte ich wohl zusammen, es müßte alles

mit. Kalmucken und Kumücken und Baschkiren und Samojeden, Ostjaken, Tataren und Mogolen, und wie die Teufelskerls alle heissen. Alles miteinander. Nun seht, die kämen zu Fuß an und brächten viele Ochsen mit: daß sie nicht hungern dürfen, meine ich. Sehn sie, die kommen nun hier von Rußland her. Hier, das Schnapsglas stellt Rußland vor. Da das Bierglas ist Schwedisch-Pommern; da landen Engländer und Schweden und hier der Fidibus ist Preußen. Da steht die Armee. Nun marschiren wir mit ganzer Macht drauf los. Von hinten und von forne. Die von hinten gehen an die Oder und nehmen Stettin und Cüstrin weg.

B. Das wird Menschen kosten.

A. Freilich wohl, aber das thut nichts, wenn wir nur unsern Willen haben und Cüstrin und Stettin Menschen kosten? Haben wir doch genug, und sind sie alle, nun so kaufen wir uns für Englisches Geld andere.

C. Cüstrin besonders ist eine sehr harte Nuß.

A. Wir beißen sie auf, Herr Gevatter, so wahr ich lebe.

B. Die französischen Commandanten sind unbestechlich und die Soldaten sehr brav.

A. Ganz recht, allen Respect, aber unterdessen sind bey Stettin große Verstärkungen von Russen angekommen. Nun kann es gar nicht fehlen, wir kriegen es gewiß, denn unsre Alliirten, die Kalmucken und Baschkiren sind verfluchte Kerls. Wahre Teufel sinds; hart wie das Vieh,

kleine Kugeln gehen schon gar nicht durch ihre Haut, und dumm sind sie, daß man sie statt der Mauerbrecher gebrauchen kann. Die stellen wir vorne hin, wenn wir Sturm laufen. Pardon geben die Leute nicht, was sie gefangen nehmen, fressen sie auf der Stelle. Sehn Sie, vor Proviant dürfen wir nicht sorgen; vor dem Angriff lassen wir die Kerls recht hungrig werden, dann sind sie kreuzbrav. Haben wir erst die Vestungen, dann gehen wir nach der Weichsel, da kriegen wir unsere Feinde in die Mitte und dann wird Friede.

Kommen Sie — bat ich meinen Freund — das ist ein bischen zu arg. Ha — erwiederte er lachend — solche Pläne sind bei enragirten Politikern nicht ungewöhnlich: indessen mag auch ich nicht mehr hören.

Wir gingen wieder der Stadt zu.

Ein vor uns Wandelnder trug ein hiesiges Zeitungsblatt in der Hand und las den ersten Artikel desselben: eine Bekanntmachung von der Comité administratif an die Einwohner von Berlin, in Betreff einer, der Hauptstadt auferlegten Kriegs-Contribution von Einer Million Thaler und deren Einforderung. Der Leser kopfschüttelte, wahrscheinlich aus den nämlichen Gründen, aus welchen ich meinen Kopf auch beim Lesen geschüttelt hatte. Einmal: Eine Million Thaler ist unter den Umständen sicher bei uns sehr schwer aufzutreiben, dann aber heißt es am Schluß dieser Bekanntmachung: Der Säumende bezahlt für den ersten Tag der Zögerung einen Thaler, für den zweiten

zwei, für den dritten vier, für den vierten acht Thaler u. s. w. Strafe. Angenommen, daß ein Miether der letzten Klasse (welcher von seiner 60 Thaler betragenden Miethe 5 Procent erlegt) drei Thaler im Ganzen zahlen soll und sich nicht einfindet, so entrichtet er an Strafe in 8 Tagen:

am	1ten	Tage	1	Thlr.
=	2	= =	2	=
=	3	= =	4	=
=	4	= =	8	=
=	5	= =	16	=
=	6	= =	32	=
=	7	= =	64	=
=	8	= =	128	=
		Summa	225	Thlr.

Nach acht Tagen hört zwar die Strafezahlung auf, doch werden alsdann rechtliche Zwangsmittel angewendet, den Contributionsbeitrag sowohl als die Strafgelder beizutreiben. So entrichtet der Zögernde nach 8 Tagen statt der einfachen 3, nun 258 Thaler. Lieber Gott! Drei Thaler jetzt bei uns aufzutreiben, hält schon außerordentlich schwer, an 258 vollends ist gar nicht zu denken. Die Maaßregel erscheint zweckmäßig gegen den Starrkopf, aber auffallend, wenn man an die bitterliche Armuth der Berliner denkt. Aber freilich wird die verständige Comité Rücksichten auf wirkliches Unvermögen nehmen.

Meine Wohnung nahm mich wieder auf. Genau ist meine Wanderung und du erhälst das Gemälde derselben augenblicklich. Doch, noch einmal: Kritisire nicht zu strenge. Prüfe alles und das Gute behalte ꝛc.

Berlin, im April 1807. X. Y. Z.

Bemerkungen über den preußischen Soldatenruhm.

In der preußischen Kriegsgeschichte gab es eine Epoche, wo große schöne militairische Handlungen und Thaten auf dem Kriegstheater zur Tagesordnung gehörten. Ueberall, wo sich Preußen sehen und blicken ließen, verbreiteten sie unter ihren zahllosen Feinden Furcht und Ausreißen, noch ehe einmal das Bajonet und der Säbel gewirkt hatten. Reichsvölker und Schweden hielt man durch sechsfach schwächere Corps en échec und die Franzosen konnten es trotz aller Anstrengungen nicht durchsetzen, Norddeutschland zu erobern. Was hielt sie ab? Ein zusammengesetztes Heer nordischer Reichsvölker, welchem Friedrich aber ein Haupt gegeben hatte, welches Heldensinn und Intelligenz schmückte.

Mußten preußische Armeen und Corps den Launen des Krieges unterliegen; so standen sie ehrwürdig wieder auf und erndeten vielmehr die Vortheile des Sieges ein.

Wie

Wie verschieden ist alles dieses aber jetzt. Preußen, an extensiver Größe um ein Viertheil seit dem siebenjährigen Kriege vergrößert, läßt sich, vor Jahresfrist, von Schweden Hohn sprechen, die Häfen blokiren und schimpflicher behandeln, wie ein George Wilhelm kaum von dem Energievollsten Manne seines Zeitalters (Gustav Adolph) behandelt wurde. Die Preußen, welchen im siebenjährigen Kriege es stets lächerlich war, wenn sie gegen Würtemberger und Baiern fechten sollten, können jetzt selbst gegen diese Truppen nicht Stand halten. Warum ist denn dieses mit einem Male alles so verändert? Darum, weil der ganze Nationalruhm eines Volkes die Sache einiger wenigen Menschen ist, die die Gewalt in Händen haben; weil der Impulsator der Franzosen und des Rheinbundes das kraftvollste Oberhaupt der gegenwärtigen Zeit ist, und Preußens Talent- und Energievolle Menschen noch im Dunkeln verborgen liegen; daß Preußen und Franzosen in Betracht der gegenwärtigen zur vergangenen Zeit in einem umgekehrten Verhältnisse stehen.

Wurde Preußen Frankreichs Alliirter, als im Herbste 1805 Alopäus unanständig gegen den König war, und gegen Preußen einen Ton annahm, wie die russischen Minister ihn gegen Curland und Pohlen ehemals zu führen gewohnt waren: so würde es nicht nur an Macht gewonnen, sondern seinen Ruhm auch auf die Nachkommen übergetragen haben. Ein gleiches machte Preußen zum Alliirten von Frankreich, wenn der

König nach erfolgter Kriegserklärung der Engländer und des Blokadezustandes der Häfen an der Ostsee durch die Schweden, ohne weiter auf Rußland Rücksicht zu nehmen, Schwedischpommern angriff.

Kann der Zahn der Zeit nun aber wohl die Skandale verwischen, welche in so kurzem Zeitraum den preußischen Ruhm zu Grabe trugen? Wird die Capitulation bei Prenslow nicht einen neuren Pendant zu den Caudinischen Gabeln liefern? Wird man den Rückzug der Preußen, nach der Schlacht bei Jena, nicht auf immer ein zweites Roßbach nennen? Wird das Betragen der feigen Vestungskommandanten in nicht der Geschichte ein steter Schandfleck bleiben? Bei Roßbach floh nur eine kleine Schaar Franzosen: Broglio und Contades haben sogar, durch die Schlacht bei Bergen und der Eroberung Hessens, den vernichteten Ruhm der Franzosen wieder in die Höhe, und dennoch war Roßbach bis auf die heutige Zeit noch immer der Maßstab, nach welchem der französische Muth spottweise beurtheilt wurde.

Wie soll Preußen nun aber wohl Gelegenheit finden, diese Flecken wieder auszuwischen? Wenn die Entwickelung von Preußens zur Zeit noch dunklem Schicksale recht günstig ausfällt; so hat es doch seine Selbstständigkeit verloren. Es tritt aus der Reihe der großen Staaten zur Stufe der Mittelmäßigkeit zurück. Sein politischer Einfluß wird nach dem Frieden nicht groß seyn, zu einem großen Staate wird es sich nie wieder erheben, wenn selbst ein folgen-

der preußischer Regent mit den Regenteneigenschaften eines Friedrichs des Großen begabt seyn sollte.

Archenholz hat also vollkommen recht, was er über das Grab des preußischen Ruhmes sagt. Allein wenn dieser Vorwurf den schuldigen Zeitgenossen nur träfe: so wäre der Schmerz für schuldlose rechtliche Preußen noch zu ertragen; aber die Schande trägt sich als ein Erbtheil vom Nachkommen zu Nachkommen über, und das ist das erschrecklich Denkbare in dieser Catastrophe.

Man möchte mit dem Schicksale zürnen, daß es in 7 Tagen zerstören ließ, was große Künstler in Jahrhunderten aufbauten; daß es in einem so kritischen Zeitlaufe dem Kaiser der Franzosen nicht einen Churfürst Friedrich Wilhelm oder einen Friedrich den Großen auf dem preußischen Throne entgegen setzte. Verhinderte dann das Machtgenie der Zeit auch ein weiteres Fortbauen, so würden sie wenigstens doch Wetterableiter gewesen seyn, die die dunklen Gewitterwolken zertheilten, noch ehe sie sich über den preußischen Thron zusammen zu ziehen vermochten. Kraft, Einheit und fester Wille hätten dann die Generale und die Minister zusammengehalten. Die Kugel oder das Schwerdt hätten alle Frechheit gegen die Person des Königs unterdrückt, und aus Verräthern vielleicht Helden gemacht; Preußen hätte unter seine Minister bessere Machiavelisten gezogen, und seine Festigkeit mehr intensiver, als extensiver Größe gesucht. Waren aber einmal die politischen Staatenverhältnisse vom Jahr 1800 in Europa eingetre-

ten, ohne von Preußen verhindert werden zu können: so hätte sich Preußen längst mit Frankreich vereinigt gehabt, um durch Vernichtung jenes Meerdespoten den freien Handel herzustellen und der Welt den allgemeinen Frieden zu geben; es ließ sich nicht hinreißen, Frankreich und den französischen Kaiser aus Vorurtheil zu hassen; die Generale und Kabinetsräthe konnten sich keine Partheien bilden.

Man hatte nur bloß vor dem Throne Ehrfurcht, welche ein Monarch leichter dadurch erwirbt, wenn er einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten weiß, als wenn er die Herablassung und Humanität zu weit treibt. Dumme, aufgeblasene Menschen halten Güte und Liebe für Schwachheit. Durch tausendfache Schmeicheleien erringen sie das Vertrauen des Regenten um es zu mißbrauchen. Friedrich der Große schaffte die Kordialität, welche in dem Tabakskollegio zwischen seinem Vater und den Gardeofficieren Statt fand, gleich bei seiner Thronbesteigung ab.

Einfältigen Reisebeschreibern war die entsetzliche Hofetiquette, welche Kaiser Napoleon schon als erster Consul bei Hofe einführte, ein Greuel. Sie beurtheilten bloß die Form, nicht aber die Tendenz des großen Menschenkenners, welche darunter verborgen lag.

Je mehr Ernst ein Regent in seine Würde legt, desto mehr ist er vor Zudringlichkeiten beschützt. Der stolze Blick eines dergleichen Herrschers nährt und facht den Ehrgeiz an und bringt eine desto größere Spannkraft unter die Menschen. Die Nachsicht erzeugt Uebermuth, die Strenge

führt zur Unterwürfigkeit. Mit letzterer ist der Regent eines militairischen Staates nur allein fähig, einem Volke Ansehen und Ruhm von Außen, Flor und Wohlstand von Innen zu geben.

Friedrich Wilhelm des dritten Anspruchslosigkeit und Humanität goß zwar Liebe und Wohlwollen in das Herz seines Volkes, die Generale verdarben aber den Geist der Armee, und die Minister handelten, wie Menschen gemeiniglich zu handeln pflegen, die kein Band und keine Furcht für eine höhere Gewalt zusammenbindet: das Ganze verlor.

Wie bei Friedrich dem Großen, muß die Liebe eines Volkes konsequenter berechnet seyn. Bis auf seine Tischfreunde, welche bloße Gesellschafter waren, ging Friedrich mit keinem seiner Unterthanen vertraut um. Er kannte vielmehr ein Mittel, den Ehrgeiz zu modifiziren, und Menschen, welche durch verdienstliche Handlungen ein besonders Recht zu haben glaubten, Ansprüche auf Distinktionen machen zu können, durch Demüthigungen von ihrer geträumten Höhe herunter zu werfen. Man haßte Friedrich deshalb, man fing nach seinem Tode aber erst an einzusehen, wie Recht er hatte. Ein staatskluger Regent muß sich so betragen.

Kann es aber doch noch einmal eine Epoche geben, wo sich Preußen in die Höhe richtet; so möchte eine excessive Strenge erst über die Nation fallen, damit das viele Unkraut, welches die edlen guten Pflanzen in dieser Nation verdunkelt, vernichtet werde.

Wie sollten sich Magistratspersonen kleiner Städte jetzt im Kriege gegen Freund und Feind benehmen? und wie haben sie sich benommen? besonders in Schlesien.

Gleich nach dem Verlust der Schlacht bei Jena war der größte Theil der Schlesier zu einer Vertheidigung der Provinz geneigt, indem sie aus ihrer Mitte eine Nationalarmee errichten wollten. Alles, was dazu nöthig war, befand sich im vollkommensten Zustande im Lande. Schlesien enthält 2 Millionen Menschen, wenn nur der 20ste Theil bewaffnet wurde, so waren 100,000 Mann auf den Beinen; außerdem waren noch 10,000 Mann wirkliche Soldaten in Vestungen vorhanden, diese besaßen Ueberfluß an Munition, Gewehren und Feldstücken.

Man kann dreist annehmen, daß, die Grenzjäger mit eingeschlossen, 5000 Jäger in Schlesien bei Königl., städtschen und adlichen Forsten angestellt sind, die ihre eignen Büchsen besitzen, mit der sie umzugehen wissen.

Bei dem größten Wohlstande des Landvolkes befanden sich hier eine grose Anzahl schöner Pferde, wovon man, ohne daß der Ackerbau zu Grunde gerichtet worden wäre, 10,000 Stück für die Cavallerie ausheben konnte.

Das Land (sobald Oestreich neutral blieb) bot dem über den Bober eindringenden Feind große Hindernisse, sowohl in seinem Terrain als in seinen festen Plätzen dar. Gegen die Ober- und Niederlausitz giebt es eine Menge Flüsse (die Neiße, der Queiß, der Bober) und die ganze Herrschaft Priebus ist ein Morast, der mit weitläuftigen Forsten bedeckt ist. Diese stehen mit dem Riesengebürge in Verbindung, welches von Flinsberg bis hinter Glaz voll von engen Päßen, Defileen und Buschwerk ist und leicht vertheidigt werden kann, da es von der östreichischen Seite für jeden feindlichen Anfall gedeckt war.

Es befinden sich 8 Vestungen in Schlesien, von denen Kosel, Neiße, Glaz, Silberberg und Schweidniz zu denen vom ersten Range gehören.

Bei so vielen Hülfsmitteln war es sehr natürlich, daß in vielen guten unternehmenden Köpfen ein und die nämliche Idee entstand:

Dem Könige Vorschläge zu einer Bewaffnung des Volks zu machen, und jene Hülfsmittel zu benutzen.

Ich nenne unter vielen nur einen: den Grafen Pückler auf Gümmel. Dieser Mann war Officier gewesen, besaß einen hellen Verstand, viele Kenntnisse und ein energisches kräftiges Gemüth. Er schrieb Anfangs November an den König, und schlug ihm vor: alle waffenfähige Mannschaft aufzubieten, die von der geschlagenen Armee zu tausenden zurückkommenden Soldaten damit zu verbinden, und einen tüchtigen Kopf an die Spitze zu stellen. Hätte der König

dies gethan, und dem Grafen selbst den Auftrag gegeben, dies Projekt auszuführen, so wäre es auch ausgeführt worden. Er theilte aber dem Minister Hoym diesen Vorschlag mit, der gar nicht dafür stimmte.

Ein jeder Mensch hat seine eignen Grundsätze, die er für die besten hält. Hoym war der Meinung, es sei jetzt zu spät, diese Maaßregel auszuführen, die gesammelten Truppen würden dem andringenden Feinde doch nicht widerstehen, und das Unglück, welches über Schlesien zu kommen drohte, würde durch diesen fruchtlosen Widerstand nur noch geschärft werden. Er hielt dafür, es sei besser den Feind mit Hingebung, Unterwerfung und Zuvorkommenheit zu empfangen, und dadurch Schlesiens Schicksal zu mildern; dahin ließ er denn auch durch die Kammer alle Behörden instruiren, die Kammern mußten auf ihren Posten bleiben, und er selbst entfernte sich nach Neiße. Ich kann dem Grafen Hoym hierin nicht beipflichten. Wenn Schlesien nicht 8 Vestungen besessen, wenn Napoleon, statt an die Weichsel an der Oder hinauf zu gehen, beabsichtigt hätte, so war seine Meinung die richtigere; da man aber Anfangs November schon wußte: die große französische Armee ginge nach Pohlen und die Reichstruppen sollten Schlesien erobern, da die Vestungen vertheidigt und gehalten werden sollten, da war unstreitig die Püklersche Idee die beste und ehrenvollste.

Sie wurde aber zu Wasser, da der König sich nicht gleich für ihre schleunige Ausführung bestimmt hatte, und

sogar 7000 Gewehre von Schweidnitz nach Graudenz beschied, 10,000 Rekruten aber, die man aushob, ebenfalls dahin marschiren lassen wollte. Pükler, in Verzweiflung über sein vereiteltes Projekt, beging die Sottise sich zu erschießen, und seine dadurch bis zum Wahnsinn gebrachte liebenswürdige Frau folgte ihm bald durch einen Selbstmord nach.

Unterdeß war ein schlesischer Cavalier, der Freiherr von Lütteritz, zum König ins Hauptquartier gereist, und hatte hier auf dem nämlichen Punkt hingewirkt, den Pükler zu erreichen strebte. Der König entschloß sich, durch die vorgeschlagenen Mittel, Schlesiens Vertheidigung durch den Fürsten Anhalt Pleß zu bewirken. Er erschien, und unter dem 7ten Nov. am Tage der Uebergabe von Glogau erschien sein bekanntes Manifest und der Aufruf des Freiherrn von Lütteritz an die Schlesier, sich freiwillig unter die Königlichen Fahnen zu stellen. Jetzt aber war ein anderer Zeitpunkt eingetreten, als 4 Wochen früher. Glogau war über, der Feind fand hier die Landesbehörden, sie mußten ihm den Eid der Treue schwören, und durch ihre Autorität zwang er ohne hinlängliche Truppen das Glogauische Departement zum Gehorsam, und der Fürst Pleß mochte Gegenbefehle senden so viel er wollte, so war doch die Furcht vor dem Feinde schon so sehr Meister des Volks geworden, daß es selbst in Gegenden, wohin der Feind nicht gelangen konnte, (so lange Schweidnitz nicht erobert war) die französischen von der glogauischen Kammer ausgeschriebenen Requisitionen befriedigte. Der Fürst Pleß nahm überdies auch nur halbe Maaßregeln: denn statt die Bedürfnisse für seine Armee, Jäger, Gewehre, Rekruten, Pferde mit Gewalt zu nehmen wo er sie fand, ließ er es auf den freien Willen der Schlesier ankommen. Vor der Eroberung Glogaus würde dies geglückt seyn, nachher war es nicht so der Fall.

Indem Pleß nun noch Breslaus Vertheidigung befahl, statt die Besatzung dieses unhaltbaren Orts nach Schweidnitz zu versetzen, die Kammer aber nach Neiße zu senden; indem er einen dummen Esel von Commandanten in Schweidnitz in seinem Posten ließ, statt daß er den tüchtigsten Officier von der Artillerie, einen jungen unternehmenden Mann, hier hätte ansetzen sollen; indem er ohne Umsicht sich auf zwecklose Unternehmungen einließ, statt in Glaz und Neiße eine Armee zu organisiren, ging seine Vertheidigung des Landes den Krebsgang.

Als Breslau fiel, der Feind durch die vorgefundene Kammer so wie in Glogau auf die Provinz wirkte, da war Schlesiens Eroberung vollendet, und die übrigen Vestungen standen nur noch wie die Feueressen eines niedergebrannten Hauses da.

Die Magistrate, Land- und Steuerräthe waren durch obige Prozeduren besonders in den Gegenden in große Verlegenheit gesetzt, wo heute Bayern, morgen Preußen erschienen, der eine aufhob, was der andere angeordnet hatte; die Kammern in Glogau und Breslau forderten Gehorsam, der Fürst Pleß untersagte die Befolgung und suspendirte die Kammern. Der Minister Hoym hatte zur höflichen Behandlung des Feindes gerathen, der Fürst Pleß forderte zum Aufstande auf.

Da die Furcht mehr das Eigenthum der Menschen geworden ist als der Muth, man nur Siege der Feinde und Niederlagen der Preußen sah, so befolgte man die Requisitionen des erstern mit großer Pünktlichkeit. Ich kann dies nicht tadeln, unter den vorhandenen Umständen was es das Beste, was geschehen konnte:

Gehorche dem, der Gewalt über dich hat.

Wenn aber viele Behörden gar keinen Unterschied unter regulairen feindlichen Truppen und Marodeurs, Traineurs und Deserteurs machen konnten, sich von diesen plündern

und mißhandeln ließen, auf der andern Seite aber auch wieder jeden Schuft, der eine preußische Uniform trug und eine Räubercompagnie errichtete, respektirte und sich dadurch den französischen Militaircommissionen übergaben, so war dieß wohl die größte Poltronnerie, die sich nur denken läßt.

Ich weiß Fälle anzugeben, wo Deserteurs der Alliirten ganze Städte in Contribution setzten, und sich mit Vorspann weiter fahren ließen. Ich könnte Bürgermeister nennen, die mit dem Hute unterm Arm vor zwei oder drei Marodeurs standen, die sie par Er anredeten, und sich ihre Befehle ausbaten, ihnen, wenn sie Branntwein verlangten, Ungarwein vorsetzten, wenn sie 50 Thaler haben wollten, 100 Thaler gaben u. dgl.

Ungeachtet man in öffentlichen Blättern die gemessensten Befehle des französischen Kaisers gelesen hatte, daß niemand Requisitionen andern als den von ihm autorisirten Behörden reichen solle, so geschah dieß doch, und Tausende hatten nicht den Muth, einen Marodeur nach seinen Pässen und Vollmachten zu fragen.

Auf der andern Seite standen preußische Unterofficiere und Gemeine auf, formirten ein Streifcorps, setzten die Gegend in Contribution und niemand wagte es nach der königlichen Autorisation zu fragen.

Ich glaube, man hätte folgende Sicherheitsmaaßregeln unter vorauszusetzender Genehmigung des Feindes nehmen sollen:

Jede Stadt, jede Gemeinde mußte eine Committe wählen, die für die innere Sicherheit des Orts zu wachen hatte, man zog die jüngste Mannschaft im Orte zu einer Nationalgarde gleich der Berliner zusammen, gab ihr Säbel oder Piken und benutzte sie zur Aufrechthaltung der innern Ordonanz (die errichtete Gensdarmerie ist nicht hinreichend); sobald einzelne Marodeurs oder Commandos (Preußen oder

Alliirte) erschienen, mußten sie ihre Autorisationen zeigen, und dann wurde das Verlangte gereicht.

Dagegen wurden Marodeurs, Deserteurs und Traineurs, unbefugte Requisitionairs von Freund oder Feind arretirt, und an den nächsten Commandanten einer Stadt abgeliefert."

Die Alliirten so wie die Preußen konnten hiermit zufrieden seyn, denn jetzt saugen unbefugte Plünderer das Land mehr aus als die feindliche Armee.

Der Baron Hammer.

Dieser Mann ist Adjutant des General Vandamme baierscher Seits und Kammerherr am Münchner Hofe. In Schlesien erschallt sein Lob überall, wie das des Oberst Lestok; er ist human, zuvorkommend, voll Menschenliebe, wohlthätig bis zur Verschwendung, delikat und uneigennützig bis zur Uebertreibung. In den Städten, wo er sich aufhielt, hat er die Armen ganz im Stillen unterstützt, und so viel Gutes gethan, daß darüber nur eine Stimme ist. Jemanden, der es wagte, ihm ein ansehnliches Präsent zu machen, hat er aus dem Hause werfen lassen. Man schreibt sein und das musterhafte Betragen der würtembergischen Truppen ihrem Könige zu, der ehemals in Lüben in Schlesien ein Regiment besaß. Wie werden die Schlesier weinen, wenn diese liebenswürdigen Soldaten einst Schlesien verlassen und mit schlechteren vertauscht werden sollten.

Giebt es nicht auch Kriegsschäden im Frieden?

Man verlangt von allen Mitgliedern des Staats, erwerbender und nicht erwerbender Klasse, gleiche Mitleidenheit zu den Kriegsleistungen. In diesem oder jenem Kreise Sachsens ist man bemüht gewesen, verschiedene Repartitions-Modos aufzufinden, wovon man den Einen ausposaunt, den Andern getadelt, und dabei den Drang der Umstände, den cathegorischen Imperativ augenblicklicher Nothwendigkeit *), nicht in Erwägung gezogen hat, welcher bei Ermangelung höherer Autorisationen, die gewöhnlichste Erhebungsart der Landessteuern erheischte, und diejenigen patriotischen Männer, die sich mit eigenen Aufopferungen in den Kreisstädten zu Besorgung des gemeinen Bestens einfanden, zwang, die regelmäßigsten, sichersten und bereitesten Einkünfte (partem pecuniam) zu Contributionsbeyhülfen zu verwenden. Nächst diesem Repartitions-Modos der Contributionserhebung, dem vielleicht selbst ein Engel vom Himmel mit der Wage in diesem Zeitpunkte und bey der einmal bestehenden Verfassung eines belli omnium **) contra omnes nicht mehr Richtigkeit zu geben vermocht hätte, beschwert man sich auch neuerdings in verschiedenen Blättern des Reichsanzeigers, Januar, Februar, über

*) Besonders die Kreise, durch welche die Militairstraße geht.

**) Rittergüter, Bauergüter u. s. w. Schock, Quatembersteuern, Donativgelder, Magazinhufe — Sapienti sat!

die ungleiche Vertheilung der Kriegslasten an Naturalprästationen, Spanndiensten, und Einquartierungen. Was die Naturalprästationen betrifft, so kann man keineswegs läugnen, daß manches Amt, Ritterguth, ja sogar ganze Kreise, wie namentlich der Leipziger, vermöge ihrer Lage mehr, denn andere, gelitten haben müssen. Indessen ist auch bereits von der Allerhöchsten Behörde Commission niedergesetzt worden, diese, wie andere liquide Schäden *) oder Disproportionen auszugleichen, von der man übrigens mit patriotischem Muthe gewiß hoffet, daß hierbey auf die sonst gewöhnliche merkantilische Kalkulation und Spedition der Produkte nicht Rücksicht genommen, vielmehr ein richtiges Verhältniß zwischen gegebenem Kaufschilling, durch die Zeitumstände unerhört gestiegene Revenüen, und denen nach jedem vernünftigen Staatsrechte obliegenden Prästationen, von welchem kein Privilegium eximiren kann, zum Grunde gelegt werden wird. Spanndienste und Magazinfuhren, so sehr sie auch durch das Unglück eines Krieges vervielfacht werden mögen, können doch keinem Grundeigenthümer, welcher in seinem Kaufbriefe dieses onus reale übernimmt und damit förmlich belehnt wird, unerwartet vorkommen **), zumal da er auf der andern Seite dafür die Freiheit genießt, seine Erzeugnisse (Produkte), wie wir an den Champagnerflaschen der Landleute gesehen haben, auf jede beliebige Weise kaufmännisch zu versilbern. Eben so sind Einquartierungen, wie Entrichtung der Service-Gelder, nur als ein onus reale zu betrachten, das der Grundeigenthümer in Kriegs- und Friedenszeiten allein

*) Z. B. Ravagirung, Bivouak u. s. w.

**) Eben so wenig, wie das Unglück des Kriegs selbst, woraus manchen Wucherern schon längst im prophetischen Geist vorgepredigt ward. —

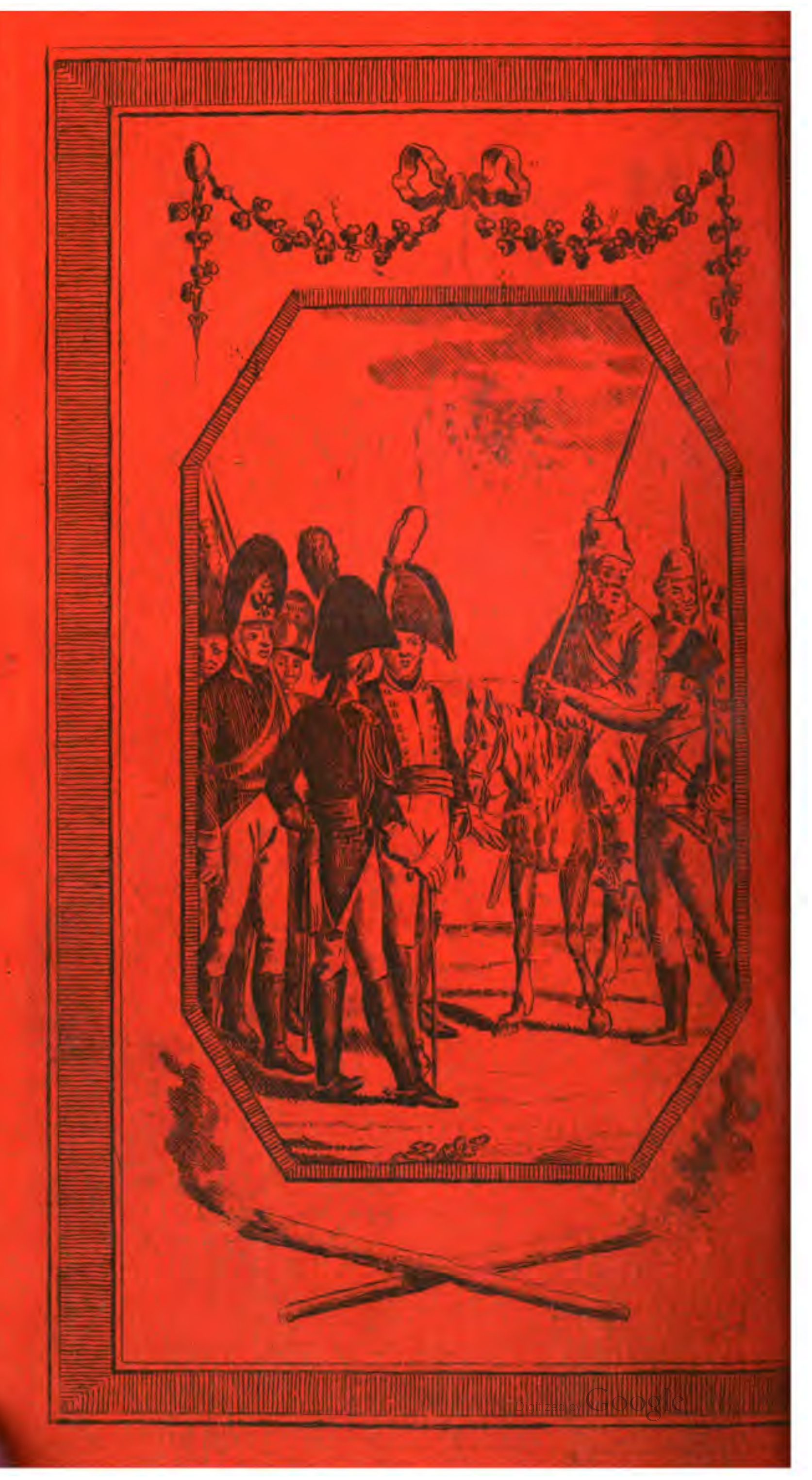
zu tragen hat, wogegen er sich mit willkührlichen durch kein Civil- oder Polizeigesetz eingeschränkten Erhöhungen des Miethzinses, die mit den Abgaben eben in keinem Verhältniß zu stehen brauchen, im Voraus auf mehrere Jahre hinaus schadlos halten kann. Sollte sich nach Lokalverhältnissen gar finden, daß dem Abmiether durch die Contrakte (nächst Kindergeschrey und Hausthieren) die Sublokation selbst bei den günstigsten Umständen, förmlich untersagt wird *); so ist eine in Kriegszeiten ihm aufgedrungene lediglich onerosa sublocatio, zu der ihn keine Real- oder Personalobligation verbindet, die größte Ungerechtigkeit, welche sich erdenken läßt. — Allen diesen Arten von Grundeigenthümern, welche sich über dergleichen nöthwendige und an ihrem Grundeigenthum haftenden nur scheinbar disproportionirten Lasten beklagen, muß man zu erkennen geben, daß eben so wenig wie andre durch Spekulation erwerbende Klassen, welche von irgend einem Gegenstande ihrer Spekulation (z. B. einer Gattung von Waaren) bisher unverhältnißmäßig gewonnen, und nun eine auf diese Gegenstände gelegte Last tragen müssen, eben so wenig auch sie, von dem Staate nach Recht und Billigkeit volle Gewährleistung und Schadloshaltung erwarten dürfen. Könnten nicht gerade die übrigen durch Spekulation nicht erwerbenden Klassen des Staats, von welchen sie diese Mitleidenheit und Schadloshaltung verlangen, nicht vielmehr ihnen dagegen die durch den Krieg im Frieden (die kaufmännische Verkaufung des Getraides, Branntweins u. s. w.) verursachten Schäden in Rechnung bringen, welche nur diese ausschließlich trafen, während die durch Spekulation erwerbenden dadurch gewannen? Die Klassen,

*) Dagegen kann billiger Weise, wer die Sublokation erlangt, und zu seinem Gewerbe macht, zur Mitleidenheit zu Einquartierungskosten gezogen werden.

von welchen jene Schadloshaltung insbesondere gefordert werden dürfte, welche eben so, wie die andern im Kriege verlieren, aber nicht wie die andern auf Schadloshaltung dringen, ihrem Schaden selbst im Kriege wieder beizukommen wissen, sind größtentheils Individuen, die von Renten und fixer Besoldung leben, und welche, ungeachtet sie größtentheils arbeitsamer sind, als mancher Pachter, der sich durch Schleifwege einen gemächlichen Pacht erschleichet, doch in den blühenden Zeiten des Friedens kaum im Stande waren, ihr kümmerliches Leben zu fristen *). Könnten nicht diese Klassen, welche weder vor dem Publikum, noch auf Land- Stifts- und Ausschußtagen repräsentirt werden, und gewöhnlich ihr Ungemach im Stillen tragen, sich über einen geheimen Krieg der speculirenden und distribuirenden Stände in Friedenszeiten beklagen, der sie, nur sie vorzüglich trifft, der zur schädlichsten innersten Krankheit der Gesellschaft wird, der sich als Theurung, Hungersnoth und Wucher äußert, der manche Stunde mit einer geheimen gegenseitigen Bitterkeit füllt und über lang oder kurz in unruhigen Zeiten öffentlich ausbricht? könnten nicht diese Klassen jetzt anfragen:

Giebt es nicht auch Kriegsschäden im Frieden?

*) Einem Beamten, der sich bei vieler Arbeit mit seinen Kindern von der ihm angewiesenen Besoldung nicht ernähren konnte, und um mäßige Zulage anhielt, gab man zur Antwort: wer hat ihn heißen heirathen! — Und einem andern, der erklärte, daß er schlechterdings nicht bestehen könne, erwiederte man: er hat ja um diesen Dienst selbst angesucht und gewußt, daß er nicht mehr Besoldung bekommt. — Fiat applicatio. Könnte man dem Grundeigenthümer nicht auch sagen: du hast gewußt, daß diese onera darauf haften?





Neue
Feuerbrände.

Herausgegeben
von
dem Verfasser der vertrauten Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Ein
Journal in zwanglosen Heften.

Drittes Heft.

Zweite Auflage.

Mit einem Kupfer.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Inhalt.

Erklärung des Titelkupfers.

Der ehemalige Commandant von Schweidnitz, Herr von Haak, der nach der Aktion bey Kant in die Hände der Preußen zu fallen fürchtete, daher nach Dresden eilte, unterwegs unweit Bunzlau aber von den Bauern gemißhandelt wurde, besuchte nach der Capitulation von Schweidnitz das benachbarte Städtchen Jauer; die Bürger thaten ihm hier eine Ehre an, und warfen seine Fenster ein. Er logirte in einem Gasthofe am Markte. Er eilte zu dem Wirth in die Gaststube hinunter, und sprach:

Herr Wirth, Sie müssen hier auch viel Feinde in der Stadt haben, man hat Ihnen die Fenster eingeworfen.

Verzeihen Sie, Herr Commandant, erwiederte der Wirth:

Die Ehre war auf Ihrer Seite.

W. B. zweyter Th. S. 34. große Ausgabe.

Berichtigung zweyer Stellen im zweyten Theil der vertrauten Briefe ꝛc.

Seite 38. im vierten Briefe heißt es:

Ich glaube, daß Rußland und Frankreich zwey entgegengesetzte Kräfte sind, die sich wohl von einander abstoßen, sich aber nur gegenseitig vernichten können.

Dies ist ein completter Widerspruch, es soll heißen:

sich aber nie gegenseitig vernichten können.

S. 82, 83 im vierten Briefe werden einige Beispiele angeführt, daß manche Officianten nicht patriotisch dächten, indem sie Ochsen, Hammel und Branntwein lieferten. S. 84 wird es aber als ein Vortheil der Provinz angegeben: daß sie der Armee ihre Bedürfnisse liefern. Dies scheint sich auch zu widersprechen. Es ist aber zu der Seite 83 eine Note, die los im Manuscript gelegen und der Buchdruckerey zugesandt worden, verloren gegangen. Hier ist sie:

Die Lieferung roher Produkte kann nur drückend für das Land seyn, wenn der Absatz seiner Fabrikate an die Armee ihm auch Vortheil bringt; daher ist das Fleisch nicht mehr zu bezahlen, und seine Preise stehen in keinem Verhältniß zu dem des Getraides. Wie soll der Bauer auch den Acker bestellen, wenn seine Zugochsen geschlachtet werden? Wie kommen aber Officianten zu Lieferungen? Ist das schicklich? Ist es Recht? Ein Jeder bleibe bey seinem Fach.

Correspon-

Correspondenz-Nachrichten.

Ein Paar Briefe über Dies und Jenes in der Preußischen Armee, besonders über das Feldverpflegungswesen.

Berlin 1806.

Sie fordern mich auf, th. Fr., Ihnen einige Nachrichten über die Verpflegungsanstalten bei der Preußischen Armee zu geben; Sie wünschen zu wissen: wie es von jeher damit gehalten worden, und in wie weit die Verpflegung derselben an denen, mit dem Anfange dieses Krieges erfolgten Unglücksfällen schuld sey. Was die Erfahrung mich hierüber gelehrt hat, will ich Ihnen der Wahrheit getreu mittheilen:

Die Organisation der Pr. Armee war bis in ihre kleinsten Theile, nach Friedrichs des Großen Prinzipen, ein Muster von Regelmäßigkeit und Ordnung, dem Zeitalter genau angemessen. Und wenn auch die mannigfaltigen Conjuncturen des siebenjährigen Krieges häufige Stöhrungen in derselben hervorbrachten; so verscheuchte Friedrichs großer Ueberblick doch immer die etwa zu fürchtenden nachtheiligen Folgen.

Die Details von der damaligen Verpflegungsverfassung kenne ich nicht, aber die Organisation derselben muß gut gewesen seyn: denn die Armee siegte, behielt den Muth, blieb tapfer, hatte Liebe und Anhänglichkeit an ihren König, und ertrug den vorübergehenden Mangel, wo er nicht abzuwehren war, mit Geduld. Auch kannte der Soldat damals noch nichts von der Weichlichkeit, die später hin und bis jetzt in der Armee, besonders durch die vielen Verheirathungen der Soldaten und durch den hierdurch erfolgten Uebergang derselben ins bürgerliche gewerbetreibende Leben, eingerissen und für die Armee vom größten Nachtheil ist.

Vor allen Dingen sorgte Friedrich der Einzige immer für gefüllte Magazine, und diese sind die Basis für die Operationen einer Armee. Ferner setzte er sich durch den raschen Fortgang seiner Waffen und durch vielseitige Manöuvers für seine beabsichtigten Zwecke, früh genug in den Besitz solcher Provinzen, die ihm die Subsistenz seiner Armee sicherten; dies beweist der siebenjährige Krieg!

Uebrigens bestand die damalige dem Soldaten etatsmäßig versicherte Naturalverpflegung blos in einer täglichen Brodportion à 2 Pfund und alle 5 Tage 1 Gr. 6 Pf. Fleischgeld, da wo man es nicht für möglich oder für unnöthig hielt, Fleisch in Natura zu geben. Solche Fleischvertheilungen geschahen zwar oft, besonders wenn die Truppen campirten; aber ununterbrochen war es nicht der Fall. In den Cantonirungen mußten die Wirthe die Soldaten ernähren. Die Vertheilungen aller übrigen Lebens-

mittel geschahe nur dann, wenn man in Gegenden stand, wo bei den Einwohnern Mangel herrschte. Der Soldat kam übrigens in jenen wohlfeilen Zeiten mit seinem Solde gut aus.

Die beständige Abwechselung zwischen Ueberfluß und Mangel brachte selbst in der Armee gute Folgen hervor; denn die Soldaten machten bald die Erfahrung: daß auf jeden über den Feind errungenen Vortheil, Erquickung für den Magen erfolgte, und dies trieb sie immer vorwärts.

Die meisten Bedürfnisse für die Armee wurden durch Lieferanten, und das Wenigste nur in Nothfällen durch Requisitionen herbei geschaft, welches dem unsterblichen Helden und Sieger zur wahren Ehre gereicht. Dabei führte er offensiv Krieg auf Kosten seiner Feinde, in deren Ländern er brandschatzte, weil er wohl wußte: daß dies ihn früher zum Ziel führte, und seine Staaten dadurch geschont wurden.

Es ist wahr, daß sich unter den Lieferanten manche bereichert haben; allein das war ja für die Armee kein Nachtheil, so lange nur dafür gesorgt wurde: daß sie ihre Kontracte erfüllten, und dies mußten sie wohl auf ihre eigene Gefahr thun. Wenn sie also viel verdienten, so war es Folge ihres vortheilhaften Einkaufs, und also ein rechtlicher Gewinn. Zu solchen Geschäften gehören übrigens durchaus Männer, welche Vermögen und kaufmännische Kenntnisse haben, auch muß man ihnen billige Bedingungen machen, wenn man Unterschleife und schlechte Ver-

pflegung der Soldaten verhüten will. Die Hauptsache ist, dahin zu trachten, daß sich niemand auf Kosten der Armee bereichere, und daß vielmehr diese Alles erhalte was sie bedarf und was für sie bezahlt wird. Friedrich der Große hatte eine vorzügliche Gabe, sich dem Soldaten beliebt zu machen, und ihn durch sein Beispiel an Genügsamkeit und selbst an den Mangel zu gewöhnen. Dabei war Entschlossenheit und Kürze in allen Militairangelegenheiten eingeführt, und am wenigsten durfte eine unzeitige Sparsamkeit den Gang der Operationen aufhalten. Mein nächster Brief soll Ihnen mittheilen, ob man Friedrichs Prinzipe im Verpflegungswesen der Armee bis jetzt beibehielt.

1806.

Friedrich der Einzige segnete das Zeitliche in einer Periode der Ruhe, des Friedens und des Wohlstandes seiner Länder. Ob die Hoffnung in der Sterbestunde seinen unsterblichen Geist umschwebte, und seinem so ruhmwürdig geschaffenen Reiche — Fortdauer versprach? ist zweifelhaft. Aber gewiß ist es, daß er vielen Personen zu lange regiert hatte, und diese seinen Tod als ein höchst glückliches Ereigniß ansahen. Viele Menschen prophezeiheten den augenblicklichen Krieg, indem sie glaubten: Oestreich würde Schlesien, welches Friedrich, dem Sieger, nicht wieder zu entreißen war, doch gewiß seinem Vetter nicht lassen; aber sie irreten sich. Es war Friede — und blieb es auch. Friedrich Wilhelm II. der so ganz für den Genuß geschaffen war, und bei Friedrichs Leben nur so verstohlen g

nießen durfte, überließ sich jetzt der Unbeschränktheit seines Willens, und der Anfang seiner Regierungsgeschichte bestand aus einer sehr gemischten Menge von edlen Zügen seines Herzens, aus wohlthätigen Absichten, und den traurigen Beweisen seiner Schwächen und Ausschweifungen, durch die er sich nach und nach in die Hände einiger Bösewichter oder unwissender Menschen gab. Inzwischen nahm der Glanz der Hauptstadt durch die Geldströme, die vom Hofe ins Publikum flossen, bedeutend zu, wie das bei jeder verschwenderischen Regierung der Fall ist.

Die Armee hatte alle Ursache sich des neuen Regenten zu freun; denn seine ernste Sorgfalt für das Wohlseyn derselben gewährte ihr bedeutenden Nutzen. Sie wurde durchaus neu und vorzüglich geschmackvoll montirt, die jungen Offiziere, die vom Militairstande noch nichts als die Uniform kannten, freuten sich recht sehr darüber; sie hörten nicht auf zu versichern, wie viel die Armee durch den neuen Regenten gewonnen hätte — denn die Uniform war ja schöner. Doch mit mehrerm Rechte freute sich der gemeine Soldat, dessen Montirung weit vollständiger und bequemer geworden war, und der für seine Kinder an Geld und Brod einigen Beistand erhielt. Die Insolenz der holländischen Patrioten gegen ihre Statthalterin, der Schwester Wilhelms, war während seiner mit Glanz begonnenen Regierung die erste Veranlassung: daß ein Theil der Armee das Gewehr aufnehmen, und nach Holland marschiren mußte. Man war auf den Erfolg dieses Feldzuges sehr ge-

spannt, denn man glaubte an nichts geringeres als an die Vereinigung Hollands mit Preußen.

Die Truppen zogen muthig dahin; noch schwebte Friedrichs Geist über sie, und sie ärgerten sich nur, daß kein größerer Feind zu besiegen war, als der unmilitairische Holländer, der statt Soldaten nur Bootsknechte, und statt Kugeln nur Käse hatte.

Die Zurüstungen zu diesem kleinen Heereszuge bewiesen deutlich: welch ein großer Liebhaber der König von allem Vollständigen und vom Ueberflüssigen war.

Der Herzog von Braunschweig züchtigte die unhöflichen Holländer bald, und die Soldaten hatten die Schränke und Taschen der Patrioten etwas erleichtert; sie brachten viel Geld, Uhren und anderes Silbergeräthe mit, auch lobten sie den Jenever.

In Hinsicht der Verpflegung dieser Armee war nichts merkwürdiges vorgefallen; der Marsch ging durch Westphalen und Cleve, der König gab Zulage auf dem Marsch, auch sollte den Bauern die Bewirthung der Durchmarschirenden bezahlt werden, (ob dies geschehen weiß ich nicht.) In Wesel ꝛc. fand man gefüllte Magazine und in Holland mußten die Patrioten die ungebethenen Gäste bewirthen. Da wo man campirte, wurden Fleisch, Gemüse, Brandwein und Bier mit vieler Ordnung vertheilt. Preußen genoß nach diesem kleinen Executionsmarsch, der nur eine Familiensache des Königs war, ungestörten Frieden, bis im Jahr 1790, eine politische Ursache die Armee ins Feld rief.

Es war nehmlich die Eifersucht über Oestreichs zunehmende Größe durch die Eroberungen im damaligen Türkenkriege, welcher Friedrich Wilhelm, unterstützt durch die Insurrection der Niederländer, und durch die Absicht der Ungarn diesem Beispiele zu folgen, welches sie dem Könige durch insgeheim abgeschickte Magnaten wissen ließen, Gränzen setzen wollte.

Die Zurüstungen betrafen die ganze Armee, sie gingen lebhaft von statten; die Soldaten freueten sich, einmal wieder gegen die Oestreicher, ihre alten Feinde die sie zu besiegen gewohnt waren, zu fechten und in Böhmen zu hausen.

Man merkte im ganzen Lande keine Besorgniß, sondern nur die lebhafteste Theilnahme. Alle Werkstätte waren mit Arbeitern angefüllt, die glänzenden Feldequipagen anzufertigen. Schöne Pferde und wohlgekleidete Knechte durchkreuzten die Hauptstadt. Das schönste Schauspiel gab den Berlinern die Equipage des Königs, die sehr often Parade durch die Stadt zog, sie bestand aus neuen schön bemahlten Wagen, deren Bestimmung die Inschriften verkündigten, z. B. Königlich Pr. Silberwagen, Kellerwagen, Küchenwagen, Cassenwagen ꝛc. ferner aus mehr als 100 Maulthieren die, mit schönen Decken und bunten Federbüschen geschmückt, bestimmt waren, Lasten zu tragen. Es war eine orientalische Pracht und man verglich sie mit dem Heereszug des Xerxes. Die Veteranen Friedrich des II. meinten zwar: der Krieg

sei keine Revüe, und man müsse damit ja keinen Luxus treiben; diese Reden waren aber sehr vergeblich.

Der Truppenmarsch sollte im May vor sich gehen, aber er mußte 3 Wochen aufgeschoben werden; denn es fehlte an Magazinen. Schulenburg, der damalige Minister (ein Vetter des jetzigen) endete die Bedrängniß, in die er durch seine Schuld gerathen war, mit einer Kugel die er sich durch den Kopf schoß, um der drohenden Verantwortlichkeit zu entgehen. (Schade, daß dies tragische Beispiel auf seine Nachfolger gar nicht gewürkt hat.)

Im Juni marschirte endlich die prachtvolle Armee aus ihren Garnisonen aus, und das gesegnete Schlesien nahm sie auf, man machte Front nach Böhmen. Der friedliche Leopold sahe die Schaar an seiner Grenze, erfüllte Preußens Forderungen, gab die durch Joseph erfochtenen Vortheile den Türken zurück, vereitelte die Hoffnungen der stolzen Ungarn, und in Reichenbach unterzeichnete man den Frieden.*) Die Verpflegungsanstalten bei diesem Feldzuge waren, da gar keine Vorbereitungen statt gefunden hatten, sehr schlecht. An Fourage fehlte es zwar nicht, denn Schlesien mußte liefern, und die Commissarien ließen sichs wohl seyn. Mit den Mundvorräthen stand es schlecht,

*) Hätte man doch lieber den Oestreichern ihre Erobetungen in der Türkei gegönnt, sich mit ihnen einverstanden, und diesen Zeitpunkt genutzt, um dem Preußischen Staate das zu geben, was Friedrich versäumt hatte, und was ihm so nöthig war, nähmlich — eine bessere Grenze in Westen.

denn Schlesien hat auch viel arme Bewohner, die keine Einquartirung ernähren können. Die Türken schenkten der Armee einige Tonnen Reis, alles übrige fiel dem Lande zur Last. Im Oktober kehrten alle Regimenter in ihre Garnisonen zurück. Ein Heer von Officianten wurde wieder brodlos und beweinte die kurze Dauer des Feldzugs, jeder hatte indessen so gut wie möglich für sich gesorgt. Bei dem Hauptmagazin in Frankfurth gab man allein einige hundert Wispel Mäusefraß an. Durch Untersuchungen war nichts mehr zu gewinnen, also — schlug man alles nieder.

Dieser Feldzug bewies schon deutlich, wie man mit schnellen Schritten Friedrichs System auf allen Punkten verließ. Die Rotte Coras gründete ihr Reich immer fester und alles was in diesen Glanzvollen Zeiten geschahe, waren ihre Werke, ihre Vortheile.

Im Jahr 1791. war wieder ein Feldzug nach Preußen, durch Mißverständnisse mit Rußland veranlaßt, er betraf nicht die ganze Armee und war ebenfalls nach einigen Monaten mit der Feder beendigt. Beide Märsche hatten dem Staate viel Geld, und dem Lande viel Pferde und Fourage gekostet. Auch die Offiziers hatten sich erschöpft und Schulden machen müssen.

Im Jahr 1792. ging ein Theil der Armee an den Rhein, wo nach zwei vergeblichen Märschen endlich ein ernsthafter Krieg wurde. Obgleich nur ein Theil derselben dorthin zog, so folgte ihr doch der König in Person, und zwar in größter Pracht nach. In seinem Gefolge waren

Comödianten und Musici, Favoritin und Kammerherrn, Geisterseher und Leibschneider, so daß in Frankfurth am Mayn ein vollständiger Hofstaat mit einem grossen Ueberfluß von unnützen Personen zusammen kam, die alle in der größten Fülle lebten, und eine Verschwendung trieben, die den preußischen Staat erschöpfen mußte.

Aus überkluger Verbesserungssucht hatte man schon längst in alle Verwaltungszweige mehr Weitläuftigkeit gebracht, und am meisten geschahe dies in dem Verpflegungswesen der Armee bei diesem Feldzuge.

Es wurden mehr Offizianten angestellt, als für die ganze Armee nöthig waren; das ganze Personal derselben bestand aus lauter Connexionsmenschen: beliebten Lakaien, ungerathenen Müssiggängern, sogar Handwerksburschen; denn es war wirklich ein Schneidersohn, der bereits das Handwerk des Vaters erlernt hatte, und ein Knopfmachergeselle darunter; ferner Banquerotte Kaufleute, Kornjuden und Roßtäuscher, so ging es hinauf bis zu den Vorgesetzten, die ebenfalls Productionsmenschen und Glückskinder waren. Was von einem Feldzuge zu erwarten war, der so angefangen wurde — sahen die Einsichtsvollen im Staate zum voraus, und die ungeheuern Summen, welche diese Campagne gekostet hat, bewies, daß sie Recht hatten. Trauriger noch war die Erfahrung: daß während der empörendsten Verschwendung die Armee den größten Mangel litt, und nur die eiserne Beharrlichkeit und die Genügsamkeit der Truppen, so wie die rühmliche, der preußi-

schen Armee eigenthümliche Subordination, brachten die Siege hervor, die dort erfochten wurden.

Den Erfolg des Feldzugs, und die Besiegung der Französischen Nationalmacht, zu gewiß voraus gesetzt, hatte man zu demselben keine großen Verpflegungsanstalten getroffen, ob schon dergleichen mehr als jemals nöthig waren, indem der Krieg nicht im Eignen, sondern in benachbarten befreundeten Ländern, und zum Theil in den Ländern der Alliirten zu führen war. Inzwischen hatte man für unbedingt angenommen: daß die Armee in Frankreich siegen und leben würde.

Friedrich Wilhelm war ein zu großer Menschenfreund, um nicht für die Wohlfarth seiner Armee besonders im Kriege auf das Beste zu sorgen, oder eigentlich sorgen zu lassen; denn alles was er that, bestand in den Befehlen zu dem was gethan werden sollte! Ob dies alles aber wirklich geschahe? das erforschte sein Blick nicht, denn der Geist des Betrugs hatte sich um seinen Thron gelagert und raubte ihm jede Aussicht nach Wahrheit. Man hatte sich seiner Schwäche bemächtigt, und häufte unter seinen Augen schaamlos Mißbräuche auf Mißbräuche.

Dem Verpflegungswesen der Armee waren einige Räthe von hohem Ansehn vorgesetzt, man hatte weitläuftige Dienstinstruktionen für die Offizianten entworfen — alles sollte belegt, berechnet und controllirt werden, und doch waren Leute angestellt, die zu solchen Geschäften durchaus untauglich waren.

Es schien aber auch auf nichts anders anzukommen, als auf Bereicherung der Officianten, und einer folgte immer dem Beispiel des andern. Ein in Longwy bei der Retirade zurückgelassenes Magazin, ungefähr 6000 Thaler an Werth, wurde für mehr als 100,000 Thaler in Rechnung gebracht; man schämte sich nicht, 60,000 Thaler blos für Säcke in Rechnung zu bringen; man verpflegte die Oestreicher heimlich aus unsern Magazinen wo es der Privatvortheil erheischte. Und zu der nähmlichen Zeit, als die Englische Armee unter dem Herzog von York, durch gewissenlose Lieferanten, aus den Niederländern und aus Holland hinaus geliefert und vom Hunger vernichtet dort eingeschifft wurde, war auch die preußische Armee dem Wucher preis gegeben und litt Mangel, während sich die Lieferanten und Verpflegungsbeamten, bis zum Subalternenschreiber hinab, in köstlichem Weine berauschten, und ihre Pharaotische mit Geld beladen waren.

Dies Unwesen übersahe man und mußte es wohl übersehen, denn es kam von oben herab. Dagegen hielt man sich an die höchst weitläufige und eben so unnütze Form. Millionen Linien wurden eben so unnütz gezogen, als Millionen Thaler verschwendet wurden; Rechnungen wurden geschrieben, falsche Belege fabricirt und Tabellen gemacht. Jeder Fehler in Calculo und jeder Verstoß gegen die Form, wurden in Bogen langen Monitis gerügt, und oft wurde um $\frac{2}{5}$tel Pfennige, die entweder mit dem Etat oder den Nachweisungen nicht stimmten, zehnmahl hin und her ge-

schrieben und endlich — niedergeschlagen. Dagegen prüfte man nie, ob die in Rechnung gebrachten Summen auch würklich ausgegeben waren, und nothwendig ausgegeben werden mußten? noch weniger, ob, und wie, der Soldat und der Knecht alles erhielt, was ihm nach dem Etat versichert war, oder ob die Personalbestände auch mit den eingegebenen Listen genau überein stimmten? Eben so wenig sahe man die schlechten Pferde, die der Hunger zu Grunde richtete, während die Trainofficianten für sich fouragirten und mit den Magazinbeamten den verderblichen Rationshandel trieben.

Ein paar Groschen über den Etat ausgegeben veranlaßten allemal eine weitläufige Untersuchung, aber nie konnten unnütz ausgegebene oder fälschlich in Rechnung gebrachte Summen den geringsten Verdacht erwecken, so lange nur die Form erfüllt war. Die unterlassene Anschaffung der Magazine vor dem Kriege, und die schnelle Herbeischaffung derselben durch Lieferanten, denen man gegen genereuse Anerbietungen die vortheilhaftesten Bedingungen und Preise zugestand, und die bei der Ablieferung von den Magazinassistanten durch ihre Freigebigkeit jeder Nachsicht versichert waren, vertheuerten unglaublich den Krieg. Die Soldaten erhielten wenig Naturalverpflegung, und mußten bei der strengen Mannszucht, und bei der Schonung die der König den Rheinländern zugesichert hatte, in ihren Quartiren größtentheils von ihrem Solde leben; wie weit sie bei der Theuerung damit reichen konnten, kann man sich leicht

denken, besonders da der Soldat im Felde fast immer nur vom Marquetender kaufen kann. Auch die Montirungsstücke, die lange vorher schon nach einem verderblichen Grundsatz nur von dem mindest fodernden angefertigt und der Armee durch Kaufleute, Monopolisten und Juden geliefert wurden, waren — wie natürlich — sehr schlecht. Und doch hielt die Armee unter der Last dieser Mißbräuche gegen einen Feind aus, der im Ueberfluß lebte, mit Enthusiasmus focht, und ohne Militairgesetze überall Zügellosigkeit übte.

Die Offiziere waren ebenfalls dem Wucher preis gegeben; ein paar Juden waren mit allen Offiziermontirungsartikeln der Armee gefolgt, und standen auch hinter den Spieltischen mit baarem Gelde bereit; sie übernahmen beträchtliche Lieferungen, ruinirten den Familienwohlstand vieler Edelleute, und kehrten mit schweren Reichthümern beladen zurück.

Drei Jahr dauerte diese Ausströmung des Nationalwohlstandes, die noch durch den zu gleicher Zeit in Pohlen ausgebrochenen Krieg beträchtlich vermehrt wurde — bis endlich der Friede mit Frankreich Anno 1795. und die Besitznahme von Südpreußen, den Krieg endigte. Die Verpflegungsbeamten kehrten mit prachtvollen Equipagen und schwerem Gepäcke zurück, sie hatten für ihre ganze Lebenszeit eingeärntet und schämten sich ihres Erwerbs so wenig, daß sie sehr frei und umständlich davon sprachen; einer führte sogar, bei seiner Zurückkunft nach Potsdam

einige Wagen mit Rheinwein beladen hinter sich her. Die letzte Gelegenheit zum Erwerb nutzten alle durch Einführung einer Menge contrebander Waaren.

Die armen Collegen in Pohlen hatten indessen einen harten Stand, denn hier war viel Beschwerde und wenig oder gar nichts zu verdienen, sie kehrten mit bitterm Neide gegen ihre Amtsbrüder zurück, von denen einige, troz ihres reichlichen Erwerbs, noch Pensionen oder einträgliche Aemter erhielten. Die Untersuchungen über das Geschehene fiengen an, konnten aber durch nichts als durch Niederschlagung geendigt werden, welches denn auch nach einigen Jahren geschahe. Die Registraturen nahmen die kolossalen Aktenballen auf, die nichts enthielten: als die Beweise großer Fehler und großer Unterschleife. Aus meinem folgenden Briefe werden Sie beurtheilen können: ob man die Rheincampagne nicht wenigstens als eine Erfahrungsschule für die Zukunft genutzt hat ꝛc.

1806.

Friedrich Wilhelm II. suchte die Wunde zu heilen, die dem Staate durch die Rheincampagne geschlagen war; aber dies war vergebens, denn der Eigennutz fand immer mehr Spielraum. Die Armee erholte sich zwar äußerlich wieder, und die Pracht wurde größer als sie vorher war, aber die Offiziere waren einmal dem Wucher in die Hände gegeben und verschuldeten immer tiefer.

Der Monarch sahe — wenn auch nicht sorglos — doch ruhig dem fernern Schauspiel in Europa zu, er zog das

Schwerdt nicht wieder, that aber auch leider nichts, um den Staat gegen einen künftigen Krieg vorzubereiten oder sicher zu stellen. Seine körperlichen Leiden nahmen zu, und legten ihn endlich, seiner Lebenslust ungeachtet, zu seinen Vätern.

Für das Land brach ein hoffnungsvoller Morgen an, Friedrich Wilhelm III. berechtigte uns zu den schönsten Erwartungen. Viele schlechte Beamten kamen aus der Reihe der Thätigen und mit ihnen machten viele Mißbräuche der bessern Verwaltung Platz. Nur von der Armee konnte man dies nicht sagen, es wurde mit den Soldaten zu viel gespielt, und ein überhandnehmender Kleinigkeitsgeist brachte den eigentlichen Militaircharakter ganz aus seiner Richtung. Die guten Einrichtungen, die noch im Montirungswesen, besonders für die Offiziere bestanden, wurden durch eine unrichtige Ansicht der Sache, und durch eine eingebildete Vorstellung von Zwang, gänzlich aufgehoben, und den Offizieren im Montirungswesen eine Freiheit bewilligt, die ihnen nicht anders als höchst schädlich seyn konnte. Es war eine Maaßregel, als ob sie die Juden erfunden hätten, denn diese bekamen dadurch fast das ganze Montirungsgeschäft in ihre Hände, welches denn auch um so ergiebiger für sie war, da der König alle Jahr irgend eine Montirungsveränderung vornahm, die den größten Theil der Offiziere ruinirte. Auch die gemeine Soldatenmontirung wurde durchaus verändert, der Charakter des ganzen war — Einfachheit, aber sie waren zu

zu eng, zu schlecht, kleideten den Soldaten zu dürftig, und waren besonders für den Felddienst durchaus nicht brauchbar. So allgemein man diese Einrichtung für fehlerhaft und höchst nachtheilig erkannte, so fand sich doch niemand in der Armee, der den König darauf aufmerksam gemacht hätte. Durch alle diese Einrichtungen verlohr die Armee viel von ihrer Brauchbarkeit.

Den Frieden liebt Friedrich Wilhelm vor allen Dingen, dies zeugen die großen Opfer die er der Erhaltung desselben gebracht hat, und manche gute Einrichtung gedieh nur durch die fortdauernde Ruhe. Der junge Regent hatte auch sehr viel Schaden zu heilen, und es gehörte in der That ein so gnügsamer, sparsamer König dazu, um mit so vieler Resignation die Ersparungen bei seiner eignen Person und bei seiner Familie so ernsthaft anzufangen. Warum hat der Monarch, der alles Gute so ernstlich will, nicht auch das Selbstvertrauen, das zur Prüfung des Falschen vom Wahren so durchaus nöthig ist? warum ist er furchtsam gegen die Großen seines Reichs? und mißtrauisch gegen seine eigne bessere Einsicht? wodurch denn ein Schwanken entsteht, daß allem Guten hinderlich ist.

Es blieb Friede — so lange — — als es Friede bleiben konnte; der Krieg im vorigen Jahre zwischen Frankreich und Oestreich nöthigte endlich den vorsichtigen Monarchen, seine Gränzen durch seine Armee zu decken. Die politischen Gründe, und die militairischen Maaßregeln dieses Marsches kennen Sie. Nur von den Verpflegungsanstal-

ten für eine Armee, die unter Anführung eines neuen Königs fürs Vaterland kämpfen, ihren alten Ruhm bewähren, und ihrem großen Anführer die ersten Beweise ihrer Anhänglichkeit, ihrer Treue und ihres Muthes bringen sollte, will ich Ihnen hier ein Bild entwerfen.

Man hoffte und zwar zum hoffen berechtigt, daß unter diesem König alles mit Weisheit und Zweckmäßigkeit zum Kriege angeordnet werden würde, denn die hohen Beamten, denen diese vielfachen wichtigen Geschäfte anvertraut waren, hatten alle ein günstiges Vorurtheil für sich genommen, und sie zeugten überall die Miene der Unfehlbarkeit.

Bei den häufigen Mißbräuchen, welche im Verpflegungswesen der Armee in der Rheincampagne statt gefunden hatten, und von denen der König genau unterrichtet war, konnte man voraussetzen, daß diese lehrreiche Erfahrungsschule jetzt zur Richtschnur dienen würde, das bessere zu wählen. Es ist auch unstreitig gewiß, daß man dies gewollt hat, nur vergriff man sich sehr in den Mitteln.

In der Hauptsache ordnete man die Verpflegung der Armee nach der nämlichen Verfassung, die in der Rheincampagne bestand, nur daß man für die verschiedenen Verpflegungsämter neue Dienstinstructionen drucken ließ, die noch viel weitläuftiger als die ehemaligen waren, und deren Befolgung auch dem geschicktesten Geschäftsmanne unmöglich blieb. Diese neuen künstlichen Formen, die jemand erfunden haben muß, der den Gang des Verpflegungs-

wesens im Laufe eines Krieges durchaus nicht gekannt hat, sollten alle Mißbräuche, alle Unterschleife unmöglich machen! Aber es blieben dem untreuen Beamten alle Wege offen, diese Form fälschlich zu erfüllen.

Das Verpflegungsdepartement zu Berlin hatte die Anordnung und Leitung des Ganzen. Der Chef dieses Departements ist zwar ein sehr würdiger General, aber ein Greis von etwa 70 Jahren, und mit mehr Aemtern beladen, als dem größten Geschäftsgenie in den besten Lebensjahren zu verwalten möglich seyn würde. Er ist nehmlich Generalquartiermeister, Chef des Ingenieurdepartements und Generalinspector aller Festungen im ganzen Lande! Unter seinem Oberbefehl wurde für jedes Corps d'Armée ein Feld-Kriegs-Commissariat errichtet, so daß deren fünfe entstanden. Die Direktionen derselben waren größtentheils an Kriegs- und Domainenräthe vertheilt, die ganz geschickte Männer waren und von denen einige schon die Rheincampagne mitgemacht hatten. Jedes dieser Commissariate bestand unter dem Director aus einigen Expedienten, Registratoren, Calculatoren, Canzelisten und Copisten 2c. diese bildeten ein Corpus Colleg. von 10 bis 15 Personen. Jedes Corps hatte seine eigene Kriegscasse, und unter derselben waren noch: eine Lazareth- eine Haupt-Feld-Magazin- und eine Haupt-Feld-Proviant-Casse etablirt, unter welche die mannichfaltigen Ausgaben für die Armee vertheilt waren. Nächst diesen Cassen waren denn noch die Specialcassen bei den Feldbäckereien und

den Proviantführwesen-Colonnen errichtet. — Alle diese Cassen standen unter dem Feld-Kriegs-Commissariat des Corps, welches alle Ausgaben autorisiren und genehmigen mußte. Die Etats waren von dem Oberkriegscollegio festgesetzt, und den Hauptcassen zur Befolgung zugeschickt. Die kleinen Cassen wurden aus den Hauptcassen mit Vorschüssen nach Maaßgabe ihres Bedarfs versehen, und sie nahmen ihnen unter Genehmigung des Commissariats Rechnung ab, die sie als Belege ihrer Ausgaben ihren Rechnungen beifügten, solche ebenfalls dem Commissariat vorlegten, dann aber an die General-Feld-Kriegs-Casse nach Berlin, von da an das Verpflegungsdepartement, und endlich an die Ober-Rechnungskammer als letzter Instanz geschickt werden mußten, um von dort her die Decharge zu gewärtigen.

Das Ganze dieser Kriegs-Commissariats-Geschäfte war ein so künstliches in der Anlage verwirrtes Wesen, daß eine eben so große Weitläuftigkeit als häufige Unordnungen und Mißbräuche daraus entstehen mußten, besonders da man die untauglichsten Subjecte zu Proviantcommissarien und Offizianten annahm, von denen die meisten zu gar keinen Geschäften geschickt waren, auch noch nie gedient hatten, und sich also um so weniger in einen so künstlichen Geschäftsgang finden konnten, der für den Erfinder selbst nicht auszuführen war. Am meisten litt die Armee darunter, denn kein einzelner Verpflegungsbeamter hatte Vollmacht, in eiligen Fällen zu thun, was den Umständen an-

gemessen war, ohne sich Verantwortung zuzuziehen; aber jede Kleinigkeit mußte erst geschrieben und wieder geschrieben werden, und mit welcher Nachlässigkeit geschahe nicht manches? z. B. aus Schlesien berichtete ein Offiziant über mehrere Gegenstände nach Erfurth, und bedurfte der Antwort nothwendig mit umgehender Post, er erhielt aber — gar keine. Täglich kamen Fälle vor, an die man bei Abfassung der Instruction nicht gedacht hatte, und aus Unschlüssigkeit oder aus Mangel an Vollmacht, oder weil man den Fall der Form nicht anpassen konnte, geschahe gewöhnlich gar nichts, oder doch nicht das Beste. Auf diese Art häuften sich Unordnung auf Unordnung, die zum Theil auch von den zahlreichen Befehlshabern herkamen, die sich chikanirten und oft widersprachen.

Am meisten hatte die Armee von der Qualität der Verpflegungsoffizianten zu fürchten, die, wie schon gesagt, alle unwissend in solchen Geschäften, alle sehr dürftig, schlecht besoldet, und nur einstimmig in der Absicht mit ins Feld gegangen waren: um sich, wie weiland ihre Vorgänger in der Rheincampagne, Reichthümer zu erwerben.

Einem Rathe aus dem Kriegscollegio war die Anstellung sämtlicher Feldoffizianten aufgetragen, und wer hier ein aufmerksamer Beobachter war, mußte für das Schicksal der Armee und für den glücklichen Fortgang der Waffen höchst besorgt werden. Vor dem Hause dieses Mannes versammelten sich täglich eine unglaubliche Menge Supplikanten, die alle zum Ruhm des preußischen Staats durch

die Verpflegung der Armee beitragen wollten. Es waren Leute aus allen Ständen: verabschiedete oder cassirte Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten von der Invalidenliste, unwissende Chirurgen, banquerotte Kaufleute, Copisten, Bedienten, brodlose Künstler und Handwerker, Friseur, Schneider, Speisewirthe, Pferdeverleiher, Victualienhändler, Köche, Tröpler und endlich die so nirgends fehlen, getaufte und ungetaufte Juden, fehlten auch hier nicht. Fast jeder dieser Supplicanten brachte ein Empfehlungsschreiben von irgend einem bedeutenden Manne, den er disponirt hatte, durch Fürsprache seine Anstellung zu bewirken. Die meisten dieser Supplicanten waren so zudringlich, und viele der eingegangenen Empfehlungsschreiben waren so wichtig, daß der arme Rath in sehr große Verlegenheit gerieth, je öfter er bemerkte, wie die Supplicanten ihren beigebrachten Empfehlungen so ganz und gar nicht entsprachen. Er selbst hatte sein Glück im Wege der Connexion gemacht und seine Verbindlichkeiten gegen viele Personen waren von der Art, daß er deren Empfehlungen, ohne alle Rücksicht auf die empfohlnen Subjecte, Gehör geben mußte. Der gute Rath gerieth daher wegen der Verantwortlichkeit über das angestellte Personal in große Besorgniß, und hatte später hin auch viel Verdruß und Eclat davon.

Auf diese Art war die Annahme der Feldoffizianten fast ohne eigentliche Auswahl geschehen, sie war vielmehr eine Loosung aus einem Glücksrade, in welchem 50 Nieten gegen einen Gewinn waren. Und wenn es sich auch in der Fol-

ge erwies, daß nicht alle Individuen dieses Personals untreu und betrügerisch gehandelt hatten, so waren doch keine darunter, die durch Dienstkenntniß oder durch geschickte Amtsführung die sie getroffene Wahl gerechtfertigt hätten.

Dies gemischte Personal wurde bald vereidet (vergebliche Müh), mit dem geringen Gehalte versehen, welches noch in Berlin im Glanze der Uniform verschwelgt wurde, dann gingen sie alle in verschiedenen Richtungen nach ihren Bestimmungsörtern hin. Sie zogen mit leeren Taschen, zu Fuße, zu Pferde oder per Post aus Berlin, und nutzten unterwegs bald die ihnen eingehändigten Bestellungen, indem sie darauf Quartiere nahmen und Fourage erhoben. Einige ließen sich sogar unter allerlei Vorwand Geldvorschüsse geben, oder erhoben ihre Fourage an mehr als einem Orte, um sie zu verkaufen, auch erpreßten einige von den Landleuten Vorspannfuhren.

Ein beträchtliches Detachement dieses Personals wurde nach Südpreußen geschickt, wo sie aber in Kalisch eine Zeitlang unthätig zubringen mußten, indem die dortigen Kammer- und Kreissteuerbeamten die Magazine bereits angelegt hatten, die Verpflegung der Truppen selbst besorgten, und aus leicht zu errathenden Ursachen an die Verpflegungsoffizianten nicht abgeben wollten, besonders da der Durchmarsch der Russen täglich erwartet wurde, und die Magaziniers ihrer Erndte mit Gewißheit entgegen sahen. Diese fiel auch sehr reichlich aus, die Polnischen Güterbe-

sten wurden bei den Ablieferungen gewaltig gedrückt, sie mußten so viel polnische Viertel, reichlich gemessen, abliefern, als sie, nur im Berliner Scheffel, zu geben verpflichtet waren. Der Herr von T. y in klein Kl. ein sehr armer Edelmann klagte mir: daß er nach S. z. 16 Berliner Scheffel Mehl habe liefern sollen; er hätte sich Freunde machen wollen, und hätte daher 21 Polnische Viertel dahin abgeschickt, hätte aber doch nur eine Quittung über 12 Berliner Scheffel erhalten, die er mir auch vorzeigte. In K. verkaufte ein Magazinier an einen Gastwirth 200 Scheffel Hafer. Die Russen nahmen die ihnen bewilligte Fourage aus den Magazinen, aber sie verkauften solche den Beamten sogleich wieder, und fouragirten bei den Bauern mit Gewalt.

Den Feldoffiziansten ging diese ganze Ernte verlohren, sie saßen 14 Tage in Kalisch müssig, ohne alle Mittel, bei einer ziemlich grossen Theuerung, und konnten doch den dortigen rohen, sinnlichen Vergnügungen, dem Trunk und dem Hazard-Spiele, nicht widerstehen, wodurch sie denn bald zu den gewöhnlichen Mitteln, zum Verkaufe ihrer wenigen Effecten und zum Schuldenmachen, ihre Zuflucht nehmen mußten.

Nach veränderter politischer Lage wurden endlich die Verlassenen aus ihrem Exil erlößt, eine Ordre berief sie nach Erfurt; kein Einziger unter ihnen war im Stande, diese weite Reise aus seinen Mitteln zu bestreiten, und die Meisten hinterließen Schulden, weshalb sie sich mit vieler

Gewandheit aus der Stadt entfernten. Man ladete, so weit es ging, das Personal auf ledige Cassenwagen, und auf dem Wege bis Erfurt fielen manche tragisch komische Abendtheuer und mit unter auch Excesse vor.

Die Herren kamen endlich in Erfurt an, wo sie in der umliegenden Gegend in die Magazine und in die Bäckereien vertheilt wurden. Die Armee stand zwar ruhig und unthätig, so daß die Verpflegung in der größten Ordnung und nach aller Form geschehen konnte. Und dennoch gab es bald Untersuchungen, Arrestanten, Defekte. Man mußte cassiren und fortjagen und wußte aus der Menge von Unterschleifen und Unordnungen sich nicht heraus zu finden. Dem Könige kamen die geschehenen Mißbräuche zu Ohren, indem die Chursächsische Regierung bei ihm selbst über die Bedrückungen klagte die man gegen die Bauern übte, und er befahl strenge Bestrafung.

Die müßigen Bäckereien marodirten, indem man das Brod für die Armee in den Städten backen ließ, die Back- und Oberbackmeisters, die nur 10 und resp. 15 Thaler Feldgehalt monatlich haben, entschädigten sich durch falsche Angaben ihres Personals, um Löhnungen einzustecken. Die Trainoffiziere vertauschten und verkauften Pferde, verschafften sich Scharfrichter-Atteste, um verkaufte Pferde in Abgang bringen zu dürfen, und brachten auch wohl die wirklich abgegangenen (verhungerten) später auf den Rapport, um die Rationes noch zu empfangen. Die Handwerker mußten sich üben, nach der vorgeschriebenen müh-

samen Farm, Rechnungen zu schreiben über Arbeiten die nicht gemacht waren, deren Betrag man eincassirte, und unter sich vertheilte, während man Wagen, Geschirre und Backrequisiten in dem nähmlichen schlechten Zustande ließ, wie solche aus den Trainmagazinen verabfolgt waren. Für Wagenschmier, Stränge und Stalllichter wurden die unverschämtesten Forderungen gemacht, die Pferdearzney war ebenfalls eine Gelegenheit zum falschen Rechnungsschreiben, und es gaben sich selbst Apotheker dazu her, während die Pferde häufig an Drüsenkrankheiten litten, und mit wenigem Kropfpulver curirt wurden. Die Trainchirurgi, ebenfalls zum verhungern besoldet, und mit 6 Pf. Medicingeld für jeden Knecht, nicht zufrieden, folgten dem Beispiele und liquidirten bedeutende Summen für Medicin, die weder verschrieben noch eingenommen worden war. Sie durften dies thun, denn man brauchte sie, nicht als Aerzte, sondern zum fingirten Rechnungsschreiben.

So wurden die Kräfte des Landes von untreuen Beamten verschwendet, während man blos mit aller Aengstlichkeit über die Erfüllung einer künstlichen Form wachte.

In den Magazinen ging es nicht besser; für Fuhrlohn, Tagelohn und Geräthschaften wurden große Rechnungen geschrieben, und wenig ausgegeben. Bei der Abnahme drückte man die Bauern entweder mit dem Maaße, oder man ließ sie so lange warten, bis sie ansehnliche Geschenke boten, um nur abgefertigt zu werden.

Bei der Unthätigkeit der Armee mußte von den Etats eine bedeutende Summe erspart werden, aber bei solcher Verfassung ging diese Ersparung durch Unterschleife und Betrug verlohren. Alle Verpflegungsbeamten richteten sich nach dem Etat, und nahmen den größten Theil der Ersparungen in ihre Tasche. Dabei waren die Confusionen und Unordnungen auf das höchste gestiegen.

In Südpreußen war ein Train und eine Bäckerei von 5 Ofen stehen geblieben, er blieb einen ganzen Monat der Habsucht der Inspektoren preis gegeben, bis man sich entschloß, ihn nach Schlesien zu dem v. Gr. Corps d'Armée marschieren zu lassen. Ein anderer Train und ein Cavalerieregiment kamen in einer gewissen Stadt in der Saalgegend an, und forderten Fourage, die man ihnen aber aus dem Preußischen Feldmagazin verweigerte, weil sie nicht auf der Verpflegungsdesignation dieses Magazins standen. *) Ein Geldtransport von Berlin, nach einer Casse in S. geschickt, wurde von derselben Casse nicht angenommen, weil man keine Ordre dazu hatte. Ja selbst einige Regimenter wußten oft nicht, zu welchem Corps sie gehörten, indem sie bald diese, bald jene Ordre erhielten. Aehnliche Confusionen gingen bei den Hauptcassen vor, die entweder gar keine Verpflegungsetats erhalten hatten, oder deren Corps sich vermehrten oder verminderten, so daß sie oft nicht wußten, wer von ihren Fonds Geld zu erheben hatte

*) Und die Vorräthe auch nicht zureichend waren.

oder nicht.*) Alle diese Unordnungen entstanden zuerst aus dem Kriegscollegio und demnächst durch die Collisionen, in welche der Generalstaab mit dem Kriegscollegio und mit der Intendantur so oft gerieth, und die nur eine Folge von der Eifersucht, von der Arroganz, und von dem Privathaß oder den eigentlichen Persönlichkeiten zwischen beiden waren.

Was ließ sich nun wohl von einem Kriege hoffen, vor dessen Eröffnung bereits solche Unordnungen eingerissen waren, die der Armee das Vertrauen entreißen und sie muthlos machen mußten? Der Feldzug wurde indessen ohne Feindseligkeiten im Frühjahre dieses Jahrs geendigt und die Armee ging nach Hause.

Die sächsischen Fürstenthümer und einige andere angränzende Länder hatten die Lasten der Preußischen Einquartirung und die starken Fouragelieferungen umsonst getragen, sie hatten freigebig und willig alles geleistet was man von ihnen forderte, ohne daß sie dafür für ihre künftige Sicherheit etwas hoffen konnten, denn Deutschlands Lage war nach dem Zurückmarsch der Preußen nur noch bedenklicher geworden.

Die Preußische Armee hatte von ihrem Privatvermögen viel eingebüßt und rückte mißmuthig wieder in ihre Garnisonen ein, weil es nicht zum Schlagen gekommen war.

*) Dies war auch der Fall mit der Feldkriegscasse des von Gr. Corps.

Das Heer der Offizianten kehrte höchst traurig über den mißrathenen Versuch, sein Glück zu machen, in seine alte Sphäre zurück. Alle klagten über Minus, keiner hatte Plus; die Meisten hatten ihre vorigen Nahrungszweige so ganz aufgegeben in der gewissen Voraussetzung: daß der Krieg sie in den Stand setzen würde, nach dem Frieden unabhängig und Geschäftlos leben zu können, daß sie zu denselben nicht zurückkehren konnten. Sie fluchten daher auf den König, daß er nicht wirklich Krieg angefangen hätte; klagten bitter, daß nichts zu verdienen gewesen sei, zögerten mit der Rechnungsablegung so lange, bis man sie strenge dazu anhielt und ihnen nahe Termine setzte.

Nur das in Schlesien für das v. Grawertsche Corps d'Armée, nach der Anordnung des Ministers Grafen von Hoym, und unter der Direktion des Geheimen Rath Grafen v. Schack errichtete Feld-Kriegs-Commissariat, zeichnete sich durch die Solidität seiner Offizianten vortheilhaft aus. Das Personal desselben war größtentheils aus den Breslauer und Glogauer Kammeroffizianten ohne alle fremde Einmischung und ohne alle Protektion gewählt worden. Alle andern Suplicanten wurden abgewiesen. Für die Angestellten war besser gesorgt; es waren Leute, in denen schon durch ihre Dienstverhältnisse ein Geist der Ehre wohnte, und sie kehrten nach beendigtem Feldzuge wieder in ihre vorigen Posten zurück.

Sämmtlichen Commissariaten wurde nun aufgegeben ihre Rechnungen zu schließen, solche dem Verpflegungsdepartement einzureichen und sich sofort aufzulösen. Das Departement beschäftigte sich damit, das Chaos von Unordnungen zu ordnen, die Mißbräuche zu untersuchen, das Facit des ganzen Feldzugs dem Könige vorzulegen, die Rechnungsballen der Oberrechnungskammer zur letzten Durchsicht zu überschicken, damit dies Collegium ein paar Jahre vorräthige Arbeit haben möchte, und endlich die einzigen bleibenden Beweise dieses unschlüssig und planlos angefangenen und zwecklos beendigten Feldzugs, der Registratur zu übergeben.

Die einsichtsvollen, wahren Patrioten, die die täglichen, unglückdrohenden Confusionen dieses Feldzugs beobachtet hatten, waren sehr froh, daß dies Ungewitter so glücklich vorüber gezogen, und ein Krieg verhindert worden war, der, in Hinsicht auf die Planlosigkeit und schlechten Verpflegungsanstalten, keinen glücklichen Erfolg hoffen ließ.

Die Trainoffiziere schlossen sich dem langsamen Rückmarsch der Armee mit den ausgehungerten Pferden an; sie hatten treflich für sich gesorgt, und beschlossen ihre Ernte mit den Pferdeauctionen, wo sie die besten Pferde gegen schlechte austauschten, und andere, die sie für 40 bis 50 Thaler im stillen verkauft hatten, mit einem Preise von 5 oder 6 Thaler im Protokoll ansetzten. Nur in Schlesien war diese Betrügerei entweder gar nicht oder doch sehr schwer möglich, denn der weise Hoym nahm das königliche

Interesse zu sehr wahr, und ließ diese Auction durch Kammerdeputationen abhalten. Ich sahe selbst eines Tages 3 Pferde anhalten, die von dem Schweidnitzer Anger durch einen Schirrmeister und einen Knecht in die Stadt geführt werden sollten. Der Trainoffizier, Lieutenant v. Tr., wußte sich mit nichts auszureden, er war zwar tüchtig grob, aber die Pferde durften dennoch nicht weg, es war offenbar, daß der Tr. diese Pferde heimlich verkaufen wollte, aber das Kammerdepartement hielt sie zurück.

Unter dem würdigen Hoym gab Schlesien bei diesen Angelegenheiten überall ein schönes Bild von Planmäßigkeit und Ordnung, und in dieser Provinz allein hatte man die Freude, Bataillons-Artillerie- und Trainpferde für gute Preise verkaufen zu sehen, obgleich die Anzahl derselben sehr beträchtlich war, *) dagegen man in andern Provinzen dergleichen Pferde beinah verschenken mußte.

1806.

Die Armee marschierte zwar zurück, aber ein Theil derselben blieb mobil in den Garnisonen, oder zog nach Pommern, wo es ebenfalls gegen einen gewissen Trainoffizier, Rittmeister v. St., zur Untersuchung kam, die sich für ihn mit Cassation und Festung endigte.

Es war zwar Friede, allein die Freude dauerte nicht lange; die Besorgniß der erfahrenen Männer im Staate: daß das Feuer nicht gelöscht sondern nur gefahrdrohend be-

*) Das Grenadierbataillon von Hahn in Breßlau verkaufte seine Pferde daselbst mit einigen hundert Thaler Plus gegen den Lieferungspreis.

weckt sei, um fürchterlich wieder aufzulodern, ging sehr bald in Erfüllung. Während man noch bemüht war, alle Spuren von diesem Feldzuge zu vertilgen, ertönte schon von neuem der dumpfe Ruf zum Kriege, der sich bald genug, und zum Schrecken der einsichtsvollen Staatsbürger bestätigte.

Das erste, was man bei diesem neuen Aufbruche bemerkte, war ein unglückdrohendes Schwanken in den Anstalten. Einige Regimenter erhielten Ordre zum Marsch, und wieder Gegenordre zum Dableiben, einige Andere waren wirklich schon einige Tagemärsche ausgerückt und mußten in ihre Garnisonen zurückkehren. Man nannte dies Benehmen geheimnißvoll, doch verdienten die Anstalten nur insofern diesen Nahmen: als viele den Zweck derselben nicht errathen konnten. Uebrigens lag nichts geheimnißvolles in der Sache, am wenigsten für Frankreich.

Die hundertfältigen Fehler des vorigen Feldzugs, der kaum beendigt, und mit deren Untersuchung man noch beschäftigt war, lagen noch so frisch vor Augen, daß man die gegründetste Hoffnung auf eine bessere Organisation der Armee hegen durfte. Allein man hatte täglich besorgnißerregende Täuschungen, die Beurlaubten kamen so einzeln und langsam in die Garnisonen (besonders in Berlin) zusammen, daß sie in 3 Wochen noch nicht alle versammelt waren; *) so daß man an dem Ernste der Sache wieder zu zwei-

*) Und einige Regimenter ließen die übrigen sogar wieder nach Hause gehen.

zweifeln anfing. Eben so langsam ging es mit dem Abliefern der Pferde, mit dem Einbringen der Knechte, und mit der ganzen Mobilmachung, in der man nichts als Widersprüche sahe. Ob es Plan war, so langsam, so widersprechend, und so zweideutig zu seyn? ob man von dem Genie des Herrn von Luchesini so gewiß hoffte, er werde unsere Rüstungen unnöthig machen, oder ob man auch glaubte, schon durch die Miene zur Rüstung den Streit zu endigen? und daß die Franzosen so discret seyn würden, unsere Langsamkeit ungenutzt und geduldig abzuwarten? Alles dies ist unerklärlich, und es bleibt uns davon nichts als die traurige Erinnerung an die Wirklichkeit dieser Fehler, und an ihre unglücklichen Folgen. Man trug sich mit mancher erfreulichen Neuigkeit über Verbesserungen in der Armee, darunter gehörten die befohlene Verminderung der Pferdeanzahl für die Bagage der Offiziere, und der strenge Befehl zur Zurücklassung der Offiziers und Soldatenfrauen. Mehrere der schlechten Verpflegungsoffizianten aus dem vorigen Feldzuge wurden nicht wieder angestellt, und der Patriotismus ließ uns alles Gute hoffen und glauben.

Der Marsch der schlesischen Truppen glich bald einem Leichenzuge, bald einem Wettrennen, je nachdem sich die häufigen Ordres widersprachen. Bei Löwenberg, Bautzen und Dresden waren Stillstandspunkte, und in letzterer Stadt zeigten die preußischen Cavallerieoffiziere täglich ihren Uebermuth und ihre Bravour im Reiten, im Fahren,

im Trinken, Spielen — — — ꝛc. Die einfachen, schlichten Sachsen staunten diese Herkulen an, und bekamen gegen sie ein Schülermäßiges Ansehen.

In Schlesien schimpften Bauern und Edelleute, Pächter und Gutsbesitzer über die Lieferungen und Durchmärsche, daher denn auch die Truppen in den Quartiren nicht sonderlich empfangen und bewirthet wurden. Es schien den Schlesiern eine unerschwingliche Last und sie äußerten sich dagegen in ihrer groben Manier ohne Mäßigung.

In Sachsen ging es besser, die Bauern sind dort höflicher und gutmüthiger, auch hielten sie viel auf die Preussen, daher war denn auch die Verpflegung, mit geringer Ausnahme, recht gut. Es war übrigens die Etapenverpflegung überall eingeführt und diese ist auf Märschen, wo Lebensmittel zu haben sind, unstreitig die beste. In jedem Quartier erhielt der Soldat 2 Pfund Brod, ½ Pfund Fleisch und 2 Kannen Bier, und ob gleich die meisten Gegenden in Sachsen diese Verpflegung von dem vorjährigen Marsche her noch nicht bezahlt erhalten hatten; so gaben sie doch die vorgeschriebenen Portionen sehr reichlich und legten auch Vorkost und Brandwein freiwillig zu. Die eigentliche Feldverpflegung aus den Magazinen und durch das Feld-Kriegs-Kommissariat sollte erst da angehen, wo die Armee sich conzentriren und Position fassen wollte. Aber leider war die Armee früher da als die Verpflegungsanstalten, denn sie wurde nach den langen unschlüssigen Märschen endlich zum raschen Vorrücken genöthigt und die Ver-

pflegungsanstalten konnten nicht so schnell nachfolgen. Als sie nun aber vollends durch die drohenden Bewegungen des Feindes in möglichster Eile ihre Stellung verändern und große Märsche machen mußte — da war Mangel an Lebensmitteln unvermeidlich. Die Furcht, die Unentschlossenheit, die ernste Ueberzeugung, daß man sich sehr bald schlagen müsse, und die zu späte Einsicht, daß die Umstände nicht die besten waren, hatten mit einemmale eine solche Unordnung im Ganzen hervorgebracht, daß jedes Einzelne unumgänglich darunter leiden mußte. Eine Ordre widersprach der Andern, die commandirenden Generale ließen den Intendanten ihrer Corps nie zeitig und bestimmt wissen wo sie hinmarschirten, so daß von ihnen keine Anstalten getroffen werden konnten. Die Maaßregeln zum Kriege, die man bis dahin so sehr geheim gehalten hatte, und von denen man sich so viel versprach, mochten wohl recht planmäßig und in bester Form verabredet worden seyn, aber auf einen Umstand hatte man nicht gerechnet, nähmlich: auf sogenannte Queerstriche, und nach altem deutschen Sprüchwort hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht!

Die schlechten, verkehrten Verpflegungsanstalten sind daher allerdings mit Ursache an dem Unglück, das die preussische Armee betroffen hat.

Nur einige Begebenheiten will ich anführen, die diese Behauptung begründen.

Während die Truppen auf den langsamen Märschen so oft halt machten, und durch die Etapenverpflegung die Bauern unnöthiger Weise auszehrten, wurden vor ihrer Front und an ihren vorläufigen Bestimmungsörtern noch gar keine Vorkehrungen zu ihrem Empfange getroffen. Die Proviantoffizianten zogen anstatt vor der Armee, langsam hinter ihr her. Man schrieb und schrieb; man übte sich in der künstlichen Form, und füllte anstatt die Magazine — nur die Registraturen an. In Jena entwarf man erst am 6. Oktober einen Contrakt über Lebensmittel, die leider von einem Juden, den man als Proviantkommissarius mitgenommen hatte, geliefert werden sollten. Die Objecte waren vielfach und die Quantitäten groß. Es waren nämlich: Fleisch, Speck, Butter, Reis, Grütze, Erbsen, Backobst, Taback rc. alles ergiebige Gegenstände für den jüdischen Speculationsgeist; nur Eins war merkwürdig: das Salz sollte der Jude nicht liefern, an diesem wohlfeilen und unbedeutenden Artickel sollte der Ebräer nichts verdienen; dies können wir ja unmittelbar aus den sächsischen Salinen ziehn, sagte man. Der Ablieferungsort aller dieser für eine hungrige Armee sehr erfreulichen Dinge wurde in einem Kreis von 10 Meilen um Erfurth her dem Lieferanten angewiesen, und die Ablieferung sollte so successive und sobald als möglich geschehen. Die Sache war erst so weit gediehen, daß der Jude seine Forderungen angeben sollte. Am 6. Oktober also, wo man schon die ganze Armee in Bewegung setzen mußte, um dem drohenden Feinde die Stirn zu bieten, da dachte man erst

daran, die Armee zu beköstigen, und! — war seiner Sache so gewiß, daß man den Ablieferungsort in die wahrscheinliche Operationsfronte bestimmte!! Der Contract ist indessen wahrscheinlich nicht zu Stande gekommen, denn ehe man ihn expediren, mundiren und confirmiren konnte, war wahrscheinlich das Schicksal der Armee zwischen der Saale und Elbe schon entschieden.

Auch eine Bäckerei war an den Thoren von Jena errichtet, die aber kaum ihre Ofen ausgeheizt, oder höchstens ein paar hundert Brode gebacken haben konnte, als die unglückliche Affaire bei Schleiz sie nöthigte, in aller Eil, und mit Zurücklassung ihrer Mehl- Brod- und Teigbestände nach Weimar hin zu fliehen.

Während der Etapenverpflegung der Truppen, war es doch ganz unnütz, Brodbestände mit sich herum zu führen; und doch that man dies. Viele Regimenter, Bataillone und Artilleristen führten neuntägige Bestände mit sich, sie quälten damit ihr Vieh unnöthig, und das Brod, welches sie aus sächsischen Bäckereien oder auf dem Lande empfangen hatten, verschimmelte ihnen dermaßen, daß sie es auch für die niedrigsten Preise nicht wieder los werden konnten, sondern geradezu wegwerfen mußten. Auf den Märschen also war Verschwendung und Ueberfluß, und da wo es darauf ankam die Armee zu sättigen, da war Mangel.

Die zahlreichen und schwerfälligen Bäckereien, die so unglaublich viel kosten und so höchst wenig nützen, konnten

oder mußten vielmehr, so lange man ruhig marschieren konnte, durchaus voraus rücken, damit die Armee überall Brod fand, und nur erst, als der Krieg wirklich anfieng, mußten sie weit hinter die Fronte zurück gehen, um dort ruhig fort backen zu können; aber, statt dessen machte man sie zum Theil erst mobil, als die Armee schon auf dem Marsche war, und dann ließ man sie langsam hinterher spazieren fahren oder unthätig stehen bleiben, während Städte und Dörfer den Truppen Brod schaffen mußten.

An den entscheidenden Tagen aber, die über Preußens Schicksal so unerwartet einbrachen, befanden sich einige Bäkkereidetachements noch auf dem Marsche, und hatten noch gar nichts gethan. — Andere hatte man mit in die Fronte genommen, z. B. an den Thoren von Weimar standen 13 Ofen, und in Diefurth an der Ilme sollten Eilfe in Activität gesetzt werden. Das Lager war nach der Retraite von Jena erst am 13. Oktober, nachdem man sich 2 Tage und 3 Nächte angstvoll und ohne bestimmte Ordre herumgetrieben hatte, hier aufgeschlagen. 7 Ofen waren am 14ten des Mittags voll Brod und einige hundert Stück lagen rauchend in den Zelten, und die Commandos, die schon mit ihren Wagen zum Brodempfang früher da waren, als ein Ofen fertig war, sahen hungrig auf die heißen Vorräthe. Es kamen immer mehr Brodempfänger und man wußte nicht wer zuerst empfangen sollte. Leider hat wahrscheinlich keiner etwas bekommen, denn der Kanonendonner kam immer näher und tönte so fürchterlich, daß

die Bäcker nicht mehr arbeiten wollten. Das kleine Gewehrfeuer, welches man sehr deutlich hörte, setzte die Nähe der Schlacht außer allem Zweifel; die Bestürzung war unbeschreiblich. Die schöne Gegend war gedrängt voll Bagage, die untermischt mit einzelnen Trupps Kavallerie und Infanterie in dichten Schaaren nach Weimar zogen. Eine Menge Verwundeter kamen durch die Bäckereiläger bei Diefurth und Weimar, sie brachten alle üble Nachricht mit, und dennoch hatten die Traindirektoren die bestimmteste Ordre, nicht von der Stelle zu weichen, sich durch nichts irrig machen zu lassen, sondern ruhig fort zu backen. Dies geschahe denn auch, (wenn auch nicht mit der befohlenen Ruhe). Es kamen von Zeit zu Zeit aus der Stadt Weimar Nachrichten vom dortigen Hauptquartiere, und alle versicherten, daß es recht gut mit der Schlacht stünde. Endlich, und zwar als man schon gegen alle Ordre und unwillkührlich um seiner eigenen Sicherheit willen Anstalten zur Flucht gemacht hatte, kam ein Kurier und brachte die officielle Nachricht: daß die Franzosen geschlagen, und wir überall gesiegt hätten! Bäcker und Knechte bekamen Schnaps und mußten jauchzen. — — Ein paar Mehlcolonnen, die man doch aus Vorsicht über Weimar hinaus nach Erfurth zu voraus geschickt hatte, wurden per Ordonanz zurückgeholt, kamen aber, der ermüdeten Pferde wegen, nicht. Diese unselige Siegesfreude dauerte aber nicht lange, der Pulverdampf trübte bald am Horizonte den schönen Tag. Musqueten- und Pistolenfeuer konnte man deutlich und immer deutlicher unterscheiden, die Kanonenkugeln hörte

man Grausenerregend zischen, und mit einemmale fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch alle, die dort auf den Beinen waren. Wir sind verlohren! laßt uns fliehen! so rief man durcheinander und ließ alles stehen wie es stand; viele Bäcker vergaßen ihre Bündel, und alles, ohne Ausnahme — was sich nicht noch auf den Wagen befand — blieb stehen; bei Weimar 13, bei Diefurth 7 Ofen voll Brod, und die vollständigen Läger mit allem Zugehör! Deshalb also hatte man diese schweren Trains, die dem Lande so viel Pferde und Geld kosten, langsam hinter der Armee her ziehen lassen, um sie an den Tagen der Gefahr gleichsam mit ins Treffen zu nehmen? Ist es schon erhört, daß man während einer Schlacht gleichsam in der Fronte Brod bäckt? und die Subsistenz einer Armee gerade in den gefahrvollsten Tagen so wenig sichert, daß sie, nachdem sie vom Feinde geschlagen worden, auch noch vom Hunger völlig zerstört werden muß? Künftig noch etwas über die Retraite.

1806.

Die Retraite gehet nach Erfurth! so hieß es in dem Augenblick des Schreckens allgemein, und ich glaube, man wäre auch ohne Ordre dahin gelaufen, oder vielmehr man wußte nicht wo man hinlaufen sollte. Einer folgte dem andern, und die fliehende Masse wurde bald so gedrängt dicht, daß der Anblick, den sie gewährte, keine Beschreibung leidet. Das brennende Auerstädt nebst noch einem andern Dorfe und einer Windmühle bildeten am Himmel einige schreckliche Rauchsäulen, hierzu kam der unun-

brochene Donner des Geschützes, und die zahlreichen Verwundeten, die, mit Blut und Pulver bedeckt, laut wimmerten, und, zerstümmelt und entstellt wie sie waren, getragen oder gefahren werden mußten, oder an der Landstraße hülflos, dem herannahenden furchtbaren Feinde preis gegeben blieben, indem sie hier kraftlos hinsanken und die pfeilschnell mit donnerndem Geschütz, jenseits Weimar auf den Höhen, siegreich heranrückenden Franzosen — alles dies bildete eine gräßliche Szene, und beschleunigte die Flucht.

Die fliehenden feigen Schaaren sahen ohne Mitleid ihre verstümmelten Kameraden liegen, und kein Bitten konnte sie bewegen, die Unglücklichen mit sich fort zu nehmen. Anstatt daß solcher Anblick sie hätte zum Muthe entflammen müssen, so vermehrte er nur noch die Furcht, die sie zum Ausreißen gebracht hatte. — Schlimm für die wenigen Braven, die mit diesem Strome schwimmen mußten; sie gingen in der feigen Masse unter.

Sonst war es das A b c der Militairwissenschaft: die Bagage vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen; diesmal aber hatte man sie auf dem Schlachtfelde dicht hinter sich, deshalb konnte man sich denn auch auf dem Rückzuge nicht bewegen. Indessen war dieser Fehler nun einmal gemacht, und es war bei der Sache wohl nichts anders zu thun, als so viel wie möglich von dem ungeheuern Gepäcke vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen. Welcher Reichthum des Staats, und wie viel Privateigenthum steckte nicht in die-

ser Masse, die das ganze Feld von Weimar bis Erfurth bedeckte? Wie viel war also nicht hier zu verliehren? und wie empfindlich war also dieser Verlust nicht im Kriege? War es daher nicht auf jede Gefahr Pflicht, die Bagage so wie das Geschütz und die Munitionswagen in Sicherheit zu bringen? Der Eckhartsberg bei Weimar war ein vortheilhafter Punkt sich wenigstens ein paar Stunden zu halten und zu vertheidigen, während welcher Zeit die Wagenburg doch zum größten Theil gerettet werden konnte. Statt dessen aber mußte die Bagage überall Platz machen und still halten, so oft ein Kavallerietrupp erschien, der seine Flucht im Trab fortsetzen wollte. Zurück die Wagen, fort mit den Packpferden! so schrie man überall und war denn gewöhnlich dabei so brav — die armen Knechte zu prügeln. Durch diese Maaßregeln kamen natürlich alle Truppen voraus, und das Fuhrwesen blieb zurück und dem Feinde preis gegeben.

Unstreitig giebt es Fälle in dem Laufe eines Krieges, wo man eine Wagenburg oder einen Bagagezug dem Feinde aufopfern muß, um wichtigere Vortheile zu erlangen; aber konnte das hier der Fall seyn, wo es auf nichts mehr als auf Rettung ankam? und konnte man auf eine bessere Art retten als dadurch, wenn man den Feind noch eine kurze Zeit aufzuhalten suchte? Oder hat man durch die sinnlose schnelle Flucht größere Vortheile zu erreichen beabsichtet? Welches ist denn der Erfolg davon gewesen? Hat sich die Armee an der Elbe gesammelt und diesen wichtigen Fluß

vertheidigt? Wer wird einst dies Verschulden vertreten!?

In Hinsicht der Bagage verfuhr man ganz nach dem alten deutschen Sprüchwort: Ehre verlohren alles verlohren. —

Die Nacht brach ein und vermehrte die Schrecken dieser Flucht, denn nun ritt und fuhr man sich über, oder man befahl und prügelte sich unter einander. Die Subordination war bei dem Ruhme auf dem Schlachtfelde liegen geblieben. Niemand commandirte, niemand suchte Ordnung in den verwirrten Koloß zu bringen; aber alles raisonirte und empörte sich. Die Luft erhallte von dem fernen und nahen Getöse der Fliehenden. Die Dörfer waren Menschenleer und wurden ein Raub derer Soldaten, die, verzweifelt über ihr Schicksal, sich jede Ausschweifung erlaubten, oder die der Hunger zu jedem Verbrechen zwang. Die Verwundeten warfen sich in die leeren Bauernhäuser; gefühllos und gleichgültig gegen ihr Schicksal geworden, ließen sie es hier auf alles ankommen. Denn tausende sahen ein, daß alle Ordnung aufgehört hatte; man vermißte die sonst so rühmliche Sorgfalt für die Verwundeten und gab sie ihrem Schicksale preis. Kein Lazarethambulant, kein Chirurgus, keine Krankenwagen waren vorhanden.

In Apolda sollte am 13ten October erst ein sächsisch-preußisches Lazareth etablirt werden. Das Schießhaus sollte dazu eingerichtet werden, aber es stand ohne Thüren, Fenster und Ofen, alles dies sollte erst mit kleinstädtischer

Langsamkeit angeschafft werden, während dessen die Kranken wie die Chirurgi ohne Quartiere waren. Wo und wie mag dies alles am 14ten geblieben seyn?

Der ganze Weg von Auerstädt und der Gegend über Weimar, Erfurth, bis über Langensalze hinaus, ja sogar bis Nordhausen und in den Harz hinein, lag voll weggeworfenen Gepäcks. Die Packknechte konnten so, wie sie behandelt werden, wohl keine Anhänglichkeit an ihre Offiziere haben, und es lag ihnen nichts daran, ob das ihnen anvertraute Gepäck gerettet wurde oder nicht; sie warfen es auf die Landstraße, spolirten es wohl noch vorher und ritten dann mit den leeren Pferden davon. Deshalb war der Weg, besonders zwischen Weimar und Erfurth mit Feldgeräthe aller Art so besäet, daß dadurch das Fuhrwesen aufgehalten wurde. Sogar Regiments-Rüst-Registratur- und Cassenwagen lagen umgestürzt auf der Landstraße, und der Wind spielte mit den zerrissenen Registraturen. Hier wurden Rechnungen geschlossen, die der Oberrechnungskammer und den armen Kalkulatoren die Köpfe Jahrelang wüste gemacht haben würden.

Die Menge der auf der Landstraße hingeworfenen Offizierbagage bewies denn doch, mit welcher Umständlichkeit und Weichlichkeit die preußischen Offiziere zu Felde gezogen waren; ihre Reise-Thee- und Kaffeeservice, die Speise- und Flaschenfutter und kurz die lächerlichsten Gegenstände der Weichlichkeit waren hier in Kisten und Kästchen in dem schweren Gepäck der armen gedrückten Packpferde

zu finden. Ich will zwar nicht aus der Schule plaudern, aber einem gewissen Herrn sei es doch zu wissen: daß ein roth Maroquin-Etui, mit dem Wappen des Hochwohlgebohrnen geziert, und gewisse Sicherheitsapparate gegen Priap's Falschheit enthaltend, so wie eine Auswahl entzückender Bücher mit Kupfern, in einer Feldequipage auf dieser Flucht gefunden worden sind. — Die Feldgepäcke waren alle so vollständig, als ob der Krieg auf einer wüsten Insel hätte geführt werden sollen. Ja man hat Dinge gefunden, die auch auf die entfernteste Weise nicht zum Feldgepäck gehören, z. B. Stammbäume, Familienpakten, Patente vom Fähndrich bis zum Obristen, Privatcorrespondenz und Lotterieloose! Während hier der Ueberfluß die Erde bedeckte, und die preußischen Offiziere durch diesen Verlust arm wurden — marschierte der französische Offizier mit seinem kleinen Gepäck auf dem Rücken über das Siegesfeld, den fliehenden Feind zu verfolgen.

Unverantwortlich handelten viele Militairbeamten und Offiziere gegen ihre Pflicht, denen der Staat Kassen und andere Effecten anvertraut hatte. Sie warfen solche weg oder gaben sie den Marodeurs preis.

Ein Cavalleriedetaschement fand auf dem Rückzuge in einem Walde vier Fässer mit Geld, der brave Offizier brachte sie glücklich nach Magdeburg und meldete den Fund der Behörde, er wurde zum Recompens, bei der vorhandenen üblen Laune, noch dazu unsanft empfangen. Das Unglück soll den Menschen bilden, sagt man; doch, keine

Regel ohne Ausnahme. Wer die preußischen Offiziere auf ihrem Rückzuge beobachtet hat, muß interessante, charakteristische Bemerkungen gemacht haben. Die Edlen, deren Bravour in der Unordnung und in der Planlosigkeit untergegangen war, kamen mit kummervollem Blick, im ernsten Nachdenken, still und bescheiden von dem Schlachtfelde, wo sie vergebens gekämpft hatten, zurück. Sie fielen keinem Menschen zur Last, sie bezahlten ihre Bedürfnisse mit ihrem letzten Groschen, oder darbten. Sie eilten, da wo es noch möglich war, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen und die Zerstreuten zu sammeln; manchen waren ihre Kleider zerschossen und zerfezt, und sie selbst verwundet, aber sie achteten dies nicht, denn ihr Herz litt bei dem Unglück des Vaterlandes weit mehr. So fand ich mit mehreren andern die würdigen Capitains v. Br. Infanterieregiment v. W — n und v. L — w im Infanterieregiment v. M — f, deren mühsame Carriere endlich Verbesserungen erreicht hatte, die nun der Krieg vielleicht auf immer zerstört.

Bei vielen andern bemerkte man beispiellose Anstrengung, das Unglück in seinen Folgen aufzuhalten, sie übernahmen sich dabei, zeigten Muth und Verzweiflung — und konnten nichts wirken. Ein großer Theil aber zeigte eine empörende Feigheit, besonders die alten bequemen Herren, die der Verlust ihrer Compagnie wie ein Bliz getroffen hatte, die den Verlust ihrer Güter, ihrer Weinkeller und der Vorräthe auf den Montirungskammern noch zu

fürchten hatten; und deren Paradeleben auf dem Exer-
zierplatz, wo es so leicht ist, eine hohe Meinung von sich
zu ertragen, eine so häßliche Metamorphose erlitten hatte!
Sie waren ganz vernichtet — und zeigten in der Angst ih-
rer Herzen oft eine lächerliche Ehrerbietung gegen die fran-
zösischen Soldaten, die diese Complimente gar nicht ein-
mal verstanden, da die wenigsten dieser Herren mit ihnen
reden konnten. Dagegen waren sie, dem Charakter der
Feigheit getreu, gegen ihre Untergebenen herzlich grob,
und da wo sie ihr Rückzug hinführte, spielten sie vorläufig
den Feind, um das Land auf den wirklichen Feind ein we-
nig vorzubereiten.

Die jungen Bravo's, die Geißeln des Landes, hinge-
gen, denen in den Garnisonen kein Stand achtungswerth,
keine Gesetze heilig sind, die selbst ihren eignen Stand
nicht zu ehren wußten, blieben auch hier ganz in ihrem
Charakter, sie prahlten auf die — lächerlichste Weise,
persifflirten ihre eigne Schande, schimpften auf ihre Vor-
gesetzten, sprachen verächtlich von den Siegern, drückten
überall ihre Unwissenheit aus, und betrugen sich im ganzen
sehr gemein. Ihr imponirender Stolz verließ sie dabei aber
nicht, denn sie hatten alles — auf Ehre! Sie freueten
sich ihrer heilen Haut und setzten ihre Schnelligkeit fort. —
Genug hiervon!

Der schreckliche Zustand dieser fliehenden und durch die
Nacht auf einen kleinen Raum eingeengten Masse wurde

noch vermehrt, als am Ausgange eines Dorfes in einem Hohlwege ein paar schwere Artilleriewagen umwarfen. Hier stockte die ganze Masse, es erhob sich ein wildes Geschrei, untermischt mit Schimpfreden und Flüchen; aber die Masse war nicht einen Schritt vorwärts zu bringen. Rechts und links arbeiteten ganze Schaaren zersprengter Infanteristen in tiefem Morast neben den Wagen vorbei, Knechte und Pferde wurden zerprügelt, und die schwerfälligen Kutschen der Generalität und der Stabsoffiziere drängten sich, ihren Rang behauptend, überall durch. Wenn ihre Besitzer sich auch auf dem Schlachtfelde nicht Rang und Platz verschaffen konnten, so sollte dies doch auf der Retraite geschehen. Durch dieses Drängen hörte vollends jede Möglichkeit zum Fortrücken auf, und mit jedem Augenblick stieg die Angst der Anwesenden, denn rechts ab sahe man ziemlich nahe und in entsetzlicher Menge die Wachtfeuer der Franzosen und hörte ihr Feldgeschrei und ihren Gesang. Dieser Anblick beflügelte die Schritte der Reiter und Fußgänger, nur die Wagen mit allen dazu gehörigen Personen blieben in dem Zustande der Hülflosigkeit und in eigentlicher Todesangst. Hätten die Franzosen diesen Zustand der Flucht gekannt, sie hätten ihn gewiß genutzt, und ein paar hundert Chasseur wären hinreichend, um auf dem Wege von Weimar bis Erfurth alles zu erbeuten, was sich hier im Gedränge befand. Nach einigen Stunden wurde endlich der Hohlweg wieder offen, und man fuhr wie ein Leichenzug immer vorwärts, über umgefallene Menschen und Pferde, so wie über wege-

geworfene Bagage weg. Doch bald mußten mehrere Wagen wieder halt machen, deren Pferde nicht mehr fort wollten, und obgleich der Feind jeden Augenblick anzugreifen drohte, so mußte doch das Vieh gefüttert werden. Diese zweite Angst ging abermals vorüber, und nun fuhr man, menschlicherseits vom Hunger und Durst erschöpft, dem lang ersehnten Ziele zu, und sahe mit anbrechendem Tage die Thürme von Erfurth.

Der Zankapfel unter den Völkern

oder

Was schuf und unterhält den Englisch-Französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden?

Furchtbar schwingt der rauhe Mars den furchtbaren Scepter, grausig tönt die Klage, der Fluch der Verzweiflung; denn im Gefolge des Gewaltigen mähet der Tod die schönen Saaten der Menschenfreuden, der Menschenhoffnungen und des Menschenlebens.

Fast alle Theile der bekannten Welt sind — direkt oder indirekt — verflochten in den allgemeinen Kampf, oder werden es noch.

Europäer und Asiaten betreten die Schlachtgefilde, aber unter sie mischen sich allmählig die Unterthanen oder Söldner der streitenden Gewalten aus den drei übrigen Welttheilen.

Noch stehen für diesen Augenblick unter den Europäern die Oestreicher und Dänen friedlich, unthätig, da; aber, wer bürgt für die Zukunft?

Dännemarks Bewohner sehen bangend in die Folgezeit, denn an den Gränzen stehen die Truppen; das Heer Oestreichs zieht sich zusammen. Ob zur Bewahrung der Neutralität, ob zum ernsten Kampf? Wer mag die Ereignisse der nächsten Monate mit Gewißheit voraussagen?

Allgemein ist denn der Hader, um alle Theile schlingt sich die eherne Kette der Zwietracht. Vom Westen zu Osten, vom Süden zum Norden klirren die Waffen, rumort der Trommelwirbel, schmettert die Trompete, hie und da toset der Donner der Schlacht und die Völker beben oder schäumen, heulen oder knirrschen.

Frage, warum sie kämpfen und die Antwort ist: Um den Frieden! Wunderbar, höchst wunderbar. Darum also stehen Millionen unter den Waffen, darum rüsten sich Welten zum Streit und furchtbare Heere stehen einander gegenüber. Man zerstört um zu vollenden, tödtet um zu beleben.

Deshalb ziehen von allen Richtungen her Heerschaaren zu Roß, zu Fuß und zu Schiffe, überschwemmend die Erde und das Meer.

Kämpft um den Frieden! gebieten die Götter der Erde und vom Halse des liebenden Weibes, aus dem umschlingenden Arm der weinenden Braut, vom Busen lieblicher Kinder reißt sich der ernste Krieger, ergreift die mordenden Waffen und eilt dahin aus der glücklichen Stille des Lebens in das wüthige Tosen der Vernichtung.

Gebt euer Eigenthum oder sterbt! rufen wilde Schaaren dem wehrlosen Bürger zu und seufzend überliefert der Aermste den Ungestümen die theure Frucht seines Fleißes; hier flieht der sonst zufriedne Landmann halbnackend aus der zerstörten Vaterhütte; da wimmern verlaßne hungernde Waisen um Brod; dort strebt die lodernde Feuersäule knisternd herauf zum gerötheten Horizont, verschlingt mit seinem Geprassel das Geheul der Verzweifelten und beleuchtet die gräßliche Scene.

Hier trägt die Welle todte Körper an's Ufer und dort sind Meilenlange Gefilde mit Leichen bedeckt; dort trinkt die Erde das Herzblut der Kämpfer und hier sind die Meereswellen davon geröthet; stöhnend haucht jener Gefallene sein qualvolles Daseyn aus und in einen Fluch zerrinnt da das Leben des Verstümmelten.

Mangel, Verheerung und Tod wandeln Hand in Hand, brüderlich durch die bebende Welt. Hier kracht aus tausend Feuerschlünden der Tod; dort schwingt der Bruder gegen den Bruder das blitzende Schwerd, die Sichel der Verwesung und dort stößt der Mensch Grimmen,

fällt das schneidende Bajonet in die Eingeweide des Menschen.

Alles, alles des Friedens willen!

Aber wo Friede seyn soll, ist zuvor Krieg. Er ist, das fühlt jedes Individuum.

Warum ist er? Eine sehr natürliche Frage, die natürlichste; es giebt keine, die mehr an ihrem Platze wäre, als diese hier und jetzt. Menschen, die ehedem auch nicht den entferntesten Antheil nahmen bei den Welthändeln, denen jedes einzelne Wort, gesprochen über Politik, anekelte, sind in diesem Augenblick von der Gewalt des nahen Interesses angezogen, sich zu belehren, zu fragen nach der Ursache des allgemeinen Zwistes. Sie streben, zu erfahren, warum sie getrennt werden von den geliebten Eltern oder Kindern, warum ihre Söhne bluten, warum sie selbst darben und erkranken in der Nähe des Mordschauplatzes.

Nur wenige sind vollkommen vertraut mit den Gründen des Krieges. Nun, wer sie kennt, lese diesen Aufsatz nicht, er wurde für sie nicht geschrieben; er ist berechnet auf die übrigen Theile der Menge, denen man nur die Würkung statt der Ursache zeigte, oder die bei dem besten Willen eine trübe Ansicht der Dinge erhielten.

Zuerst muß die Frage seyn: Warum führt gegenwärtig Preußen, Rußland und Schweden wider Frankreich und dessen Verbündete Krieg?

Preussen fürchtete die Vergrößerung, die immer wachsende Macht Frankreichs; Preußen hielt dafür, daß ihm der von Frankreich eingeräumte Besitz des Churfürstenthums Hannover, von England streitig gemacht werde, wenn Brittanien mit Frankreich Frieden schließen und die Zurückgabe von Hannover zur Basis dieses Friedens legen werde. Man bemerke im Hintergrunde den Englisch-Französischen Streit.

Rußland begann den Kampf von neuem, um nicht die colossale Gewalt Frankreichs noch fortwährend steigen zu sehen, eine Macht, die ihm einst zu weit überlegen sei, die in ihrer Kraftvermehrung, in ihrem Gewinn hoher Furchtbarkeit den eigenen Plänen feindlich entgegen zu treten vermöge, und weil es von dem gleichgesinnten England zum Kampf aufgefordert und durch nahmhafte Geldsummen zur Bestreitung der Kriegskosten unterstützt wurde. Folglich ist sein Krieg nur ein partieller, die Hauptsache ist England, für England, als Englands Alliirter, streitet Rußland größtentheils.

Schweden trat auf, weil eine persönliche Feindschaft unter dem König von Schweden und dem Kaiser Napoleon besteht, seit der Herzog von Enghien starb; aber es will auch Frankreichs Wachsen verhindern helfen, es trat als eine mit England alliirte und von ihm besoldete Macht in die Schranken gegen Frankreich.

Rußlands und Schwedens Finanzen gestatten keinen langewährenden, kostspieligen Krieg, und jeder Krieg ko-

ster Summen: beide würden diesen gar nicht führen, wäre England mit seinen Sterlingen nicht im Spiele. Mag es seyn, daß ihre anderweitigen Gründe: die Furcht vor der einstigen Uebergewalt Frankreichs, die durch Familienbündnisse und sonstige Föderationen allerdings noch hochbedeutender erscheint, für sie höchst gewichtig sind: beide würden durchaus nicht die Waffen ergriffen haben, hätte das Kabinet von Sct. James sie nicht aufgereizt, nicht zum Theil ihre Truppen besoldet. Mag Rußland glauben, seine im Wachsthum stehende Seemacht könne nur durch enges Anschließen an die Meerbeherrschende Brittania gewinnen: es würde ohne jene Unterstützungen nicht entstanden seyn.

Preussen beharrte bei seiner Neutralität, wenn Franzosen und Engländer im Friedenszustande lebten.

So erscheint es also unwidersprechlich gewiß, daß Franzosen und Britten die Hauptfiguren im Gemälde und andre Mächte nur Neben-Individuen sind; deshalb reducirt der unbefangene, Sachkundige den gegenwärtigen Continentalkrieg auf den Englisch-Französischen; auf ihn, und auf sonst nichts ist er basirt. Franzosen und Britten nur — jene Riesennationen der neuen Welt — streiten wider einander; jeder andere Kampf hängt an diesem; jede kriegerisch auftretende Nation ist ein Mond, der von diesen Sonnen sein Licht erhält. Was sonst gegen Frankreich kämpft, ist die Auxiliarmacht der Insulaner; was mit

ihm wogt, ist sein Verbündeter. Alles geschieht für den Gewinn der Hauptnation, wenig für sich selbst.

Und welches Ziel verfolgt Frankreich im Continentalkriege? Es mehrt die eigne Kraft und Haltbarkeit im Siege über den Europäischen Norden im Allgemeinen; im besondern aber gewinnt es, indem England in seinen Alliirten geschlagen wird; es streitet auf dem festen Lande gegen Brittanien, da seine Seemacht nicht zureicht, den Kampf auf den Meeren gegen die Universalgewalt Englands, auf diesem Elemente fortzusetzen. Als Kaiser Napoleon den Plan aufgab, auf den Küsten von Brittanien zu landen und — wie er sagte — England in England zu besiegen, da substituirte er ihm seinen gegenwärtigen, siegend die Häfen des Continents, dem Feinde zu schließen, ihm so seine großen Existenzmittel zu schmälern und ihn zum Friedensschluß zu zwingen. England lebt in und durch seinen Welthandel, wer ihm diesen verringert, bekämpft ihn, zwar indirekt aber ziemlich sicher. So schloß der Kaiser und niemand darf seine Logik tadeln, wenn gleich die Bewohner des Norden darum schuldlos aus tausend Wunden bluten.

Sehen wir zurück auf den Feldzug von 1805. und dieselben Erscheinungen treten, uns ansprechend, hervor.

Der Friede von Amiens war im Jahr 1802. unter England und Frankreich geschlossen, und der große Mann, der als Held auf dem Schlachtfelde zuerst Frankreichs wirk-

liche (sonst nur erträumte) Freiheit begründete, gab auch als Staatsmann im Kabinett dem neuen Reiche Ruhe und die Hoffnung auf innere Kraft und dauernden Wohlstand; aber der Friede bestand nur kurze Zeit; scheinbarer Vortheil im Kampf bestimmte den Sully Englands, W. Pitt, zu neuen feindlichen Schritten. Alle öffentlichen Englischen Blätter schmähten auf Bonaparte, der davon jedoch keine Notiz nahm; aber als die von ihm nach der Insel gesandten Handelsagenten zurückgeschickt wurden, als ob sie Kundschafter wären, dann untersagte er die Einfuhr Englischer Waaren, traf Vorkehrungen gegen den Schleichhandel und beide Mächte nahmen nun ihre auf Fehde berechneten Maaßregeln. Der Krieg begann.

Bonaparte, entschlossen, dem Feinde mit aller Kraftanstrengung zu begegnen, beschloß eine Landung in England, und ergriff mehrere andere, zu diesem Zweck führende Maaßregeln. Nachdem er die Kaiserkrone von Frankreich und die Königliche von Italien auf sein Haupt gesetzt, Ligurien mit Frankreich vereinigt und einen seiner Verwandten zum Fürsten von Lukka und Piombino eingesetzt hatte — (alles um sein Ansehen und seine Macht auf dem Continent zur Bezwingung des Feindes zu vermehren) — gieng er selbst nach der Küste, die beabsichtete Landung zu bewerkstelligen; aber schon in dem ersten Schritte auf dieser Laufbahn sah er sich plötzlich durch Oestreichs und Rußlands Kriegsrüstungen (die nur gegen Frankreich gerichtet seyn konnten) aufgehalten.

Oestreich, das in dem letzten Friedensschluß mit Frankreich bedeutend verlohren, hatte schon längst dem Wachsthum Frankreichs und besonders seiner Ausdehnung in Italien an seinen eignen Gränzen mit Verdruß zugesehen; nun kamen die Krönungen und die Einverleibungen hinzu; die Gefahr schien dringender zu werden; man beschloß den Krieg, aber man beschloß ihn auch nur, denn die Ausführung erheischte pecuniäre Mittel und an diesen litt man Mangel. Aber England begleitete seine dringenden Aufforderungen zum Bündniß gegen die Franzosen mit bedeutenden Subsiedienofferten. Das entschied. Rußland, gleichfalls von England durch Unterstützungsversprechungen aufgefordert, verband sich auf der einen Seite mit Oestreich, auf der andern mit dem, England verbündeten, Schweden. Man forderte, Frankreichs Kaiser solle Frieden mit England schließen; so geneigt dazu Napoleon schien, so wollte er ihn nicht auf die von Pitt vorgeschlagenen Bedingungen.

So war der neue Krieg bloß eine Diversion zu Gunsten Englands, und also indirekt der Englisch-Französische Krieg.

Aber die Tage von Ulm und Austerlitz und der Preßburger Friede machte dieser Filialfehde ein Ende und die beiden großen Völker schlugen sich wieder solo. Und warum bekämpften sie sich? Was unterhält diesen nun schon (mit Ausnahme der kurzen Frist des Friedens von Amiens) 14 Jahre dauernden Kampf?

Es ist nicht übel — wenn auch nicht erfreulich — so von Glied zu Glied an der Kette hin zu wandern, bis man am Ende das letzte erreicht.

Was — frage ich — unterhält diesen Krieg?

Frankreichs Interesse heißen: Schiffahrt, Seehandel, Kolonien! England aber glaubt, ihm das alles nicht gestatten zu dürfen. England ist ein Kaufmannsstaat, dem daran gelegen ist, jeden Keim, aus dem einst ein Nebenbuhler hervorgehn könnte, zu vernichten. Erlaubt Brittanien — so schließt der Engländer — Frankreich die Concurrenz im Handel, in der Schiffahrt, so wird seine Existenz schwieriger; hat Frankreich Kolonien, so geht England unter! Das ist der Inbegriff der brittischen Politik.

Frankreich besaß vor der Revolution bedeutende Kolonien; jetzt sind sie größtentheils verlohren; daß es sie nicht wieder zurückgewinne, will England mit Anstrengung aller Kraft verhindern, daß es nicht Antheil nehmen könne an dem einträglichen Welthandel: das ist die Tendenz Englands wider Frankreich in gegenwärtiger Fehde. Besonders ist jetzt die Insel St. Domingo das Hauptaugenmerk Englands; diese Kolonie muß für Frankreich verlohren bleiben; sie darf durchaus nicht cultivirt werden — so meint der Verfasser des neuen Leviathans und mit ihm jeder Sachkundige — England will lieber eine Negerrepublik auf dieser Insel sehen, als irgend einen gesellschaftlichen

Zustand, wodurch sein Universalhandel und Creditsystem gefährdet würde; denn wenn auch die Negerrepublik ihm einst gefährlich war, so ist sie es doch nicht immer, nicht jetzt und nicht in einem so hohen Grade, als ob die Insel das Eigenthum hellsehender Völker wäre.* Diese wichtige Insel selbst zu erobern hat es alle Hoffnung aufgeben müssen. Zwar meinen einige Leute: Malta sey das eigentliche Object des jetzigen Krieges; aber was ist denn Malta? Eine Festung im Meere.

Wenn aber das ganze Land, in oder auf dem eine Veste liegt, verlohren ist, nicht mehr streitig gemacht werden kann, so hat die Festung selbst keinen Werth mehr. Das begreift Jedermann. Eben so verhält es sich mit dieser Festung; sie ist im Meer gelegen, und dieses Meer ist gegenwärtig fast ausschließlich das Eigenthum der Britten: So hat dieser Felsen, wenn man Sct. Domingo hinweg denkt, für Frankreich nur eine äußerst geringe Wichtigkeit.

Wollte also die Französische Regierung ihre Ansprüche auf Sct. Domingo aufgeben, so wäre der jetzige Kampf am Ende; aber Frankreich kann diesen Anspruch nicht einstellen, will es nicht alle Vortheile, in der Revolution erworben, will es nicht alle Hoffnung auf Wohlstand, welcher stets der Gefährte des blühenden Welthandels ist, opfern. Den sogenannten Speditionshandel haben die Franzosen von Anbeginn keinem Volke streitig gemacht, sie haben ihn stets den Engländern und Holländern überlassen, unstreitig, weil er der Neigung und der Fähigkeit des

Volkes nicht angemessen ist. Sollen die Franzosen sich für immer auf den innern Handel reducirt sehen, so müssen sie entweder mehrere Bedürfnisse entbehren, oder von Brittanien abhängig seyn und bleiben, das in diesem Falle über Frankreichs Staatskraft nach Gutdünken schaltet und waltet. Die Franzosen müssen wünschen, Theil am Welthandel zu nehmen, der ausschließlich in Englands Händen ist; ihre Nationalfreiheit, ihr innerer Wohlstand hängt davon ab, sie haben ihn ehedem mit andern Völkern getheilt, und so erscheint es als sehr natürlich, daß Frankreich den Verlust von Sct. Domingo weder verschmerzen will noch kann, und daß es mit Anstrengung aller Staatskräfte den Krieg fortsetzt, um jene wichtige Insel im Kampfe mit England wieder zu gewinnen.

Man darf nur auf die Entwicklung, welche Europa im Allgemeinen und Frankreich im besondern seit drei Jahrhunderten in ihren Bedürfnissen erhalten hat, einen forschenden Blick werfen, um die Richtigkeit jener Behauptung sogleich zu finden, um einzusehen, daß es auf dem ganzen Erdball keine Entschädigung für Sct. Domingo giebt. Darum ist es kein Wunder, wenn alles, was seit Jahren in England und Frankreich sich ereignet, sich auf das allerbestimmteste um die ewige Entziehung und um die Wiedereroberung jener Insel dreht. Um nicht einmal für allemal von der Liste der Seemächte gestrichen zu werden, wendet Frankreich alle Kräfte auf; um seine Verfassung und seinen Kredit zu erhalten, will England lieber das

Aeußerste befürchten, das Höchste wagen, als eine Wiedereroberung dieser Insel gestatten, deren ruhiger Anbau unter französischer Herrschaft seinen unabwendbaren Verfall herbeiführen würde.

Könnte Frankreich eine Negerrepublik auf Sct. Domingo dulden, so würde England dem Kaiser Napoleon zu jeder Unternehmung auf dem Continent gern und willig die Hand reichen; denn die Verhältnisse der Continentalmächte interessiren England nur, insofern sie seine Seemacht beschützen, und es kennt seinen Vortheil allzugut, um nicht zu finden, daß es eine große Superiorität über die beste Macht auf dem festen Lande hat, so lange der Alleinhandel mit Colonialprodukten in seinen Händen ist. Doch Frankreich wird schwerlich oder niemals ein solches Opfer bringen, weil das ganze feste Land ihm kein Ersatz für Sct. Domingo ist. Das scheint übertrieben, aber bei näherer Beleuchtung findet man die einfache Wahrheit. Durch Erschaffung einer Universalmonarchie im eigentlichen Sinne verlöre Frankreich nur seine Conzentricität; es würde nicht nur in eben dem Maaße schwächer werden, als es an Umfang gewönne, sondern es müßte auch in eine unendliche Abhängigkeit von England versinken, weil dieses Reich durch den fortgesetzten Universalhandel ewig das feste Land von Europa beherrschen wird; hier läßt sich an kein Aufhören denken, weil wir an die luxuriösen Erzeugnisse ihrer Kolonien gewöhnt sind, weil wir den Kaffee, die Gewürze durchaus nicht mehr entbehren können, da wir

noch immer sogar nach ihren — zum Theil verbotenen — Fabrikaten, lüstern sind.

Nur, wenn wir uns mit unsern Bedürfnissen um ein Jahrtausend zurück versetzen könnten, dürften wir unabhängig von England leben. Man glaube also, um seines Verstandes willen, ja nicht, daß Napoleon den Kontinent erobert, und seine Verwandte und hohen Diener zu Königen und Fürsten einsetzt, bloß um uns zu beherrschen. Nein, die Gewinnung des festen Landes ist immer nur ein Mittel zum Zweck, zur Besiegung Englands.

Denkt man (seit Jahren schon) St. Domingo hinweg, so giebt es keinen Gegenstand des Streites zwischen beiden Mächten, so ruhen allenthalben die Waffen, so ist jeder Antagonismus für den Augenblick ausgeglichen. England kann diese Insel entbehren, denn es hat kein Interesse, eine noch größere Menge von Artikeln des Luxus umkreisen zu sehen, so lange die, welche es zu liefern fähig ist, für die Bedürfnisse Europa's hinreichen, wie es wirklich der Fall ist; Frankreich aber kann diesen Erdpunkt nicht entbehren, ohne im offenbarsten Nachtheil zu seyn, wie das schon oben bewiesen ist.

Darum also erobert Napoleon ein Stück des festen Landes nach dem andern, um die Häfen seinen Feinden zu verschließen, um ihren Absatz von Waaren aller Gattung zu vermindern oder ganz zu verhindern. Leidet hier England fortwährend, so muß es sich zum Frieden neigen, so muß es an Frankreich die Kolonien in Westindien zurückgeben

hen, so muß es die französische Regierung in der Wieder-
eroberung von Sct. Domingo (so oder so) unterstützen,
so muß es die französische Handelskoncurrenz dulden.

Um nun Jedermann in den Stand zu setzen, zu beur-
theilen, ob ich jener Insel nicht einen zu hohen Werth ver-
leihe, will ich die Leser im Geiste nach Sct. Domingo
führen, will einigermaßen zeigen, wie es mit dieser Ko-
lonie vor dem Ausbruch der französischen Revolution stand;
was sie war und — bei ungestörter Kultur — wieder
werden kann, und welche Wichtigkeit sie als Objekt der
Fortdauer des Krieges für einen Staat hat, dessen Wohl-
habenheit am Kolonienbesitz hängt.

„Die Insel Hispaniola oder Sct. Domingo
wurde von Colon auf seiner ersten Reise im Jahr 1792.
entdeckt und von ihm Hispaniola genannt. Da er aber
nachher eine Stadt bauete, die er zur Ehre seines Vaters,
Dominic, Sct. Domingo benannte: so wurde die-
ser Name erst auf das Viertel und endlich auf die ganze
Insel ausgedehnt, so daß sie unter dem Namen Sct. Do-
mingo eben so gut als unter jenem bekannt ist."

„Diese Insel, wovon ein Theil den Spaniern gehört,
ist nächst Cuba die größte unter den Antillen. Sie erstreckt
sich vom 17° 37' — 20° nördlicher Breite, und vom
66° 35' — 74° 15' westlicher Länge und ist von Osten
nach Westen 426 englische Meilen lang, beinahe 124
Meilen breit. Sie liegt in der Mitte zwischen Jamaika
und Cuba gegen Nord-West und der Insel Porto-Rico

de, von der sie nur durch einen Canal abgesondert ist, gegen Osten."

"Das Klima ist außerordentlich heiß, wird aber durch Seelüfte abgekühlt und erfrischt. Da einige von den Einwohnern über 100 Jahre alt werden sollen, so hält man die Luft für gesund und schreibt solches großen Theils der herrlichen Abwechselung der Hügel und Thäler, Waldungen und Flüsse zu, die sich überall dem Auge darstellen. Man hält diese Insel für die fruchtbarste und anmuthigste in ganz Westindien."

"Die Wälder bestehen aus Kohlbäumen, Palmen, Ulmen, Eichen, Fichten und andern Bäumen, die höher und größer sind, auch schönere und wohlschmeckendere Früchte tragen, als in den meisten übrigen Inseln. Vornehmlich gehören zu den letztern: Ananas, Orangen, Citronen, Weinbeeren, Datteln und Aprikosen."

"Hier giebt es auch alle westindische Vögel."

"In den Savannas oder Wiesen sieht man zahllose Heerden Hornvieh, die wild und frei im Lande herumlaufen."

"In dem Französischen Antheil sind so viele Pferde, daß alle ihre benachbarten Kolonien damit versehen werden können, und außerdem noch eine Menge wilder Pferde und Schweine, die von der Zucht, welche die Spanier hinüber geschaft haben, übrig sind."

"Die

„Die Jäger schießen die Ochsen wegen ihrer Häute, was auch in Cuba geschieht. Kaum ein Land ist besser bewässert, sowohl durch Bäche als schiffbare Flüsse, die von Fischen wimmeln, so wie die Küsten von Schildkröten.“

„In dem Sande dieser Flüsse findet man Goldstaub und die Insel hatte ehedem Gold-Silber und Kupferbergwerke.“

„Die vornehmsten Waaren der Insel sind: Häute, Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Kaffee, Ingwer, Tabak, Salz, Wachs, Honig, Ambra und verschiedne Arten von Arzneiwaaren und Färbeholz; aber es giebt hier wenig Korn.“

„Die Franzosen sollen den Spaniern an Zahl gleich kommen, oder sie gar übertreffen, doch beide zusammen genommen, sind lange nicht so zahlreich, als die Größe und der Fruchtreichthum der Insel ertragen könnte.“

„Dieses Land wurde von den Spaniern mit der äußersten Grausamkeit behandelt, indem sie in Schlachten und mit kaltem Blute nicht weniger als 3 Millionen an Männern, Weibern und Kindern niedermachten, und auf diese Art die sämmtlichen Einwohner (von denen ihnen doch viele bei ihrer ersten Niederlassung auf dieser Insel sehr freundschaftlich begegnet waren) vertilgten.“

„Die Spanier machten einst den Versuch, die Kolonien auf Sct. Christoph zu zerstören, als diese Insel

zwischen den Franzosen und Engländern getheilt war; aber diese Unternehmung zog ihnen eine sehr strenge Rache zu. Denn verschiedne von den französischen Einwohnern, die aus Sct. Christoph vertrieben, und dadurch in sehr kümmerliche Umstände gerathen waren, fingen an, auf verzweifelte Unternehmungen zu denken. Sie vereinigten sich mit einigen Engländern, Holländern und andern entschlossenen Leuten und fingen einen Seeräuberkrieg gegen Spanien an. Anfangs begnügten sie sich mit der Wegnahme der Spanischen Schiffe und Zerstörung ihres Handels; später aber landeten sie, durch ihre gelungenen Handlungen befeuert und verstärkt, auf dem festen Lande von Neuspanien, und sengten und plünderten das offne Land. Ihre Zahl und Kühnheit wuchs mit ihrem Glücke; vereint nahmen sie einige der stärksten Festungen und reichen Städte der Spanier (Portobello, Maracaibo und Campeachy) ein; selbst die Stadt Panama eroberten sie mit Sturm und verbrannten sie, nachdem sie eine Armee geschlagen hatten, die ihr zu Hülfe kam. In allen diesen und andern von ihnen eroberten Oertern fanden sie unglaubliche Beute und begingen die unerhörtesten Grausamkeiten."

„Eine andere Bande von diesen Seeräubern ging durch die Magellanische Meerenge in die Südsee und machte die ganze Küste von Peru, Mexiko und Chili zu einem Schauplatz der Verwüstung, denn das Glück begleitete sie überall, weil sie sich stets so tapfer und geschickt

benähmen, daß sie bei einer gerechten Sache den größten Ruhm verdient haben würden."

„Diese Seeräuber, welche die Franzosen Flibustier, die Engländer aber Bukanier nennen, brachten oft ihre Prisen und Beute nach Jamaika, und bereicherten dadurch diese Insel; andre, die da fanden, daß die Spanier auf Sct. Domingo so schwach waren, daß sie einen großen Theil dieser Insel auf gewisse Weise verlassen hatten, machten solche zu ihrem Sammelplatz."

„Die, welche Jagd trieben, fanden an den durch spanische Tirannei entstandenen Wüsten, einen sehr guten Ort, ihr eigentliches Handwerk zu treiben. Zu diesen zwei Arten von Leuten kam noch eine dritte, nehmlich einige Franzosen von den kleinen Antillen; diese sahen ein, wie viel zu gewinnen wäre, wenn sie Leute, die ausschweifend in ihren Ausgaben, und nicht sehr genau in ihrem Handel waren, mit dem Nöthigen versähen; sie erfuhren nächstdem, daß diese Insel den besten Boden von Amerika hätte: daher begaben sie sich hierher und lebten hier wie Pflanzer und Kaufleute."

„Diese drei Arten von Leuten, die einander wechselseitig nützlich waren, lebten sehr einig mit einander; oft wurden sie zwar von den Spaniern vertrieben, allein verstärkt kehrten sie immer zurück, und kaum konnten jene nur noch einen Theil der Insel behaupten."

„Der Französische Hof sah Anfangs mit Stillschweigen dem Verkehr dieser Leute zu, und wenn Klagen ein-

ließen, so mißbilligte er bloß; als aber später die Franzosen auf Sct. Domingo zahlreich, mächtig und reich wurden, da erkannte er sie für Unterthanen, und sandte ihnen einen Gouverneur und regelmäßige Truppen, um sie bei ihrem Erworbenen zu schützen. Der alten Sitte, Seeräuberei zu treiben, wurde noch eine Zeitlang nachgesehen, bis sich der Häutehandel bedeutend mehrte und die Pflanzungen sich ausbreiteten.

„Endlich erhielt Frankreich ein gesetzmäßiges Recht, indem die Spanier in dem Ryswicker Frieden 1697. den nordwestlichen Theil der Insel förmlich an dasselbe abtraten."

„Dies ist der beste und fruchtreichste Theil derselben und zugleich die vornehmste Kolonie der Franzosen in Westindien und ganz Amerika."

„Diese Kolonie ist seit ihrer Besitznahme durch Frankreich sehr unterstützt worden; sie enthielt schon im Jahr 1726 — nach der Angabe mehrerer Schriftsteller — 30,000 Europäer und 100,000 Neger."

„Vor dem Ausbruch der französischen Revolution zählte man an Einwohnern 600,000 Schwarze, 42,000 Weiße und 44,000 farbigte oder braune Menschen."

„Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schon wurden auf Sct. Domingo 60,000 Oxhoft Zucker, jedes zu 500 Pfund, daselbst fabricirt; der Indigo betrug an Werth halb so viel als der Zucker, und eine große

Menge Baumwolle, Ingwer und Kakao wurde nach Frankreich versandt."

„Der Kaffeebau ist seit jener Zeit außerordentlich in Aufnahme gekommen, so wie auch jeder Handelszweig empor blühte."

„Man berechnete die Erzeugnisse der Pflanzungen in der Nähe von Cap François, der Hauptstadt des französischen Gebietes von Hispaniola, die von hier theils ausgeführt, theils selbst zur Stelle consumirt wurden, auf 30,000 Tonnen, Kaffee, Zucker, Tabak und Indigo, an Werth 600,000 Pfund Sterlinge."

„Ueberhaupt betrug alles das, was aus dem französischen Antheil dieser Insel alljährlich exportirt wurde, an Werth 1 Million 200,000 Pfd. Sterling."

„Dazu kam noch der bedeutende Handel mit französischen Manufakturwaaren an die hier wohnenden Spanier, welche dafür Silber gaben."

„Dieser Artikel allein brachte Frankreich jährlich an 2 Millionen Piastern."

„So stand es kurz vor der Französischen Revolution auf Sct. Domingo."

Man sieht wohl ein, daß ich keine alltägliche Hypothese, kein Paradoxon aufstelle, wenn ich behaupte: Diese Insel sei das Object des gegenwärtigen Krieges.

Aber wir sind damit noch immer nicht an den Wurzeln des Stammes, wir müssen noch weiter zurück, zurück

zu dem Urquell des Haders, wovon schon in diesem Aufsatz im Vorbeigehen die Rede war.

Jetzt stehen wir an der letzten Frage und mit ihr an dem letzten Gliede der grossen Kette der Kriegsursachen.

Vorhin sagte ich, das Englische System sei, Frankreich durchaus nicht als Handelsstaat und Seemacht aufkommen zu lassen. Da frägt man nun: Aber warum nicht? Könnte nicht Concurrenz unter beiden Mächten statt finden? Antwort: Nein, sie kann nicht bestehen, und wird es nie können. England wird den Sieg davon tragen müssen oder fallen, ganz, ganz fallen. Wieder ein Warum? Nun dann: **Wenn eine so industriöse Macht, wie Frankreich würklich ist, am Handel Theil nimmt, das heist am Selbst- und Welthandel, so verliert England ausserordentlich, so kann es die ungeheuern Zinsen seiner ungeheuren Staatsschuld nicht mehr entrichten und fällt in sich selbst zusammen.** Um dieses Unglück abzuwenden, wird das Brittische Ministerium ewig Krieg führen oder ihn durch seine Subsidien regeneriren.

Mag hier einmal ein Mann, der meiner Meinung ist (der Verfasser des neuen Leviathans) für mich reden. Er hat seinen Gegenstand tief, gerade und richtig ins Auge gefaßt; er hat Tausende, welche zuvor einer andern Meinung waren, überzeugt; er ist der Mann des Scharfblicks und der Wahrheit.

„Wenige Personen“ — sagt er — „haben Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Lebens genug, um sich einen deutlichen Begriff von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit zu machen, welche die ungeheure Staatsschuld Englands mit sich führt, wie sehr nachtheilig diese für Frankreich ist. Sie schafft in ihren Interessenten Anhänger Englands auf allen Punkten Europens; daher zugleich auch die große Zahl der Feinde Frankreichs.“

„Man glaubt an Frankreichs Ehrgeiz, weil man nicht weiß, daß die ganze Englische Verfassung zusammenstürzen muß, so bald die Regierung nicht mehr im Stande ist, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen; und weil man keine Idee von der Collision hat, in welche Frankreich mit England durch diese Staatsschuld geräth. Frankreich hat kein Interesse, seine Gränzen zu erweitern; denn abgerundet und von allen Seiten beschützt, wie es einmal ist, würde es durch die Ausdehnung seines Gebietes nur seine Conzentrizität, das heißt den wesentlichsten Theil seiner Kraft verlieren; aber Frankreich hat das allerbestimmteste Interesse, sein Kolonialsystem nicht zu Grunde gehn zu lassen; denn sobald dies der Fall ist, ist und bleibt es abhängig von England, bis dieses in sich selbst versinkt, welches nicht eher geschehen kann, als bis die Freiheit der ganzen Welt in England untergegangen ist.“

„Auf diese Weise ist der gegenwärtige Krieg entstanden, durch welchen die Englische Regierung einen Bürger-

krieg abzuwenden sucht, der von dem Augenblick an ausbricht, wo die Regierung ihre Verheißungen nicht erfüllen" — (das heißt immer wieder: die Zinsen der Staatsschuld nicht entrichten) — „kann, und ihre bisherigen Freunde (die Kapitalisten Englands) genöthigt werden, zu ihren Feinden (der arbeitenden Klasse Großbrittaniens) überzugehen."

„Was Ehrgeiz oder Heroismus Frankreichs scheint, ist reine Nothwendigkeit und Wirkung des Selbsterhaltungstriebes. Der Kaiser der Franzosen ist vollkommen vorwurfsfrei, wenn man ihm kein Verbrechen daraus machen will, daß er einsieht, Frankreich könne eine politische Unabhängigkeit nicht ohne sein Colonialsystem behaupten, und daß er dieser Einheit gemäß handelt. Und auf gleiche Weise ist die Englische Regierung vollkommen vorwurfsfrei, wenn man zugiebt, daß sie die Pflicht auf sich habe, eine Revolution abzuwenden, welche von dem Augenblick an in England eintritt, da das Reich genöthigt ist, der Alleinherrschaft zur See zu entsagen."

Man begreift, wenn man mit Englands Finanzverfassung einigermaßen bekannt ist, leicht, daß in dieser Alleinherrschaft auf den Meeren das Mittel liegt, die Zinsen jener Staatsschuld zu bezahlen. Nie wird England besiegt, so lange sich durch den Universalhandel das Englische Creditsystem behauptet; denn in diesem System liegt die ungeheure Gewalt der Britten verborgen, weil jeder Einzelne, indem er einen Theil seines Vermögens dem

Staate geliehen, ein hohes Interesse hat, die Aufrechthaltung dieses Staates, seiner Constitution und ganzen Verfassung zu wünschen und im Nothfalle selbst bewirken zu helfen.

Es giebt wenig Familien in England, die nicht einen Antheil in den Stocks entweder selbst besitzen, oder einen Oheim, eine Tante, einen Bruder, eine Schwester haben, die nicht entweder ihr ganzes Vermögen in die Stocks setzen, oder einen Theil ihres Einkommens daraus ziehen. Es giebt gar keinen Stand, dessen Individuen nicht eine Summe in diesen Stocks hätten. Die Leichtigkeit, mit welcher man ganz kleine Summen, selbst bis auf 10 Pfund herab, in den Stocks kaufen kann; die Richtigkeit, mit welcher man die Interessen an dem Tage erhält, an welchem sie fällig sind; die Bequemlichkeit, mit der man sie, Jahr aus Jahr ein, fast täglich in Geld oder in Banknoten abholen kann, sind anziehende Gründe genug, daß Viele ihr Geld lieber in die Stocks legen, als auf eine andere Art größere Zinsen dafür nehmen. In manchen Häusern behält man dem Gesinde den Lohn Guineenweise ein, verzinset es ihnen, und verwandelt es, wenn sich eine kleine Summe gesammelt, in Stocks, aus welchen sie dann für die Zukunft ein gewisses Einkommen ziehn.

Daraus geht dann natürlich hervor, daß nicht allein die Regierung, die beiden Häuser des Parlaments, die Güterbesitzer, Kaufleute und Gelehrten, sondern das ganze Volk alles anwenden müsse, den Nationalkredit

aufrecht zu erhalten und daran hängt, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge in England, die Constitution, die Wohlfahrt des Reichs.

Ferner gewinnt das Land bei dem Creditsystem Vermehrung der National-Industrie, denn die Staatsschuld ruft durch ihren Ersatz (die Auflagen) neue Thätigkeit in der arbeitenden Klasse hervor. Und endlich vermehrt sich bei dieser Verfassung der Nationalreichthum. Hieher gehört die beförderte Cirkulation des Geldes. Es häufen sich auf diese Weise nicht die Millionen in den Cassen einiger wenigen Reichen auf, sondern durch die Stocks bewegt sich die Geldmasse in einem ewigen Kreislauf durch das ganze Land; auch vermehrt sich das Kapital des Landes durch die Bilanz und seine Reproduction immerfort; so wie in England die Abgaben erhöht werden, steigt auch der Preis der Dinge. Der Arme bezahlt hier sehr wenig an direkten Abgaben, weil sie so angesetzt sind, daß drei Viertel derselben auf die reichen oder bemittelten Stände fallen.

Daher die Anhänglichkeit der Britten an ihre Verfassung, daher ihre Vaterlandsliebe, ihre Wuth gegen den Feind Brittaniens und die höchste Kraftanstrengung, wenn der Staat bedroht wird.

Dieses System war es, das die Britten im Anfange der Französischen Revolution bestimmte, die Franzosen so lange zu reizen, bis sie an England (im Jahr 1793.) selbst den Krieg erklärten; dieses System hat fortwährend

in die Flamme des Kriegsfeuers geblasen, daß es noch in unsern Tagen verzehrend fortlodert. Dieses System entnervt die ganze Welt, indem es nur England, bei seinem Glück im Meerkampfe, mächtig, fast unüberwindlich macht. Dieses System muß angegriffen werden, soll England aus Furcht sich zum Frieden neigen.

Aber wie? Das ist die Frage. Frankreich besitzt für diesen Augenblick keine so vollendete Marine, daß es glücklichen Erfolg vom fortgesetzten Meerkampf allein hoffen darf. – Eine Landung auf Brittanien ist eben des Creditsystems willen (das jenes Volk so allgewaltig an das Interesse des Vaterlandes fesselt,) schwierig und wenig versprechend. So erscheint also die jetzige Maaßregel Napoleons, den Britten und ihren Waaren die Häfen des Continents zu verschließen, als die zweckmäßigste.

Kann der Kaiser der Franzosen das Creditsystem vom festen Lande aus, angreifen, so ist viel gethan. Verminderung des Absatzes jener Artikel, welche die Basis alles politischen Lebens im Staate von England sind, scheint für's Erste das allerwirksamste Mittel zu seyn, den Krieg zu beendigen, insofern nehmlich nicht die Engländer allein, sondern auch die sämtlichen Europäischen Nationen die Interessen der überschwenglichen Nationalschuld entrichten müssen. Das nehmliche meinen mehrere verständige Schriftsteller und jeder unbefangene Sachkundige. Aber dieses Mittel allein reicht dennoch nicht aus, denn ganz England — man überlege was das sagen will —: Ganz England

wird seine Kraft aufbieten, um die Katastrophe (den Untergang) zu verhindern oder mindestens so lange als möglich aufzuhalten, und dann dürfte es noch weit hin seyn bis zur gänzlichen Auflösung.

Wir wollen einmal bei dem Fall stehen bleiben, daß der Kaiser Napoleon reüssirt, daß den Britten der ganze Continent verschlossen wird, daß sie nirgends mehr ihre Colonial- und Fabrikwaaren unterbringen können. Was geschieht dann? Was thun dann die Bewohner von England?

Die Regierung vermindert die Zinsen der Nationalschuld und erhöht allmählig die Abgaben; Capitalisten, Fabrikanten, Schiffer und Kaufleute nehmen eine Reform in ihrem Erwerb, in ihrer Lebensweise vor; die ersten gehen von der verzehrenden in die arbeitende Classe über und die zweiten, dritten und vierten ergreifen die Beschäftigung des Ackerbaues, wenn ihr erstes Gewerbe nur noch zu einem kleinen Theile gedeiht.

Noch liegen in England und Schottland große fruchtbare Landstrecken unbenutzt und ungebaut, deren Ertrag nach den Berechnungen des Ausschusses, welchen die Landbaukammer (Board of Agriculture) ich glaube im Jahre 1795 niedersetzte, 20 Millionen 700,000 Pfund Sterling betragen würde. Der Ackerbau wird sodann viele nähren, die jetzt durch Schifffahrt und Handel existiren.

Dann darf man ja nicht vergessen, daß der Continent die Färbewaaren nicht entbehren kann, daß unser Gau-

men an die Gewürze und Colonialprodukte, welche uns allein die Britten zuführen, so gewöhnt ist, daß wir durchaus davon nicht lassen können; selbst die Englischen Fabrikate werden wir nimmer aufgeben wollen, und der Schleichhandel wird uns in den Besitz jener Dinge setzen, wenn der großen Handelsnation der offne Verkehr mit uns inhibirt ist: also dann erst könnte die Epoche eintreten, da das Englische Volk nicht mehr im Stande wäre, seine Abgaben zu bezahlen, wenn die Manufacturen und Künste aller andern Länder eben den Grad der Vollkommenheit erreicht, den die Englischen besitzen, und wenn die Abgaben dieses Volkes jede Handarbeit zu einem solchen Preise hinaufgetrieben haben werden, daß die übrigen Völker sich eben so gute Waaren zu einem mäßigeren Preise anfertigen können: eine Epoche, die bei der gegenwärtigen Ueberlegenheit der englischen Waaren und bei dem fast ausschließlichen Besitz derselben von allen Gattungen der Maschinen, noch weit, weit entfernt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Marine der Engländer fast so stark ist, als die der ganzen übrigen Welt: Wer wird sie, bei ihrer Vortreflichkeit, besiegen? Und an diese Frage reihen sich die: Wer wird jener Nation die Alleinherrschaft auf den Meeren streitig machen? Wer wird je am Welthandel Theil nehmen dürfen?

So liegt also zwischen uns und dem Untergang der Englischen Nation noch ein großer Zeitraum; leicht dürften noch zehn Generationen gebohren werden und sterben, ehe je-

ner Zeitpunkt, den fast Jeder wünscht und doch, mit der Kaffeetasse in der Hand, hinausdrängt, eintritt.

Man fragte den als Geschichtschreiber und Philosophen so berühmten David Hume kurz vor seinem Tode, bis zu welcher Summe, und bis zu welcher Periode er wohl glaubte, daß die Nationalschuld vergrößert werden könnte? Seine merkwürdige Antwort war: Beides läßt sich nicht bestimmen. Im Kriege fällt England nicht, hat es nicht zuvor (in der Friedenszeit) den Grund zum Untergang gelegt. Das Symptom, das als der sicherste Bote von dem herannahenden Zeitpunkte des Verfalles betrachtet werden kann, ist, wenn die Regierung genöthigt ist, in Friedensjahren zu den gewöhnlichen Staatsbedürfnissen Geld zu borgen. Der erste nachfolgende Krieg wird sodann der Nationalschuld ihr Ziel setzen."

Hat er richtig geurtheilt, wie es sehr wahrscheinlich ist, so wird mein Dafürhalten durch seinen Ausspruch bestätigt, so ist jene Zeit noch fern, denn der Fall einer Schuldvergrößerung in der Friedenszeit trat noch nicht ein, wie es aus einer genauen Uebersicht der Staatsschuld hervorgeht, welche hier folgt.

Englands Kriege seit der Staatsveränderung von 1688, die außerordentlich große Land- und Seemacht, welche es während derselben unterhalten, die vielen Hülfsgelder, welche es bezahlte, erforderte außerordentliche Kosten und man nahm seine Zuflucht zu einem bis dahin noch

unbekannten Hülfsmittel, zu einer Staatsanleihe. Die Staatsschuld bestand damals nur in einer kurzen Anticipation der Einkünfte; Summen, die nach eingegangenen Geldern aus der Reichsschatzkammer sogleich wieder ersetzt wurden.

Unter des Königs Wilhelms Regierung betrug die Nationalschuld 16 Millionen 500,000 Pf. Sterling, die Zinsen 1 Million 320,000 Pf. Sterling.

In den Kriegen der Königin Anna und bis zu ihrem Tode 1714. wurde sie vermehrt bis auf 54 Mill. 250,000 Pf. Sterl., Zinsen 3 Mill. 352,000 Pf. Sterl.

Von 1714. an bis zum Beginnen des Spanischen Krieges im Jahr 1739. verminderte sie sich mit 7,750,000 Pf. Sterl., die Zinsen auf 1,414,000 Pf. Sterlinge, so daß also die Schuld im Jahre 1739.

	Pf. St.	Pf. St. Zins.
war:	46,500,000	1,938,000.
Durch den spanischen Krieg vom Jahre 1739 bis 1748 stieg sie auf:	78,250,000	3,054,200
Während des Friedens von 1748 bis 1755 sank sie herab zu:	75,000,000	2,373,000
Jetzt begann der siebenjährige Krieg; mit dem Ende desselben war sie:	146,625,000	4,842,000

	Pf. St.	Pf. St. Intres.
stark; der Friedenszustand von 1763 bis zum Anfange des Amerikanischen Krieges 1775 setzte sie herab zu	136,000,000	5,058,000
In diesem Kriege wuchs sie an auf:	216,000,000	8,160,000
1785 betrug sie	270,000,000	9,500,000
Hier machte W. Pitt den Plan jährlich eine Million davon abzubezahlen, und begann damit; daher war sie im J. 1795:	264,102,100	9,000,000
Durch Zinsenverminderung und Abbezahlung betrug sie im Jahre 1793	204,000,000	7,400,000
Durch den Anfang des Französisch. Krieges mehrte sie sich bis 1796 auf:	360,000,000	13,000,000
Bei dem fortgesetzten Kriege bis zum Frieden von Amiens war sie i. J. 1802	408,000,000	14,800,000
Bei dem Wiederausbruch des Krieges im folgenden Jahre betrug sie:	400,000,000	14,000,000
Gegenwärt. ber. man sie zu	600,000,000	30,000,000
und also zu	3750,000,000	187,500,000
		Thlr. im Golde.

Ob

Ob diese Summe auf das Schicksal von Europa impulsirt, ist wohl keine Frage; das Objekt ist gewichtig genug, einen ewigen Krieg zu unterhalten, wenn so, wie in England, jedes Individuum baaren Theil davon nimmt, und Europa den Nachtheil davon trägt, wenn nur England ausschließlich im Besitz des Vortheils ist.

Das also — *die Staatsschuld Englands — ist der Hauptzankapfel unter den Völkern.*

Sichtbar ist es, welchen bedeutenden Schaden der Kaiser der Franzosen seinem Feinde zufügt, indem er die Fürsten des Continents mit sich verbindet, indem er die Alliirten Englands besiegt, und ihre Besitzungen — (Vesten, Handelsstädte und Häfen) — erobert; sichtbar ist der Gewinn, in dem Wachsthum der Englischen Nationalschuld selbst; aber das alles reicht nicht aus, ihn gänzlich zu vernichten; es ist nicht genug, ihn zum Friedensschluß zu bewegen. Hartnäckig beharrt er, will durchaus Frankreich keinen Theil am großen Verkehr geniessen; im Bewußtseyn seiner Ressourcen fürchtet er nichts, und hofft alles.

Wie aber — fragt der Weltbürger mit bangem Ton — wie aber soll der Weltzwist zu Ende gehen? Wenn keine Hoffnung zum nahen Verfall Englands ist; wenn die Britten uns noch fernerhin, heimlich oder öffentlich, ihre Kolonial- und Fabrikwaaren verhandeln; wenn Frankreich durchaus nach Schiffahrt, Handel und Kolonien strebt und

Englands Meerbeherrschende Flotte sie ihm verweigert; wenn England noch nicht so bald in seinem Schuldensystem zu Grunde geht: wie lange wird dann noch der zerstörende, wüthige Kampf wüthen? Wann und wie soll die Zwietracht erlöschen? Oder soll unser Vaterland ewig bluten an diesen schmerzhaften Todeswunden? Wird nimmer der Friede heimkehren auf unsre Fluren, in unsre sonst glücklich stillen Hütten?

Nur eine Aussicht bleibt dem Bekümmerten: Ein Vergleich, ein Friedensschluß, in dem diese politischen Spannungen schwinden, dessen Resultate beide Nationen versöhnen, zur allgemeinen Ruhe führen könnten: Ein Weltfriede unter Frankreich und England!

Hier sehe ich mich abermals genöthigt, auf den Verfasser des neuen Leviathans zurück zu kommen. Er hat vorläufig — (nach seinem Ausdruck) — die Hauptartikel eines solchen Friedenstraktats bestimmt, und man muß gestehen, daß nur unter jenen von ihm vorgeschlagenen Bedingungen ein dauerhafter Friede möglich scheint.

„England muß bei dem Friedensschlusse die Mittel in seiner Gewalt behalten, allmählig seine Staatsschuld zu verringern: darum bleibe ihm der Besitz des von ihm eroberten Vicekönigreichs Peru, Frankreich garantire ihm sogar den Besitz desselben, jedoch unter der Bedingung, daß es keine Ansprüche auf die übrigen Besitzungen Spaniens in Amerika mache."

„Das Meer sei frei; jeder Meerdespotismus verschwinde; alle Navigationsakten werden annullirt, dadurch annullirt, daß sie allgemein werden. Von Kommerztraktaten ist nicht mehr die Rede.“

„Frankreich tritt zurück in den Besitz seiner in Westindien verlornen Kolonien; und da die Insel St. Domingo förmlich wieder erobert werden muß, so macht England sich anheischig, Frankreich darin zu unterstützen.“

„Portugall und Spanien bilden fernerhin nicht mehr zwei Königreiche, sondern werden auf immer mit einander vereinigt. Beide kontrahirenden Mächte verbinden sich, Seine Majestät den König von Spanien zur Entsagung der Spanischen Krone zu bewegen, welche — daß die Spanische Nation nicht ihrem Schicksal überlassen werde — nicht auf seine Descendenz, sondern auf den bisherigen Prinzen Regenten von Portugall und dessen Descendenz so übergehen soll, daß dieser als Staatschef der Spanier beide Königreiche zu einem vereinigt, und Brasilien den Spaniern eben so sehr zu statten komme, als den Portugiesen.“

„Gibraltar wird von England an Spanien zurückgegeben, damit dieses Reich seine volle Freiheit wieder erhalte.“

„Eben so erhält Holland seine Kolonien und Ceilon zurück.“

„Endlich wird auch Malta der Welt wieder gegeben. Hier, auf Malta, werde ein Congreß errichtet, der,

zusammengesetzt aus Abgeordneten aller Europäischen Nationen, welche Theil am Meerhandel haben, sich der Abfassung eines Seekodex, nach Maaßgabe des gegenwärtigen Traktates, unterziehen und nach Vollendung desselben als oberste Behörde in allen Marinesachen entscheidet. Jede Seemacht ist verbunden, sich diesen Entscheidungen zu unterwerfen und der Maltheser-Orden ist forthin nur zur Beschützung des zu Malta niedergesetzten Kongresses, zur Aufrechthaltung des Völkerrechts vorhanden. So erhält er eine ehrenvolle Bestimmung, die ihm bis dahin fast ganz mangelte."

„Von dem Augenblicke an, da dieses Institut organisirt ist, existirt für Gegenstände des Seerechts kein anderes Forum."

Bei einem solchen Friedensschluß wären beide Theile befriedigt und aller Antagonismus verschwunden. Spanien allein verlöre sein Peru und der Thronerbe die Aussicht zur Regierung. Wie oft hat der Einzelne dem Ganzen ein Opfer bringen müssen! Und hier ist von dem Heil einer ganzen Welt die Rede, von einer Welt, die in die Fortsetzung des Kampfes allmählig verwickelt worden und bei dem großen Streit leiden wird und muß.

Daß die Weltbeherrscher Rücksicht auf diesen Vorschlag nähmen! daß sie sich, auf diese Bedingungen, zur Wiederherstellung der Ruhe die seegnenden Hände reichten! Uns blüht kein anderes Heil als in diesem oder einem ähn-

lichen Vergleich, der vielleicht auf Jahrhunderte dem Menschengeschlechte Ruhe und Sicherheit verbürgt.

Das Glück der Völker blüht nur auf dem Baume des Friedens!

Das denkt, das fühlt lebendig die Gesammtheit von Europa; auch der kälteste Prosaist spricht hier dem verewigten Schiller nach:

„O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
„in's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit!“

Und dazu helfe uns bald der Genius stiller, häuslicher Freude! der Schutzgott des weinenden Mutterlandes!

Rückzug und Gefangennehmung des Bilaischen Corps.

Als die Preußische Armee Anfangs Oktobers 1806. im Thüringer Walde sich versammelte, erhielt das Regiment von Gräpenitz die Bestimmung, die Stadt Nienburg und Hannover zu besetzen. Ende September marschirte das zweite Bataillon dieses Regiments nach Hameln, das erste Bataillon wurde zur Garnison von Hannover bestimmt.

Von dem Erfolge der Schlacht bei Jena, ging die erste officielle Nachricht am 16ten Oktober zu Hannover ein.

Der Oberst von Scharnhorst meldete dem General von Bila, der Feind hätte den Fürsten von Hohenlohe bei Jena angegriffen. Der General von Rüchel wäre dem Fürsten zur Hülfe geeilt. Beide Gefechte wären aber so unglücklich ausgefallen, daß der Feind Weimar noch am 14ten besetzt hätte. Von der Armee des Königs wären ebenfalls drei Divisionen geschlagen, die ganze Reserve-Armee wäre aber gar nicht ins Gefecht gekommen.

Dieser Fingerzeig wäre für einen General, welchen das Alter nicht abgestumpft hatte, und welcher nur ganz gewöhnlichen Menschenverstand besaß, hinreichend gewesen, seinen Entschluß zu fassen. Ich, an der Stelle des Generals von Bila, hätte die Stellung des Feindes an der Saale in Augenschein genommen; hätte mir die Lage der Dinge recht lebhaft vorgestellt, und dabei erwogen, daß die geschlagene Armee sich unfehlbar über die Elbe zurück ziehen würde. Hiernach wäre ich am 18ten über Hildesheim und Braunschweig nach Magdeburg marschirt. Allein der Oberst von Scharnhorst hatte, aus Bescheidenheit, dem General von Bila nicht detailliren wollen, was er zu thun habe, weil er voraussetzte, daß er gewiß einsehen würde, daß seines Bleibens in Hannover bei so bewandten Umständen nicht länger seyn konnte. Der General von Bila blieb aber ungestöhrt stehen, und ich glaube er hätte

sich selbst bei der Ankunft des Feindes nicht vom Flecke gerührt, wenn am 19ten nicht ein zweites Schreiben vom Obersten von Scharnhorst eingetroffen wäre, worin derselbe sein Verwundern äußerte, daß er noch nicht von Hannover abmarschirt wäre.

Da voraus zu sehen war, daß die Preußischen Truppen unter dem General von Bila, bestehend aus dem 1sten Bataillon Grävenitz, den Füselierdepots, den Bataillonen Wedel und Carlowitz und 120 Cürassiren vom Regiment Baillodz, über Braunschweig nicht mehr nach Magdeburg kommen würden: so wurde beschlossen über Zelle, Uelzen und Tanneberg nach Lenzen zu marschiren.

Dieses Corps marschirte daher am 20sten nach Zelle, am 21sten nach Uelzen, am 22sten nach Tanneberg. Den 23sten fand der General für gut einen Ruhetag zu machen, welches füglich unterbleiben konnte, weil das Corps dadurch einen Marsch verlor. Ungeachtet die rechte Flanke des Corps durch das Corps des Herzogs von Weimar gedeckt war, welcher am 24sten bei Havelberg die Elbe passiren wollte: so ging der General von Bila doch bei Dömitz, statt bei Lenzen über die Elbe, um aus einem halben Marsch, zwei Märsche zu machen.

Also am 24sten passirte das Corps bei Dömitz die Elbe, am 25sten marschirte es bis Lenzen, am 26sten bis Wittstock, am 27sten bis Mirow. In diesem Nachtquartier würden wir durch Landleute benachrichtigt, daß der Feind den General von Blücher bei Fürstenberg angegriffen

habe, aber durch den General von Blücher zurückgeschlagen wäre.

Dem Grund dieser Nachrichten mußte der General von Bila näher nachforschen, Spione nach Fürstenberg schicken und gegen Wesenberg und Fürstensee patrouilliren lassen. An alle diese Dinge wurde aber nicht gedacht. Auf dem Marsche am 28sten von Mirow über Neustrelitz nach Neu-Brandenburg, wo reisende Handwerksbursche die Vorfälle bei Lychen, Fürstenberg und Boitzenburg bestätigten, da erst machte man sich gefaßt, den Feind zu empfangen, das heißt, die Infanterie ladete das Gewehr. Der General von Bila dagegen, blieb geruhig in seinem Wagen sitzen und, sollte man's glauben, die Arriergarde der Kavallerie, welche bei den vorhergehenden Märschen doch hinter den Bagagewagen geblieben war, schloß sich jetzt fast nahe an den Queue der Infanterie an. Die Avantgarde war dicht vor der Kolonne; an Seitenpatrouils wurde gar nicht gedacht. Wenn 30 Chasseurs unvermuthet angesprengt kamen: so konnten sie die ganze Kolonne gefangen nehmen.

Bis Mirow war der General von Bila entschlossen, über Woldeck und Pasewalk nach Stettin zu marschiren. Da aber der Lieutenant von Knuilenstirna, welcher während des Marsches immer zwei Tagemärsche voraus war, meldete, daß über Pasewalk nicht mehr fortzukommen sei: so gerieth unser Heerführer auf den Einfall nach Demmin zu marschiren. Einsichtsvollere Leute, welche den [illegible]

nicht mit kaltem Blute ansehen konnten, nahmen aber die Karte, zeigten ihm Demmin und Anklam darauf, und machten ihm bemerklich, daß, wenn er nach Demmin marschire, er unter zwei Dingen zu wählen hätte, nämlich sich den Schweden in die Arme zu werfen, oder vor den Franzosen das Gewehr zu strecken.

Wenn er aber nach Anklam marschirte, und diesen Ort vor der Ankunft des Feindes erreichte, es nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich wäre, daß er über die Inseln Usedom und Wollin auf Colberg oder Stettin glücklich durchkommen würde.

Die Idee nach Demmin zu gehen wurde demnach aufgegeben und beschlossen am 27sten über Friedland nach Anklam zu marschiren. Bei dem Dorfe Küssow stieß es auf einige Flüchtlinge vom Corps des Fürsten von Hohenlohe.

Sie erzählten, daß das Hohenlohische Corps bei Boitzenburg sehr gelitten habe, (es waren größtentheils Gensd'armen) und daß der Feind sich theils gegen Friedland gewandt, theils sie verfolge. Der General von Bila nahm zwar anfänglich keine Notiz von diesen Nachrichten, wie aber nachher ein Officier ebenfalls verscheucht erschien, und nicht nur jene Nachrichten bestätigte, sondern auch noch hinzusetzte, daß der Feind von dem Punkte, wo die Tete der Kolonne sich befand, nicht eine Viertelstunde mehr entfernt seyn könnte, man auch bis an den Saum eines Waldes vorgeritten war, und in der Mor-

gendämmerung bemerkt hatte, daß das ganze Feld schwarz vom Feinde sei: so marschirte das Corps auf. Nachdem es wohl eine halbe Stunde, mit abgeprotzten Kanonen und gezogenen Säbeln, gestanden hatte, und wohl noch mehrere Flüchtlinge, kein Feind aber sich sehen ließ, so gerieth der General von Bila über das was er thun und nicht thun sollte in eine große Verlegenheit. Er durfte nur gegen Sponholz und Rühblank Patrouillen schicken, um in Fassung seines Entschlusses determinirt zu werden. Die Aussage des Officiers hatte seine Phantasie, daß er von Anclam abgeschnitten sei, aber dermaßen beschäftigt, daß er zum Umkehren Befehl gab.

Es begab sich hierauf ein Officier zum General von Bila, um ihm vorzustellen, daß das auf gut Glück Zurückmarschiren eine unfehlbare Gefangenschaft, oder Aufreibung des Corps zur Folge haben würde, worüber er zur Verantwortung gezogen werden könnte. Ferner bemerkte er, daß dieser Contremarsch doch nur auf Aussagen von Menschen beruhte, die Schrecken und Furcht ängstigte, welches wahrscheinlich feige Menschen wären, die ihre Schuldigkeit nicht gethan haben müßten, weil sie sonst wohl beim großen Haufen geblieben wären. Man hätte ja noch keinen Feind gesehen, man möchte doch Patrouillen abschicken, und dann, wenn man mit eigenen Augen gesehen, und die Stärke des Feindes beurtheilt hätte, dabei ein Durchschlagen für unmöglich fände, dann wäre es ja noch immer zum Umkehren Zeit. An anderes herumirrendes Preußi-

sches Corps aufzusuchen, um mit demselben ein endliches gemeinschaftliches Loos zu theilen.

Dem General von Bila leuchteten diese Gründe empyrisch ein, er verfügte, daß die Kolonne, der alten Disposition gemäß, den Marsch nach Friedland wieder fortsetzen sollte. Es wurde also ein abermaliger Contremarsch gemacht, bei welchem man mit dem Herumkreisen bei dem Dorfe Küssow an drei Stunden Zeit verloren hatte, welches bei so fatiguirten Leuten, die drei Tage hinter einander 6 und 7 Meilen marschirt waren, und nur wenige Ruhestunden in ihrem Bivouak während dieser ganzen Zeit gefunden hatten, keine Kleinigkeit war.

Der ganze Hergang dieses Vorfalles konnte nicht eintreten, wenn bessere Sicherheitsanstalten getroffen waren. Der obgedachte Officier bat es sich daher aus, mit 20 freiwilligen Cürassieren die Avantgarde machen zu dürfen. Er stellte sich eine halbe Meile von der Tete der Kolonne, und poussirte seine Seitenpatrouillen so weit, daß er in Zeiten von allen Bewegungen des Feindes auf Friedland benachrichtigt seyn konnte. Dieser Officier erreichte aber Friedland, ohne einen Mann vom Feinde gesehen zu haben. Nach allen Nachrichten war Anclam vom Feinde nicht besetzt, wohl hatte sich aber daselbst fast die Bagage der ganzen Armee versammelt.

Man benachrichtigte den General von Bila hiervon und machte ihn auf den Karelpaß bei Friedland aufmerksam, hinter welchem er, im Fall der Feind nicht schon

über Ueckermünde gegen Anclam im Anrücken wäre, nichts mehr zu befürchten habe.

Nachdem das Corps bei Friedland eingetroffen, und der Kavelpaß passirt war, ging der vorhin erwähnte Offizier mit einem Major nach Anclam voraus, um die Ueberfahrtsanstalten auf der Insel Usedom zu besorgen, ingleichen Verpflegungsanstalten zu treffen. Diese Officiers treffen bei Anclam eine ungeheure Menge Wagen und zersprengte Preußische Soldaten an, welche alle über die Insel sich zurückziehen wollen.

Da zum Glücke der Director aller dieser Trains, der Obristlieutenant von Prittwitz, aber ein Mann von Kopf und Patriotismus ist, dem es nicht entgeht, daß dem Könige mehr daran gelegen seyn muß, eine Million Thaler baares Geld (welche das 1ste Bataillon Grävenitz aus Hannover mitgenommen hatte) und mehrere tausend Mann guter Truppen gerettet zu sehen, als wenn einige tausend Mehlwagen in die Hände des Feindes geriethen; so leistet er nicht nur hülfreiche Hand, daß sogleich gebacken wird, sondern verspricht auch zu veranstalten, daß die drei Fähren bei Barschau, Pinnow und Wollgast lediglich zur Disposition des Generals von Bila verbleiben sollen. Auch nehmen die Officiere ein Schiff in Beschlag, um die oben erwähnte Million Thaler in größter Eile zu Wasser nach Schwinnemünde und Colberg fortzuschaffen.

Nach der Berechnung dieser Officiere mußte der General von Bila am 29sten des Abends bei Anclam eintreffen.

Wie groß ist aber ihr Erstaunen, als derselbe am 30sten des Morgens noch nicht da ist; als eine in der Nacht abgeschickte Estaffette nach Friedland wieder zurück kommt, und versichert, keinen Mann vom Bilaischen Corps angetroffen zu haben; wie auch am 30sten, trotz aller Nachforschungen, nicht ausgemittelt werden kann, welche veränderte Marschdirektion das Bilaische Corps wohl eingeschlagen haben könnte. Daß dieses geschehen, war klar; daß ein abermaliger blinder Lerm dazu die Veranlassung gegeben habe, war wahrscheinlich: Wie aber der General von Bila jetzt noch verleitet werden konnte, einen dergleichen Entschluß zu fassen, ohne die Rapporte der vorausgeschickten Officiere abzuwarten und, ohne seine Kavallerie zu gebrauchen, in den nämlichen Fehler des vorhergehenden Tages zu verfallen, war höchst auffallend.

Am 30sten gegen Mittag hieß es, der Feind hätte Bugewitz und Kosenow besetzt. Es gerieth alles in Allarm; die beiden Officiere vom Bilaischen Corps schlossen daraus, daß das Bilaische Corps gefangen genommen wäre. Sie hielten sich daher ein Fahrzeug in Bereitschaft, um nach Kolberg oder Stettin zu gehen.

Hätten sie diesen Entschluß ausgeführt, so entgiengen sie individuell der nachfolgenden schimpflichen Gefangenschaft.

Allein sie hielten es pflichtwidrig, die Flucht ohne Noth zu ergreifen. Sie wollten also die würkliche Ankunft des Feindes erst abwarten, und dann die Armee des Königs aufsuchen.

Am 30sten des Nachts um 10 Uhr kam endlich der General von Bila mit seinem Corps zu Anclam an. Der Major von K. vom Preußischen Generalstaabe, hatte durch einen Kurier den General von Bila von den Ereignissen bei Prenzlau benachrichtigt, und ihm den Rath gegeben, sich zu helfen, so gut er könne. Eine sonderbare Idee, einem Corps, welches durchgängig determinirt war, seinen letzten Blutstropfen für den König und die Ehre des Vaterlandes zu verspritzen, gefließentlich Muthlosigkeit einzuflößen. Hatte das Corps des Fürsten von Hohenlohe das Gewehr gestreckt, gut! was brauchten die übrigen Truppen der Preußischen Armee davon Notiz zu nehmen?

Da der Herr Major von K. nicht wußte, einen guten Rath in der Noth zu ertheilen, so hätte er diesen lieber für sich behalten sollen, denn ohne ihn würde das Bilaische Corps gerettet worden seyn. Es traf 24 Stunden eher bei Anclam ein, und wäre am 31sten, wo es die Unbehülflichkeit des Generals von Bila zum Gewehrstrecken zwang, wahrscheinlich zu Wollin angekommen. *) Außerdem hatte auch ein ausgerissener Unterofficier vom Husarenbataillon Bila Veranlassung gegeben, daß das Corps seine Marschdirektion veränderte.

Er begegnete der Kolonne, und versicherte, er habe nach Anclam gewollt. Da Anclam aber vom Feinde be

*) Vorausgesetzt daß dasselbe auf der Insel Usedom wie bei Tanneberg nicht wieder nach einem Ruhetag lechzte.

setzt sei, so wolle er jetzt suchen, ob nicht längs der Haffküste über Uckermünde, Neuwarp und Politz nach Stettin durchzukommen sei. Dieses einfältige Raisonnement war dem General von Bila so plausibel, daß er diese nämliche Idee faßte. Er bedachte aber nicht, daß, wenn bei Anklam nicht mehr durchzukommen sei, es bei Uckermünde um so weniger der Fall seyn könne, und da man in der Gegend bei Friedland noch keine Spur vom Feinde entdeckt hatte, derselbe nothwendig über Uckermünde nach Anclam marschirt seyn müsse, dann aber auch diesen Ort besetzt haben müsse, um in Communication mit dem bei Pasewalk stehenden Feinde zu bleiben. Diese einzige Reflexion konnte den General von Bila retten, eine noch weit zwecklosere Seitenexkursion wie bei Neubrandenburg zu machen; allein nach Kriegskenntnissen zu kalkuliren, und dabei, unter mehreren mißlichen Fällen, die besten Maaßregeln zu treffen, schien nicht die Sache dieses Generals zu seyn. Genug, der General von Bila verfolgte den vorgeschlagenen Marschplan des davon gelaufenen Husarenunterofficiers. Bei Leopoldshagen begegnete ihm aber das Husarenregiment von Gettkand und das Husarenbataillon von Bila. Diese Kavallerie hatte sich von dem Corps des Fürsten von Hohenlohe getrennt, und war bis auf zwei Meilen gegen Stettin vorgerückt. Der Befehlshaber dieser Kavallerie schickte der Etiquette gemäß einen Officier an den Commandanten von Stettin ab, um demselben anzuzeigen, daß diese Kavallerie den folgenden Tag Stettin passiren würde. Der Commandant von Stettin, sollte man's glauben, ließ

aber zurück sagen: Er könnte den Durchmarsch nicht staituiren, weil der Feind schon gegen Stettin plänkerte und daher sich zutragen könnte, daß der Feind mit dieser Kavallerie in die Festung sich eindrängte.

15 Schwadronen Husaren, welche dem Könige sehr gut erhalten werden konnten, sahen sich also gezwungen umzukehren und nach Anclam zu marschiren.

Durch diese Kavallerie wurde endlich der General von Bila aus dem Traume geweckt; er kehrte daher bei Leopoldshagen um, und marschirte nach Anclam. Aeußerst fatiguirt kam das Corps am 30sten um 10 Uhr des Abends bei Anclam an. Der Feind folgte auf dem Fuße. Dem ungeachtet sah man nicht die geringsten Vertheidigungsanstalten treffen. Da zufällig das Corps des Generals von Bila sich bis gegen 4000 Mann verstärkte, indem außer den 15 Eskadrons Husaren auch das Grenadierbataillon Sacken und mehrere hundert Flüchtlinge von der Kavallerie sich anschlossen, die in den Gefechten bei Boitzenburg, Prenzlow und Pasewalk zersprengt waren: so hätte sich damit schon auf den Höhen vor Anclam eine Position nehmen lassen. Man konnte daselbst so lange stehen bleiben, bis Brod und Fourage in Anclam empfangen war, und man den Feind gesehen hätte. Man wäre dann wenigstens dem Vorwurf entgangen, daß das Bilasche Corps vor 600 Mann, denn stärker soll würklich die Beckersche Division nicht gewesen seyn, entwaffnet worden wäre. Wie weit man aber davon entfernt war, einen dergleichen

heroi-

heroischen Entschluß zu fassen, bewiest der Befehl, daß die Bataillons-Kanonen vom Bat. Gravenitz auf dem Markte aufgefahren werden sollten. Einer der vorhin gedachten Officiere hatte sich mit dem Terrain, nicht etwa laut Instruction des Generals von Bila, sondern aus eigenem Geheiß bekannt gemacht. Er brachte in Vorschlag, daß das Corps vor der Stadt eine Position nehmen und nicht eher abziehen sollte, bis die Trains die Magazinvorräthe fortgeschafft hätten, und die nöthigen Anstalten zum Ueberfahren auf der Insel Usedom getroffen wären. Allein man wollte von noch großem Widerstandleisten nichts hören, alles, was noch erlangt werden konnte, war, daß man die Kanonen doch nicht in der Stadt verpackte, sondern vor dem Thore ließ.

Konnte sich der General von Bila entschließen, nur dann den sichern Rückzug über die Peene anzutreten, nachdem er durch die Gewalt der Waffen dazu gezwungen war; so war es ein sehr gewisser Fall, daß der Feind einen empfindlichen échec erlitt.

Nach der eigenen Aussage des Generals von Becker, ist er am 30sten mit einem Adjutanten verkleidet in Anclam gewesen, um sich mit der Lage der Stadt und dem Terrain bekannt zu machen.

Da der General Becker aber nur das Grenadierbataillon von Sacken fand; so ist zu glauben, daß seine Expedition am 31sten nur auf diesen Fang berechnet war.

Durch die Ankunft der 15 Eskadrons, des Bataillons Grävenitz und der 150 Pferde vom Regiment Baillotz waren die Preußen den Franzosen wenigstens viermal überlegen.

Man war in der Erwartung, der General von Bila würde eine Disposition entwerfen, oder sich doch wenigstens um das Locale des Ortes bekümmern, da bestimmt voraus zu sehen war, daß den folgenden Morgen der Feind gegen Anclam vorrücken würde.

Wie wenig glich er aber dem General von Ziethen, welchen Friedrich der Große den Wächter der Armee nannte, da er bei keinem Marsche sein Haupt niederlegte, bevor er die ganze Vorpostenchaine nicht umritten und mit dem Terrain sich bekannt gemacht hatte. Der General von Bila war abgestumpft, ich glaube er war krank, denn er überließ sich dem Schlaf, ohne das Terrain zu kennen, ohne befohlen zu haben, wenn, und in welcher Ordnung die Truppen sich über die Peene ziehen sollten; ohne Anstalten getroffen zu haben, daß die Schiffe und Kähne nach der Schwedischen Seite geschafft wurden, und ohne dem Rittmeister von Hiller befohlen zu haben, welchen man ohne alle Rücksicht in den Preußischen Dörfern vor Anclam kantoniren ließ, gleich der übrigen Kavallerie in der Nacht noch die Peene zu passiren. Es kommandirte sich alles selber. Während der ganzen Nacht defilirte die Bagage und die Kavallerie durch Anclam über die Peene. An ein Standhalten disseits der Peene war also nicht mehr zu denken

ken. Demungeachtet versammelte sich die Infanterie mit Tagesanbruch, und blieb auf den Straßen liegen. Zu welchem Behuf, war nicht einzusehen; denn da die Thore verschlossen waren, und über eine sechzehn Fuß hohe Stadtmauer ohne Echafaudagen nicht weggeschossen werden konnte: so war es besser, sie folgte gleich auf die Kavallerie; denn öffnete der Feind die Thore, so entstanden an der Brücke, der eigentliche Vertheidigungspunkt in der Ringmauer der Stadt, unberechbare Unordnungen. Zur Vertheidigung dieser Brücke wurden 200 Mann bestimmt. Die Infanterie marschirte endlich ab. Vor der Ankunft des Bilaschen Corps, meldete ein Kavallerieofficier in dem Dorfe Stredense, habe ein Major von der reitenden Artillerie 40 Stück Kanonen auffahren lassen. Er habe mehrere Officiere angehalten, eine Capitulation zu unterzeichnen, die er durch einen Trompeter irgend einem feindlichen General wollte antragen lassen; er habe einen solchen Antrag aber mit Verachtung verworfen. Eine dergleichen Nichtswürdigkeit war allen ehrliebenden Preußen ein Greuel.

Man denuncirte es daher dem General von Bila, so bald er in Anclam eingetroffen war, und stellte ihm vor, doch diesem Major auf der Stelle Befehl zu geben, sich mit seinem Geschütz über die Peene zu ziehen. Er versprach es zu thun. Man hat von dieser schönen Artillerie aber nichts weiter gesehen und gehört, wahrscheinlich war der Wunsch des Artilleriemajors realisirt worden.

Können sich die Nachtheile, kraftlose Generale an die Spitze von Armeecorps zu stellen, wohl greller auszeichnen, als in diesem einzigen Beispiele? Physische Unvermögenheit und moralische Unwissenheit paaren sich in Armeen bei dem größten Theile der Generale zusammen, wo lediglich die Ancienneté entscheidet. Kommandirte bei Anclam ein junger rüstiger Mann, welcher den Kopf auf dem rechten Flecke hatte; so würde es einen großen Theil unglücklicher Menschen weniger in der Preußischen Armee geben.

Um 9 Uhr rückte der Feind gegen die Thore der Stadt an. Ungeachtet von dem die Arriergarde kommandirenden Kapitain alle Gänge und Wege besetzt waren; so konnte es doch dem Feind gelingen, den Posten am Packhause zu werfen, wodurch die Truppen in der Stadt von der Peenebrücke abgeschnitten waren. Der Kapitain zog sich daher mit seinen Leuten über die Peene zurück, hier postirte er sich, nachdem die Brücke aufgezogen war, am Ufer der Peene, um den Feind zu empfangen. Mehrere feindliche Offiziere rekognoscirten hierauf unsere Stellung, bei welcher Gelegenheit Feuer gegeben wurde, welches nicht ohne Effekt war. Von dieser Zeit an engagirte sich von beiden Seiten ein Musketenfeuer, welches ununterbrochen, mit nicht unbedeutendem Verlust von beiden Seiten, bis gegen 5 Uhr des Abends dauerte. Die Preußen hielten das Ufer rein, kappten die Anker von den Schiffen und Kähnen, um sie den Strohm herunter treiben zu lassen. Bei dieser Ar-

heit wurden mehrere Leute blessirt, weil sie unter dem Kugelregen von beiden Seiten vollführt wurde. Der Feind setzte sich dagegen in den Häusern fest, und feuerte aus den Dächern und Fenstern. Während dieses Gefechts hatte das Corps die Anhöhen zwischen Ziethen und Relzow besetzt. Man erwartete von seinem Abmarsche nach der Pinnoer und Wolgasterfähre benachrichtigt zu werden, allein es machte dazu keine Anstalten, um wahrscheinlich erst die Ueberfahrt der Bagage abzuwarten.

Der Posten an der Peendammerbrücke konnte, bei einiger Aufmerksamkeit, auf den Flanken, besonders wenn man sich der Stolperfähre bemächtigt hätte, sehr gut 24 Stunden behauptet werden.

Es war daher ein möglicher Fall, daß wenigstens die Infanterie von diesem Corps auf die Insel Usedom übergesetzt werden konnte, wenn sie gleich successive von den Anhöhen bei Ziethen nach der Pinnoerfähre abmarschirt wäre. Allein die alten Herren hatten keine Terrainkenntnisse, daher die zwecklose Stellung bei Ziethen und ihre Unthätigkeit, daß sie nicht Menzlin und die Stolperfähre besetzten, und auch nicht einmal diese Gegend abpatrouilliren ließen. Daher ihre Unentschlossenheit, daß sie auch nicht einen einzigen Befehl gaben, der einen Willen zum Uebersetzen auf die Insel Usedom angedeutet hätte.

Die beiden Generale von Bila sahen sich in stummer Verzweiflung an, handelten aber nicht. Hätten sie doch die Karte vor die Augen genommen; so mußte es ihnen

gleich einleuchten, daß es nur noch weniger Anstrengung bedurfte, ihre Ehre und so viele brave Menschen gerettet zu sehen.

Gegen Abend wurde das an der Peenbrücke postirte Detaschement vom ersten Bataillon Grävenitz abgelöst. Ein Kapitain vom Grenadierbataillon Sacken kam mit seiner Compagnie anmarschirt. Er machte einen schrecklichen Lerm, sprach von der Bravour, welche seine Leute bei Jena bewiesen hätten, und schien es unter seiner Würde zu halten, Instruktionen von den abgelösten Officieren anzunehmen. Man ließ ihn also laufen, doch überzeugte ihn bald die Gefahr, daß er besser gethan hätte, guten Rath angenommen zu haben. Die Bravour seiner Leute nahm man weiter auch nicht in Anspruch, man führte ihm aber zu Gemüthe, daß die Leute von Grävenitz diesen Posten 7 Stunden muthvoll vertheidigt hätten; wenn er es auch so machte, so würde die Infanterie wahrscheinlich vollkommene Zeit zum Uebersetzen haben. Es war dieser Posten aber kaum in den Händen der Grenadiers, als das Feuern aufhörte, welches den Französischen General von Becker Hoffnung schöpfen ließ, daß es nun rathsamer seyn möchte, wie einige Stunden zuvor, Unterhandlungen anzuknüpfen.

Man fing an zu parlamentiren. Der General von Becker meldete die Capitulation des Fürsten von Hohenlohe, und die Uebergabe von Stettin. Er führte dem General von Bila zu Gemüthe, sie hätten sich in einen cul de

aus begeben, *) wodurch sie dem Schicksal gefangen zu werden nicht würden entgehen können; wenn man unter vortheilhaften Bedingungen kapituliren wollte: so sollte ein einstündiger Waffenstillstand seyn. Man war kurz vor der Erscheinung dieses Schreibens wirklich entschlossen, nach Pinnow abzumarschiren, allein die Uebergabe Stettins war etwas erschreckliches, weil man sich eben fixirt hatte, über die Inseln auf diesem Platz sich zu repliiren. Die Lage war allerdingst schlimm, aber nicht zum verzweifeln. War der Rückzug auf Stettin abgeschnitten, so konnte auf Colberg dazu Rath werden.

Mangelte es bei der Nähe des Feindes an Zeit, um auf Usedom überzusetzen, so konnte die Kavallerie und Artillerie nach Stralsund marschiren. Es war möglich, daß der General Bila bei Wollin oder Camin doch zum Gewehrstrecken gezwungen wurde. Auch mußte die Kavallerie gewärtig seyn, weder in Stralsund aufgenommen zu werden, noch die Erlaubniß zu erhalten, auf die Insel Rügen sich überschiffen zu lassen. Dann hatte man aber alles gethan; man war völlig Vorwurfsfrei.

Die Equipagen und die Tornister gingen freilich verloren, man rettete aber die Ehre. Der König konnte das verlorne Eigenthum einst wieder ersetzen, dem Könige aber nicht ersetzt werden, wenn man dem Vaterlande in einer so

*) Ja nach der Ansicht des Generals von Becker, nicht aber nach der Ansicht des Generals von Bila.

peinlichen Lage auch nur einige tausend Vertheidiger ohne die höchste Noth entzog.

Faßte man die Sache ein wenig schärfer in Ueberlegung, so mußte eine Unterhandlung über die Capitulation des Corps gar nicht angenommen werden, man mußte den Posten an der Peenbrücke verstärken, und so bald es finster wurde, nach Pinnow und Wolgast abmarschiren. Während der ganzen Nacht mußten die Feuer auf den Höhen bei Ziethen, wo das Corps gestanden, unterhalten werden, um dem Feind das Vorhaben verborgen zu halten. Die Kavallerie und Artillerie setzte sich nach Greifswalde und Stralsund in Marsch. Alles was von der Bagage nicht überzuschiffen war, mußte in der Nacht noch verbrannt werden.

In dem Charakter des Generals von Bila liegt kein Eigensinn, denn so oft ihm ein einleuchtender nützlicher Rath während der vorhergehenden Märsche ertheilt wurde, bot er mit der größten Bereitwilligkeit dazu die Hand. Es ist zu glauben, wenn Jemand von Gewicht aufgetreten wäre, ihm, vermöge dieser Gründe, einen Widerwillen gegen die Capitulation beizubringen, er sich dazu bereitwillig würde haben finden lassen; zum Unglück hatte der Zufall aber einige G. d. a. Officiere mit auf die Anhöhen bei Ziethen geführt, welche laut äußerten, daß jetzt nichts besseres zu machen sei, als die Capitulation anzunehmen; ihr übles Verhalten bei Jena hatte ihren prahlerischen Ton herabgestimmt; die Hiebe bei Boitzenburg hatten sie

kleinmüthig gemacht, und hier schien die Erhaltung ihrer englischen Wettrenner ihnen mehr, als der Preußische Ruhm am Herzen zu liegen.

Es wurde demnach ein Officier nach Anclam geschickt, um die Capitulation abzuschließen. Es verbreitete sich darüber eine allgemeine Unzufriedenheit, welche bewürkte, daß in der Nacht vom 30sten zum 31sten eine außerordentliche Desertion einriß. Alles drängte sich nach der Fähre bei ,innow. Der größere Theil dieser Ausreißer ist glücklich in seinem Vaterlande angelangt.

Am 31sten des Morgens streckte das Corps das Gewehr; die oben erwähnte Kasse ward in der Nacht vom 30sten eingeschifft und unter einer Bedeckung nach Schwinemünde und Colberg glücklich abgeführt.

Höhern Befehls zu Folge wäre sie wahrscheinlich vergessen worden, wenn nicht der schon mehrmals gedachte Officier mit dem Kreiseinnehmer Behrend, und dem bei der Kasse kommandirten Kriegsrath Rücksprache genommen hätte, und das eilige Abfahren auf das angelegenste empfohlen hätte.

Ungeachtet dem General von Bila die Annäherung des Feindes in der Nacht vom 29sten gemeldet wurde; so unterließ er dennoch, den Rittmeister von Hiller davon zu benachrichtigen, welches die Folge hatte, daß dieser Rittmeister mit seiner ganzen Mannschaft dem Feind am 30sten in die Hände fiel.

Dienſttreue.

Glatz.

Im Glogauiſchen Kammerdepartement iſt die Ruhe wieder hergeſtellt, die durch einige junge feurige Officiere vor einiger Zeit in Sagan und der benachbarten Gegend geſtört wurde. Dieſe Stadt hat dafür büßen müſſen, weil man ſie voll von Patrioten wähnte; Grünberg kam beſſer weg. Den Franzoſen kann man es nicht verdenken, daß ſie ſich den Rücken decken. Sie werden aber auch kräftig von den Civilbehörden unterſtützt. Da iſt in Glogau der alte ehrwürdige Oberamtspräſident Fhr. v. E. der ſchon 1802. ſein 50jähriges Dienſtjubiläum feierte und bei dieſer Gelegenheit vom Könige mit dem rothen Adlerorden, vom Lande mit einem Monumente und einer Denkmünze für ſeine treuen Dienſte belohnt wurde; dieſer Greis, nur noch zwei Finger breit vom Grabe entfernt, kam mit Devotion den Siegern entgegen, führt ihre Befehle mit großer Strenge aus, und iſt der einzige unter den Regierungspräſidenten

des Landes, der die Regierungsrescripte unter dem Namen des Kaisers

Wir von Gottes Gnaden Napoleon u. s. w.

erläßt. Man muß doch wahrlich gestehen: dieser alte Mann besitzt viel Lebensweisheit, und wendet den Grundsatz an: Gehorche der Obrigkeit die Gewalt über dich hat!

Wollte man dies Benehmen als Schwäche des Alters ansehen, so giebt doch der Kammerreferendarius v. Tschirschky ein Beispiel von Lebensweisheit was einzig ist. Dieser talentvolle Mann war einst Gutsbesitzer und Kammerherr, ein unglücklicher Zufall brachte ihn um sein Gut, sein Erbe und sein Weib, und er widmete sich dem Kammeraldienst ... Der Steuerrath des Glogauschen zweiten Departements erhielt einen Auftrag in Berlin der 2 Jahre dauerte, und der Minister Graf Hoym setzte ihn in diesem Posten als Administrator an. Er war stets ein heftiger Gegner der Franzosen, bis sie selbst erschienen, der kluge Mann macht dann natürlich eine Changevite, so auch Herr v. Tschirschky. Er kam dem anrückenden Feinde in allem zuvor, diente ihm mit lobenswerther Treue, kundschaftete (was selbst nicht einmal seines Amts war) die Stärke und Position der preussischen Partisane aus, und wies dem Französischen General Regnie die Wege. Die Französischen Machthaber beehrten ihn im Vertrauen mit dem Titel

notre vilain Chambellan.

r. An die Städte seines Kreises erließ er folgendes vielsagendes Rescript, was seine Klugheit rein ausspricht; man sagt sich ins Ohr, Napoleon werde ihn zum Kammerdirektor erheben.

Copia.

Ob man zwar glauben sollte, daß Vernunft, Klugheit und der allen Menschen angebohrne Trieb der Selbsterhaltung ein jedes einzelne Individuum veranlassen würde, in der gegenwärtigen Lage der Dinge vorzüglich auf alles, was zu seiner persönlichen Sicherheit dienen kann, Rücksicht zu nehmen, und sich nicht ohne Noth Unannehmlichkeiten und Gefahren auszusetzen, so haben gleichwohl verschiedene, in mehreren Städten statt gefundene Ereignisse mich nur zu sehr überzeugt, daß diese Klugheitsmaaßregel von vielen gänzlich aus den Augen gesetzt wird, indem sie durch Aeußerungen an öffentlichen Orten und durch Handlungen Gelegenheit geben, für verdächtige Personen gehalten zu werden. Beispiele zu dem hier Gesagten gaben Grünberg und Sagan, wo bei verschiedenen Veranlassungen Bürger oder andere Stadtbewohner sich Aeußerungen von Theilnahme an dem Vorgefallenen erlaubet, die höchst unbesonnen waren, und weder dem Interesse des Königs von Preußen nützen, noch den Franzosen nachtheilig seyn konnten, von deren dabei interessirten Per-

sondern aber sehr wohl bemerkt, und wenn auch nicht unter veränderten Umständen geahndet, doch auf keine Weise vergessen sind.

Auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Generalgouverneurs v. Verrieres, und ganz vorzüglich dazu durch eine mündliche Unterredung mit dem General Monbrun veranlaßt, gebe ich unten benannten Wohllöblichen Magisträten hierdurch zu ihrem und ihrer Familien eigenen Wohl, und zum Glück und Erhaltung der ihrer Aufsicht anvertrauten Städte, auf, allen Einwohnern auf das strengste zu befehlen, nicht nur bei Vorfällen, z. E. von Gefangennehmung französischer Officiere, Scharmützeln in den Städten selbst sich ruhig und in ihren Behausungen zu halten, sondern auch bei Durchmärschen der Truppen nicht auf den Marktplätzen sich zu versammlen, und über die durchmarschirenden Truppen, von welcher Nation sie immer seyn mögen, zu unterhalten.

Mehr oder weniger verstehen alle Franzosen Deutsch, nur der Umstand, daß sie nicht ganz der Sprache mächtig, ist Ursach, daß sie mißtrauisch sind, weil die Erfahrung mehrerer Länder z. B. Tyrol, Calabrien rc. ihnen dazu Anlaß gegeben. Unvermeidliches Elend zu verhüten, den unausbleiblichen Ruin der Städte, das schrecklichste Loos, was Magisträte, Bürgerschaften und Einwohner treffen würde, fühle ich mich, genau mit der Lage der Sachen, wie sie wirklich sind, bekannt, dadurch veran-

laßt, vorstehendes unten benannten Wohllöblichen Magistraten in der besten Absicht an das Herz zu legen, damit von ihnen solche Vorkehrungen getroffen werden, die von unserer Provinz nach Möglichkeit die verderblichen Folgen entfernen, die Länder empfanden, und noch empfinden, die die Gewalt der Waffen und ein beispielloses Krieges-Glück *) diesen unüberwindlichen Siegern unterwarf.

Glogau, den 26sten Febr. 1807.

v. Tschirschky.

*) Hier scheint der Herr von Tschirschky aus seiner Rolle zu gehen, er hat aber in der Hauptsache Recht; denn was ist klüger als die Regeln der Selbsterhaltung, und kann man den Feind besser gewinnen, als durch Nachgiebigkeit?

C....m....r.

Interessante Kleinigkeiten.

Zu der Zeit, als die Preußischen Vestungen Magdeburg, Cüstrin, Stettin, Spandau und Plassenburg so schnell nach einander übergeben wurden, fragte ein Officier einen ihm bekannten Juden: Nun Schatz, wie geht es mit dem Handel? „Gut" — erwiederte jener — „die Vestungen gehen reißend ab, unsre Leut' verdienen eppes!"

Vor kurzem kam ein kriegsgefangener Officier nach Berlin und zu dem Commandanten, General Hulin, um sich die Erlaubniß zu erwärken, in der Hauptstadt bleiben zu dürfen.

Der Schreiber des Generals (ein Gemeiner von der Kaiserlich-Französischen Garde) empfängt ihn, um seinen Wunsch zu protocolliren, und redet ihn in Französischer Sprache an, deren der Officier, trotz seiner genossenen guten Erziehung im hiesigen Kadettenhause, nicht ganz mächtig ist.

„Wie heißen Sie?“ fragt der Schreiber französisch.

Erst spät sagt jener seinen Nahmen, nachdem er sich die Frage in Mente übersetzt hat.

„Woher gebürtig?“

In langen Absätzen und nach langem Nachsinnen antwortet er.

„Wie alt?“

Wieder eine große Pause vor der Beantwortung.

„In welchem Regimente dienten Sie, und in welchem Range?“

Element, das dauert wieder eine ganze Weile.

„Womit werden Sie sich bei Ihrer hiesigen Anwesenheit beschäftigen, und warum wollen Sie sich hier aufhalten?“

Ja, diese Frage ist jenem verzweifelt weitläuftig und lange muß er sich besinnen, indem er Wort für Wort in seine Muttersprache translatirt.

Dem feurigen Franken geht die Geduld aus. Er ruft: „Nun?“

Das setzt Jenen aus aller Fassung; er hat bei dem Ausruf das Uebersetzte wieder vergessen und transpirirt vor Angst.

„Vermuthlich“ — sagt der Schreiber trocken — „kommen Sie, um hier Ihre Erziehung zu vollenden?“

Ja — antwortete der Schwitzende; lachend schreibt der Protokollführer das nieder und der Officier entfernt sich.

seelenfroh, der zwiefachen französischen Klemme entronnen zu seyn.

Berlin erhielt aufs neue einen Beweis von der scharfsinnigen polizeilichen Wachsamkeit der französischen Autoritäten. Ein Criminalcommissarius, welcher seit längerer Zeit als der schlaueste Entdecker geheimer Verbrecher berühmt war und für einen ehrlichen Mann galt, wurde als Theilnehmer an Diebstählen angezeigt und vom Criminalgericht verhaftet. Als von diesem Vorfall dem General Hulin Anzeige gemacht wurde, sagte er: „ich habe der hiesigen Polizei nicht vorgreifen wollen; „aber" — indem er ein Buch aufschlug — „lesen Sie „hier."

Und der Deputirte las bei dem aufgezeichneten Namen des jetzt Verhafteten: „Ein guter Kopf, steckt jedoch mit bedeutenden Dieben unter einer Decke!" So befindet es sich wirklich.

Kotzebue läßt in seinem Lustspiel: Das Epigram, dem Kammerrath Hippeldanz sagen: ich weiß ein Ländchen, wo die Titel spottwohlfeil sind! Welches Ländchen sollte er wohl gemeint haben? Mir fällt dabei immer unter andern Schwedisch-Pommern ein. Hier war, noch vor ein paar Jahren wenigstens, der Handel

mit Titeln und Aemtern förmlich zu Hause. Da konnte man noch — wenigstens im Kleinen — für Geld Alles werden, wozu man Lust hatte. Zum Beyspiel, ein Hofrath war 100 Ducaten werth, so viel kostete nämlich dieser Titel. Wirkliche Aemter erhielt man für ein Spottgeld von einem Staatsbedienten, der nicht mehr recht fort konnte oder wollte. Eine kleine Stelle, welche 400 bis 500 Thaler einbrachte, erkaufte man mit 4 — 5000 Thaler. Damals wurde der Posten eines Waagedirectors, der circa 450 Thaler brachte, gerade für 1800 Thaler veräußert; wie im Civil, so ging es auch im Militair: Für Geld wurde man ein Officier, so bedeutend als man wollte, daß heißt, so viel man bezahlen konnte. Eine Capitainsstelle mit der Compagnie wurde mit 2 — 6000 Thaler bezahlt. Wahrscheinlich hat sich das seit zwey Jahren nicht geändert. Die möglichen übeln Folgen liegen am Tage. Es kommen Leute zu Aemtern, die außer der Kaufsumme nichts besitzen, das sie dazu qualificirt. Man kann Secretair heißen, ohne zu wissen, wie man die Feder hält, Capitain seyn, ohne die mindesten militairischen Kenntnisse zu besitzen. Aber dafür hört man hier — wie in Berlin — allerley erbauliche Titelchen ertönen; man nennt keinen Menschen bey dem Namen seines Vaters. Nein, er muß durchaus etwas im Staate seyn, er mag wollen oder nicht. Diese Krähwinkler-Sitte ist aber nicht allein in Berlin und Schwedisch-Pommern heimathlich: man findet sie in vielen andern Städten und Städtchen, Län-

dern und Ländchen, wo — dem Himmel sey Dank — der Rang nicht käuflich ist.

„Man denke sich“ — sagt der ächte Philosoph Moses Mendelssohn — „eine äußerst unregelmäßige Stadt, in der ein Briefträger während seiner ganzen Lebenszeit seine Funktion verrichtet hat, der dabei mit allen krummen Straßen und Winkeln so bekannt geworden ist, daß er jedes Haus auch im Dunkeln findet. Diese Stadt werde nun in einer Nacht durch Zaubergewalt in die regelmäßigste umgeschaffen, was wird am andern Morgen der Briefträger von der Veränderung sagen? Er wird über Unordnung, über schädliche Neuerung klagen. Er wird sich nicht finden können.“

Eben so machen es unsere Geschäftsmänner, die nur den alten Schlendrian kennen und nicht selbst denken; ihnen ist jede gute Reform in der Verfassung oder Verwaltung eine Unordnung, eine schädliche Neuerung; gerade so trieben es viele Officiere im Feldzug 1806; sie standen in der Kriegskunst noch am Ende des siebenjährigen Krieges, hier waren sie geblieben in der Ueberzeugung, daß alles gut sey, und hatten L'hombre gespielt, während die Franzosen tausend Schritte vorwärts gingen. Natürlich mißfiel ihnen die Neuerung, deren Geist sie nicht kannten. Natürlich konnten sie sich

darin nicht finden, wie jener Briefträger in der verwandelten Stadt.

Der, nun ermordete, Kaiser von Haiti, Jakob Dessalines, gestattete vor zwey Jahren, um den Wissenschaften und der Buchdruckerkunst in seinem Staate aufzuhelfen, eine — mehrere Kleinigkeiten ausgenommen — ganz vollkommene Denk- und Preßfreiheit. Der Schriftsteller durfte nur nichts Tadelndes gegen hohe Personen, keine Bemerkungen über Mißgriffe in der Staatsverfassung oder Amtsverwaltung, gegen das Militair und die Geistlichkeit, gegen große Verbrecher und Dümmköpfe, keine Rügen von Mängeln niederschreiben, auch keine Wahrheiten, die irgend Jemand beleidigten. Sonst durfte er alles drucken lassen. Lobpreisen konnte er nach Gefallen.

Vergleichen wir mit dieser Freiheitgestattung die Berliner Censur vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges. Dort konnte auch alles gedruckt werden, nur nichts gegen Religion, den König und den Staat. Das, so einfach gedacht, war nun sehr billig; aber wie weit konnte der Sinn dieser Bedingung gedehnt werden, wenn ein schwachköpfigter oder engherziger Censor wollte, denn er war durchaus nicht responsabel für seine Handlungen in dieser Hinsicht; er konnte einen ganz schuldlosen Perioden nach seinem Gelüste deuten, und aus einer Schrift

hinwegstreichen, was ihm beliebte. Klagen darüber wurden nicht angenommen. Ein bedeutender Mann in der Nähe des Königs, den man einmal in einer solchen Sache um Rath fragte, antwortete: Man muß es dem Ermessen des bestallten Censors überlassen, was er zu drucken erlaubt. Macht man ihm einmal seiner Strenge wegen Vorwürfe, so läßt er in Zukunft alles passiren, und das darf durchaus nicht seyn! Traurig, wenn nun ein Schriftsteller der Laune eines solchen befangenen Menschen hingegeben ist, der, wie ein verschnittener Todtengräber, nur versenken, aber nicht selbst etwas machen kann. Ist so ein Censor nun gar boshaft, dann stehe Apollon der Literatur bey.

Wenn man hebet an zu kriegen,
Dann beginnen auch die Lügen!

sagt Hans Sachs und das mit großem Recht. Welche Gerüchte laufen zur Zeit des Krieges durch das Volk! An allen ist gewöhnlich etwas, aber kaum der tausendste Theil von der Sage; das meint auch Musäus, wenn er sagt: Es läuft kein Gerücht im Volke, es schwimmt ein Körnchen Wahrheit drin. Jedermann ist jetzt Politiker und spricht mit, gleichviel ob sein Urtheil von Einsicht motivirt ist, oder nicht. Daß es mit den Sagen von Kriegsvorfällen so ist, wie es wirklich geht, ist in der Ordnung; die Lavine, welche sich den Schneeberg herabwälzt, wird mit jedem Umdreher größer, so auch eine Nachricht in jedem Munde, durch den sie geht, besonders wenn sich der Besitzer des Mundes für die Bedeutenheit der Sache interessirt. Jeder neue Zuhörer setzt als Wiedererzähler eine Kleinigkeit hinzu.

Zum Beyspiel: Herr Nro. 1. begegnet seinem Freunde Nro. 2. und spricht zu ihm: Eben ist ein Courier angekommen: aber woher er kömmt, und was er bringt, weiß man nicht. Nro. 2. geht weiter und erzählt an Nro. 3., daß ein Courier gekommen sey, man vermuthe, daß ein Gefecht statt gefunden habe. Sogleich erzählt Nro. 3. an Nro. 4., seinem Bekannten, es sey bey N. N. eine große Affaire gewesen. Wichtig ruft Nro. 4. bey seinem Eintritt im Weinhause: Wissen Sie schon, daß bey N. N. eine mörderische Schlacht gelie-

fert ist, worin 9000 Mann geblieben sind? Darauf laufen die Herrn 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. geschwinde auf verschiedenen Wegen fort, dieser zu Hause, jener in die Resource, der in einen Laden, ein anderer zu einem Freunde, und jener in ein andres Weinhaus. Jeder setzt etwas hinzu, und am Ende sind es 10000 Todte, 10000 Verwundete und 20000 Gefangene, ein paar Befehlshaber sind geblieben und viele Kanonen und Fahnen erbeutet. Frägt man: Von wem kömmt die Nachricht? so wird geantwortet: „Von einem Manne, der es wohl wissen kann, den ich aber nicht nenne:“

Wollte man aufrichtig seyn, so müßte man antworten: Nro. 12. spricht, Nro. 11. habe ihm vertraut, wie Nro. 10. erlauscht habe, daß Nro. 9. gesprochen hat, Nro. 8. hat gemeint, Nro. 7. habe gehört, daß Nro. 6. sagte, Nro. 5. habe zu ihm davon geredet, daß Nro. 4. verkündigt hätte, Nro. 3. hätte erfahren, wie Nro. 2. es wieder gesagt, was Nro. 1. ausgekundschaftet hat. So geht es unter Kannengießern mit den Kriegsgerüchten!

Wer Neigung hat, zu wissen, wie wunderbar oft einzelne Menschen zu Rang, Gewicht und hohen Aemtern, zu denen sie nicht die mindesten Fähigkeiten be-

sitzen, gelangen können, der lese folgende kurze einfache und ganz wahre Darstellungen:

Es war einmal ein junger Mensch von großer Familie, der, wie es in seinem Vaterlande Sitte war, Soldat — das heißt Officier — wurde. Man stellte ihn als Fähnrich an. Er lebte mit seinen Kameraden nach ihrer Gewohnheit, mit andern Worten: er übte sich so gut, wie viele Andere, es in viehischen Ausschweifungen und Lastern so weit als möglich zu bringen. In dieser Rücksicht unternahm man zuweilen förmliche Wettkämpfe. An einem Abend befand sich der Fähnrich in Gesellschaft seiner Waffenbrüder, wo wacker gebechert wurde. Einer aus dem Kreise der allmählig lustig werdenden Brüderschaft, kam auf den Einfall, man solle einmal versuchen, wer unter ihnen die größte Quantität geistiger Getränke verschlucken könne, ohne berauscht zu werden. Der Vorschlag erhielt lauten Beyfall, und man begann con Amore zu trinken, und das beliebte Getränk war — man denke! — Arrak.

Es währte, natürlich, nicht lange, so befanden sich mehrere der Zecher Sackvoll unter dem Tisch, und zu dieser Klasse gehörte der Fähnrich. Doch war das Umsinken bey weitem nicht das Final der Bacchanalien; des Fähnrichs ohnehin nicht unverwundbare Lunge hatte die drastische Flamme des Getränkes angegriffen, er wollte vor Hitze in seinen Eingeweiden erblassen, und fiel endlich in eine langwierige, schmerzhafte Brustkrank-

heit. Ein verständiger Arzt rieth ihm: er solle Urlaub nehmen, aufs Land ziehen, und viel Eselsmilch trinken. Das that er, das Mittel wirkte, und er wurde so halb und halb wieder hergestellt. Nun meinte der Arzt, er solle, seiner schwachen Lunge wegen, den Militairdienst ganz quittiren, und irgend etwas anders treiben, das auf seine geschwächte Körperconstitution nicht so nachtheilig einwirke, als diese Beschäftigung. Auch dieser Rath wurde befolgt, er nahm seine Dimission, und fing aus langer Weile an, ein wenig in Kameral- und Finanzwissenschaftlichen Büchern zu blättern, so daß er am Ende in diesem Fache eine oberflächliche Idee erhielt. Seine vielgeltenden Verwandten, welche damals, als ihn der fatale Arrak aus seiner Militair-Cariere warf, ihm schiefe Gesichter schnitten, wurden nun wieder freundlich, und beschlossen auf der Stelle, aus ihm etwas Rechtes im Civil zu schaffen. Da er alle hebenden Vorzüge, als Geld, Erbadel und Protection seiner hohen Familie, besaß, so konnte es gar nicht fehlen. Man stellte ihn vortheilhaft an, als er sich kaum gemeldet hatte, und stieg von Amt zu Amt immer höher empor, bis zum angesehensten und bedeutendsten Staatsbeamten, der sogar einen Orden trug.

Ein Andrer flog schnell im Militair eine Stufe nach der andern hinan, weil eine Hofdame, als er noch Sekondlieutenant war, zur Gemahlin des Fürsten von ihm sagte: Gestern habe ich mit dem N. N. getanzt. „O,

mein Gott, er tanzt wie ein Engel, und war gekleidet wie ein Gott!" — und die Durchlaucht schätzte hübsche und gewandte Tänzer.

Kann man nun wohl mehr verlangen, als daß der Tanz hier, und dort der Arrak zu Aemtern und Würden führt?

Sind diese Begebenheiten nicht Wunder im Geiste der Zeit?

Ueber die Tendenz der Schrift:

Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse des preußischen Hofes ꝛc.

und des Journals:

Neue Feuerbrände.

Es ist wohl Zeit, daß der Verfasser der ersten, und der Redakteur der letztern sich darüber laut erklärt, da so manche Recensenten darnach gefragt haben, denen die Fassungsgabe fehlt; denn sonst müßten es ihnen jene Werke wohl eingetrichtert haben.

Diese Recensenten haben auch gesagt: man müsse vorher einen Fehler rügen, nicht nachher, und die Briefe wären nicht von 1786 her, sondern erst ganz neuerlich geschrieben, und was des Gesagten mehr ist.

Meinetwegen mögen sie sagen, die Herren, was sie wollen, es ist mir völlig einerlei; denn sie habens nur

immer mit der Form und mit Titeln, Druckfehlern, und was weiß ich womit zu thun.

Da aber jene Werke stark gelesen werden, und dieser oder jener zweifelhaft seyn möchte, ob es gut gethan sey, mit freyer Stirn die Fehler seiner vaterländischen Verfassung aufzudecken, so sehe ich mich veranlaßt, darüber mich näher zu erklären:

So lange wie ein Staat, schwach im Innern, von Außen durch seinen blendenden Schein den Nachbaren noch imponirt, so lange ist es Pflicht des Patrioten, seine Schwächen nicht aufzudecken; er mag dann im Stillen wirken, rathen, warnen — helfen, wo er kann. Ob ich das redlich gethan habe? darüber kann ich mich hier nicht erklären. Selbst Napoleon, der alles weiß, kannte doch nicht so unsere Schwäche, als er sie nachher fand. Dies beweist seine Anrede an die Truppen vor dem 14. Octbr., dies beweisen seine Worte:

Certainement ils se tromperont ces peruques!

und auf dem Napoleonsberge:

Les prussiens sont encore plus stupides que les autrichiens,

als er ihre verworrene Position erblickte.

Wer also dann öffentlich auftritt, wie Bülow in seinem Feldzuge 1805, der bringt nur seiner Eitelkeit ein Opfer; er verdient sich zwar den Namen eines Prophe-

ten, aber er hat dem Feinde die Schwäche des Staats verrathen.

Wenn aber nichts mehr zu verschweigen ist, wenn der Staat in Trümmern zerschlagen daliegt; wenn die Ersten des Landes sich als Verräther, Poltrons und Dummköpfe brandmarken (fehlt es etwa daran?); wenn der König verlassen da steht; wenn der größte Theil des gebildeten vaterländischen Publikums, verzweifelnd an der Wiederherstellung des Staats, sich dem Feinde hinwirft, ihm Treue schwört, ihm das Staats-Eigenthum verräth, ihm diejenigen nennt, die es noch redlich mit dem geschlagenen, verlassenen Könige meynen; wenn eine Menge von Beamten schamlos sich bereichert, denen die Ausschreibung der Armeebedürfnisse des Feindes überlassen worden ist, so ist es wohl Zeit, daß eine Stimme in der Wüsten erschalle, und dem besser gesinnten Publikum die Ursachen des zertrümmerten Staats begreiflich mache, auf die Elenden mit Fingern zeige, die Schuld daran sind, die Schurken brandmarke, die weiter nichts begreifen, als was ihre Taschen füllt. Es ist wohl löblich, wenn man auf der andern Seite die Edlen in der Nation nennt, die ihre Pflicht thaten, und wohl noch mehr?

Schändlich ist der Vorwurf in den Zeiten (ich meyne das Journal): Man schildere den König sehr gut, damit seine Schwäche desto mehr hervorleuchte.

Es müßte wohl ein eben so elender Schmeichler und Speichellecker seyn, als jener Kritiker — ein hämischer Recensent ist, der mit elenden Advokatenkniffen sich brüstet, der vom Könige sagen könnte:

Er ist ein großer Kopf, ein zweyter Friedrich, ein großer Feldherr u. s. w.

Der König ist ein guter moralischer Mensch, hat einen gesunden Menschenverstand, und leistet, was er leisten kann.

Was soll man mehr von ihm verlangen? Dadurch, daß ich das gesagt habe, kann ich ihm das Zutrauen der Nation nicht nehmen, sondern ich suche es zu erhalten.

Andere meynen: Enthielten die Briefe und die neuen Feuerbrände auch Wahrheiten, so kämen sie doch zur unrechten Zeit. Eine Sonne die bloß leuchte, aber nicht erwärme!

Ich möchte doch einmal sehen, wie es mit dem Erwärmen zugehen sollte?

Das meynen die Herren so hinter dem warmen Ofen. Sie sollten aber einmal hinaustreten unters Volk, da würden sie bald merken, daß es mit allem Erwärmen am Ende sey: Das ist alles vergebens!

Es muß jetzt niedergerissen und niedergebrannt

werden, was an Mißbräuchen jetzt entblößt dasteht; es müssen die Staatsverräther öffentlich gebrandmarkt und bestraft werden; der König muß sich mit den Edelsten (nicht etwa Adel) umgeben, um aus dem alten Wust etwas Gehaltvolles aufzubauen.

Darum die Briefe! darum die neuen Feuerbrände!

Ich werde übrigens es nicht dulden, daß jemand Unrecht geschehe, und wenn es ohne meine Schuld geschehen ist, so soll es berichtigt werden.

Jetzt höre ich noch manche Stimme, welche mir zuruft: Welchen Verfolgungen setzest du dich aus? Wie wird man dich verläumden, wenn der König zurückkommt! Man wird dir den Prozeß machen, dich einkerkern, richten und beschimpfen.

Daran kehre ich mich sehr wenig. Nennen werde ich mich dem Könige, Er, der Gerechte, mag über mich richten. Geduldig werde ich meinen Nacken jeder Strafe hinhalten, mein Trost wird dann seyn: Daß der Buchstabe nicht erlöscht.

Kann man Anhänger des wahren ächten preußischen Staatssystems richten und bestrafen, so ist dies der größte Beweis, daß es nicht mehr existirt.

Soviel über die Tendenz meiner Schriften, und nun laßt mich damit in Ruhe, ihr Recensionen-Fabri-

kanten, und ihr Schwächlinge, die ihr nicht Muth habt, in die Schranken zu treten, und die ihr lieber den Feinden Weihrauch streut (der ihnen anekelt), damit sie euch eure paar Thaler Gehalt auszahlen.

Die Redaktion der neuen Feuerbrände.

Erklärung

Erklärung des Verfassers der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse des preußischen Hofes ꝛc.

das schwarze Register im zweyten Hefte der neuen Feuerbrände betreffend.

Auf dem Titel des ersten Heftes der neuen Feuerbrände stehe ich mit Recht als Herausgeber; denn bis auf den letzten Aufsatz von Benkowitz sind alle von mir selbst.

Der zweyte Heft enthält nur die Abhandlung Seite 118 von mir. Dieses Heft ist mir nicht eher zu Gesicht gekommen, als da ich eben von einer zweymonatlichen Reise zurückkam. Die Aufsätze sind daher vor dem Druck nicht von mir gelesen worden.

Ich finde nun in diesem Hefte das schwarze Register, und fühle mich berufen, hierdurch zu erklären, daß jenes Register Wahrheit und Lügen durch einander mengt, den Stempel der Animosität und Gemeinheit trägt. Es wird darin geschimpft und gelästert, wodurch niemand der Wahrheit und Gerechtigkeit eine Stütze giebt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; das Manuscript ist durch die dritte Hand an den Verleger der neuen Feuerbrände eingesandt, das Publikum wird ihn aber leicht an dem Titel, an der Form und an der Tendenz erkennen. Er mag sein Machwerk verantworten.

Er mag mit so vielen rechten, die in diesem Register conpromittirt und verläumdet sind; er mag es verantworten, daß grade jetzt diese Schmähschrift erscheint, und vielleicht Veranlassung wird, das Unglück mancher Familie zu begründen, wenn der Staat diese Schenkungen wieder einzieht, die sich zum Theil schon in der dritten Hand befinden.

Ich vertheidige die gerügten Donationen nicht, ich habe meine Meynung darüber im ersten Theil der vertrauten Briefe gesagt. Wenn es gewiß ist, daß der Graf Hoym gegen die Einziehung der geistlichen Güther und Starosteyen protestirte, wie kann er die Donationen eingeleitet haben?

Doch ich will die Unrichtigkeiten, welche mir nur

in dem schwarzen Register bekannt sind, rügen, darnach mag das Publikum das Ganze beurtheilen.

S. 67. No. 7. Stadtpräsident Eisenberg in Berlin.

Nach dem Aufruhr in Breslau mußte Eisenberg nach Breslau reisen und die Sache untersuchen. Hoym fiel vor ihm auf die Knie, und bat ihn um Gotteswillen, ihn nicht unglücklich zu machen, daher diese Schenkung.

Die Unwahrheit dieser Schmähung geht aus sich selbst hervor. Wer den Graf Hoym kennt, der begreift es sogleich, daß es ihm physisch und moralisch unmöglich ist:

Auf die Knie zu fallen.

Wie hätte der lahme Mann das möglich machen sollen?

Unter allen Umständen hatte die Klugheit Hoyms Resourcen genug, sich einer solchen erniedrigenden Handlung gegen einen Eisenberg zu überheben. Die Schuld, den Aufruhr veranlaßt zu haben, fiel auf Werner, dem Stadtpräsidenten in Breslau, einen unmittelbaren Günstling Friedrich Wilhelm II., dem er als Kronprinz Gelder negocirt hatte.

S. 69. Fürst Hohenloh.

Der Tausch, den Hohenloh zwischen dem Amte Crotozcyn und seinen Donationen vorschlug, wäre nicht ungerecht gewesen, wenn er nach den Anschlägen geschah, welche von beiden Tauschobjekten gemacht wurden. Der Staatsminister von Voß vereitelte dies Projekt, vielleicht aus guter Absicht. Dem Könige dienten aber die Hohenlohschen Besitzungen mehr, wie Crotozcyn; denn sie arondirten so viele der südpreußischen Aemter, von denen sie unklugerweise abgerissen waren.

S. 71. Der Graf Lüttichau.

Dem Regierungsrath von Grevenitz geschieht hier zu viel; er wird hier geradezu der Bestechung beschuldigt.

Grevenitz war ja gar nicht Richter in der Sache, sondern der officielle Beystand der Gräfin Gurovska; auch ist der Rechtsstreit der Gurovskyschen Eheleute quo ad Bona gar nicht abgeurtheilt, sondern verglichen worden. (Man sieht, wie schlecht der Verfasser unterrichtet war.) Alle hier angegebnen Summen sind falsch. Was hier von dem Justizrath Reinhard steht, ist ganz unwahr.

S. 75.

Hoym hat Murowanna Goslin für 120000 Rthlr. gekauft, und um eben den Preis verkauft.

Wenn der Kauf von ihm aus Gefälligkeit gegen Bischofswerder geschehen wäre, wie würde er so unklug gewesen seyn, sogleich an 40 Procent daran zu verdienen? Man sieht, wie sehr den Verfasser die Wuth zu schmähen hingerissen, und wie inkonsequent er dabey verfahren hat.

S. 76.

Der Ritterschaftsrath von Unruh ist ein so rechtschaffner Mann, wie der General Köckeriz, und es ist nicht wahr, daß die benannten Güther dem letztern geschenkt wären, sondern sie sind dem von Unruh in Erbenzinß gegen ein Erbstandsgeld und Abfindung des vorigen Besitzers, Grafen Lucas v. Bninsky, verliehen worden. Diese Abfindung hat Hr. v. Unruh theuer bezahlen, und überdies da auf den Güthern gefundene Inventarium mit Gelde aufwiegen müssen. Er hat die Gebäude, die verwahrlost waren, in Stand gesetzt, und manche Melioration gemacht, ehe er sie verkaufte.

S. 83.

Unter der Taxe der Triebenfeldschen Güther und ihrem Verkaufspreise, stecken seine ihm eigenthümlich gehörigen Güther.

Es sey genug an diesen Berichtigungen, die mir entfernt von den Quellen jetzt nur einfallen.

Mit dem vierten Hefte geht die Redaktion einzig und allein durch meine Hände, und alsdenn stehe ich für jeden Aufsatz in den neuen Feuerbränden.

Der dritte Heft war bis auf diesen Nachsatz auch schon gedruckt.

Note des Verlegers.

Ich muß es der Wahrheit gemäß anerkennen, daß der Verf. der vertrauten Briefe von dem Druck des schw. Reg. nichts gewußt hat; ich meldete ihm dessen Eingang: allein mein Brief verfehlte ihn, indem er schon abgereist war. Er erhielt ihn endlich, und antwortete sogleich:

„Hüten Sie sich für diesen Aufsatz; das schwarze Register ist mir als Manuscript bekannt, es enthält viele Unrichtigkeiten, es ist besonders gegen den Grafen Hoym gerichtet. Ich will an allen Schmähungen gegen diesen Greis keinen Theil haben, um so weniger als er jetzt außer Dienst ist. Mag der Graf Hoym Schwächen haben, er war dennoch einer der klügsten preußischen Minister.“

Diese Antwort kam zu spät, das zweyte Heft der neuen Feuerbrände war bereits in alle Welt.

Druckfehler.

S. 108. 3te Zeile v. o. lies, statt Napoleon werde ihn zum Kammerdirektor erheben: der König werde ihn einst zum Kammerdirektor erheben.

Antwort

auf ein anonymes Schreiben des Verfertigers des schwarzen Registers.

Es ist an die Redaktion der Neuen Feuerbrände ein Schreiben des schwarzen Registrators eingegangen, worin dem von ihm vermutheten Verfasser der vertrauten Briefe mancherley Schuld gegeben wird, was wir hier öffentlich beantworten wollen. Es heißt darin:

Mir ist in keinem Sinne ein Gefallen damit geschehen, daß Sie meine Tabelle von den südpreußischen Donationen in dem zweyten Hefte der Neuen Feuerbrände haben abdrucken lassen.

Dem jetzigen Redakteur und Verfasser der vertrauten Briefe noch weit weniger; mit seinem Willen steht diese Tabelle nicht in den Neuen Feuerbränden. Es liegen noch Bruchstücke aus den Proceß-Akten eines Herrn v. **** d vor uns, welche auch an die Redaktion eingesandt worden, deren Schriftzüge außerordentliche Aehnlichkeit mit denen jenes Anschreibens haben. Wir werden keinen Gebrauch davon machen.

Ich gehöre nicht zu den Poltrons; aus Gründen, die ich hier zu entwickeln nicht Lust habe, werde ich vielleicht öffentlich gegen Sie schweigen, auf Ihre Kosten aber werde ich privatim mit sehr derber Dar-

stellung Ihres Charakters mich rechtfertigen, wenn das Geschwader der Donatarien mir Verdruß erregen wollte, ob schon Sie den Lobredner jener Leute machen.

Das kann der schwarze Herr Registrator halten wie er will, er muß wissen, wem er sein Register abgelassen hat; ob er mich übrigens von vorne oder von hinten anfallen will, das gilt mir gleich, da ich auf allen Seiten gegen ihn gewaffnet bin.

So wenig ich den Inhalt jener skandalösen Tabelle widerrufen werde, so muß ich doch jetzt gegen die unzeitige Publizirung protestiren; ich halte es für unedel eine unglückliche Regierung zu beschimpfen.

Darin hat der Herr Briefsteller sehr recht. Ist ihm aber sein Register entwandt worden? der Verleger versichert es doch aus soliden Händen erhalten zu haben. Sollte der Herr Verfasser es nicht irgendwo communicirt haben?

Ich habe einen Theil meiner Ideen — Urtheile (nur freylich mit etlichen Schmeicheleyen ausstaffirt) in den vertrauten Briefen wieder gefunden.

Das ich nicht wüßte. Wollen der Herr Briefschreiber sich nur nicht zu viel einbilden. Freylich würden Hochdieselben eine andere Charakteristik des preußischen Hofes geschrieben haben, wie ich.

Es ist eine offenbare Lüge, wenn Sie in

den vertrauten Briefen sagen: Ich sauge aus allen Dingen Gift.

Bezeugt dies nicht etwa das schwarze Register? Spott und Tadel haben in mir jederzeit eine moralische Tendenz. Ihre eigenen Schriften enthalten ja Materialien in Menge zur Rechtfertigung meiner Prophezeyungen, nur mit dem Unterschiede, daß Sie allemal zurücktreten, wenn es darauf ankommt, personel zu verfahren, ich aber frisch auf die Personen losstürme u. s. w.

Daran thun Sie sehr übel, mein Herr!

Ich habe nichts mit den Personen, alles mit den Sachen zu thun: der rechtschaffenste Mann kann die verderblichsten Projekte ausführen, indem er sie für gut hält: Exempl. grat. Herr Baron v. Stein und die Tresorscheine!

Welchen Nutzen könnten Sie stiften, und in welchem edlen Lichte stünden Sie da, wenn Ihr Charakter von eben so reinem Metall und Ihre Tugend so fest wäre, wie Ihre Kenntnisse umfassend und Ihre Einsichten meist richtig sind.

Kann denn der Herr Registrator so bestimmt wissen, daß Derjenige, an den er seinen Brief schrieb, der Verfasser der vertrauten Briefe ist?

Uebrigens besteht die Tugend nicht in Beschimpfungen der Personen, die die Staatsangelegenheiten leiten. Man hält sich an Diese, nicht an Jene, und wenn der

Verfasser im zweyten Theil diese Regel manchmal verlassen hat, so thut es ihm jetzt leid.

Man sieht: Es ist nicht Allen, Alles Recht zu machen.

Sie, der Lobredner und Partisan Hoyms, Sie publiciren meine Güthertabelle!

Das wäre freylich eine große Inconsequenz, wenn es nur wahr wäre!

Ich werde aber trotz Ihrer Schimpfreden, mein Herr Registrator, der Lobredner des Graf Hoyms bleiben, und vergessen Sie nicht, daß er außer Diensten ist, mir also weder nützen noch schaden kann. Ich würde hinzusetzen: Er kenne mich nicht; wenn Sie sich belehren ließen.

Das verdrüßlichste ist, daß die Güther-Tabelle nicht nur nicht nach einem unvollständigen Manuscript, worin vieles gefehlt hat, abgedruckt worden ist, sondern (hier bekomme ich wieder einen Verweis) auch Verwirrungen darin geschehen sind.

Das Publikum sieht also: jenes schwarze Register ist nicht ächt. Ich mag weiter nichts damit zu thun haben.

Mag meinetwegen der Herr Registrator nun ein ächtes drucken lassen, oder jenes widerrufen, oder ausmitteln, wer hinter seinem Rücken das Manuscript verkauft hat, das ist mir alles einerley.

A n z e i g e.

So eben ist nun vollendet

Heinrich Brosenius

T e ch n o l o g i e

für

L e h r e r in S ch u l e n

und

zum Selbstunterricht.

Erster und zweyter Band.

75½ Bogen Text und 9 Kupfertafeln in 4to.

Leipzig 1807, bey Heinrich Gräff.

Verkaufspreis 3 Thlr. Partie-Preis bey 6 Exempl. à 2 Thlr.

Wenn es wahr ist, daß von allen Kenntnissen die practischen, oder die, welche in unmittelbarer Beziehung mit dem practischen Leben stehen, die wichtigsten und unerläßlichsten sind, so gehören technische Kenntnisse, nach dem einstimmigen Urtheile aller Erzieher, zu den unentbehrlichsten, und so ist es gewiß richtig, was der Verfasser jenes Werks in der Vorrede zum ersten Bande sagt: „daß J e d e r, d e r A n s p r u c h a u f B i l d u n g m a c h t, von der Technologie ohngefähr so viel, als in seiner Schrift enthalten ist, wissen müsse, wenn er nicht oft in Verlegenheit gesetzt seyn wolle, traurige Blößen zu geben.“ — Man kann daher dieses Werk ohne Bedenken als ein unentbehrliches Stück in jeder, wenn auch noch so kleinen Bibliothek jedes gebildeten Mannes, insbesondere aller jungen Leute, empfehlen, da es vor allen übrigen ähnlichen Schriften den Vorzug der größern Reichhaltigkeit und

Vollständigkeit hat. Das glaubt man aber noch bemerken zu müssen, daß man hier keine bloß trockne Aufzählung der Arbeiten, wie sie von Handwerkern und in Fabriken geschehen, zu erwarten habe, sondern daß die Beschreibung der Handwerke ꝛc. mit einer Menge nützlicher und interessanter Notizen aus der Kunstgeschichte gleichsam gewürzt ist, das Werk dadurch also am Werth um Vieles gewinnt, und auch öfteres Durchlesen und Studieren jedesmal reichlich belohnen wird. Hier ist der Inhalt des ganzen Werks:

Erster Band.

Erster Theil. Von der Verarbeitung der Naturproducte des Thierreichs.

Zweyter Theil. Von der Verarbeitung der Naturalien des Pflanzenreichs.

Zweyter Band.

Erster Abschnitt. Erden und Steine.

II. Kieselarten. Glasmacherkunst. Bereitung der Glasflüsse und des Schmelzes. Emaillirkunst. Verfertigung der unächten Perlen. Die Spiegelfabrik. Der Glaser. Der Glasschleifer. Der Glasschneider. Die Edelsteine. Der Steinschleifer. Der Juwelirer. Der Steinschneider. Die Mosaik.

III. Kalkarten. Gipsbrennerey. Stukkaturarbeiter. Gipser (Gipsgießer). Kalkbrennerey. Maurer. Steinmetz. Dachdecker (Schieferdecker). Bildhauer. Serpentinsteindreher.

Zweyter Abschnitt. Salze. Kochsalzsiederey. Salpetersiederey. Die Pulvermühle. Scheidewasserbrennerey. Alaunsiederey. Salmiakfabrik. Vitriolsiederey. Vitriolölbrennerey. Boraxraffinerie.

Dritter Abschnitt. Metalle. Die Förderung der Erze. (Bergbau). Die Aufbereitung der Erze, (Hüttenbau).

I. Gold und Silber. Münzkunst. Gold- und Silberfabrik, Goldschläger. Vergolder (Staffirmahler). Gold- und Silberarbeiter (Goldschmied).

II. Kupfer. Kupferhammer. Kupferschmied. Rothschmied (Rothgießer). Glockengießerey. Stückgießerey. Der Bildgießer. Kupferstecher. Kupferdrucker. Grünspanfabrik.

Zusammensetzung des Kupfers mit andern Metallen, besonders Zink, oder Verfertigung der Metallcompositionen, des Mannheimer Goldes (Semilore), Tombaks, Prinzmetalls, Pinschebaks und besonders des Messings. Messingwerk. Nadler. Gelbgießer. Gürtler. Uhrmacher (Kleinuhrmacher). Mechanicus. Leonische Gold- und Silberfabrik. Der Luggoldschläger, (Flitternmacher), Rechenpfennigschläger, Gewichtmacher, Waagen-, Leuchter-, Rollen-, Schellen-, Zapfen-, Ringmacher (Ringdreher). Fingerhutmacher, Trompetenmacher. Clausurmacher.

III. Eisen. Eisengießerey. Eisenhammer (Stabhammer), Blechhammer, Drahtzug. Stahlhütten. Eisenarbeiter. Schlösser. Großuhrmacher. Grobschmied (Huf- und Waffenschmied, Fahnenschmied). Ankerschmied. Feilenhauer. Büchsenmacher (Büchsenschmied). (Gewehrfabrik). Schwerdtfeger. Nagelschmied. Messerschmied. Chirurgische Instrumentenmacher. Windenmacher. Zeugschmied (Zirkelschmied, Bohrschmied). Sporer. Stempelschneider. Stahlarbeiter. Die Nähnadelfabrik. Löffelfabrik. Der Klempner. Ahlenschmied.

IV. Das Zinn. Der Zinngießer. Der Knaufmacher. Der Staniolschläger (Folienschläger).

V. Das Bley. Die Mennighütte (Mennigebrennerey). Die Bleyfabrik. (oder die Verfertigung der Bleyplatten und Bleyrollen, des Schrots, und der Kugeln und des Bleyweißes). Der Schriftgießer. Der Buchdrucker.

VI. Das Quecksilber. Die Bereitung des Zinnobers.

VII. Kobalt und Arsenik. a) Kobalt. Bereitung des Saflors (Zaffers) und der Smalte (Blaufarbenwerke). b) Der Arsenik. Gifthütten.

Vierter Abschnitt. Brennbare Mineralien oder Erdharze. a) Schwefel. Schwefelhütten. b) Reißbley. Bereitung der Bleystifte. c) Bernsteindreher.

